Der Müssiggänger,

eine Sittenschrift,

der

Vernunft und Tugend

gewiedmet.

In zween Theilen.

Aus dem Englischen übersetzt.

Duplex libelli dos est quod risum movet
Et quod prudenti vitam consilio monet.

PHAEDRUS.

Χαρις μικροισι.

Erster Theil.

Zittau und Leipzig,
bey Johann David Schöpsens Wittwe,
1764.

BIBLIOTHECA
REGIA

alt

32 Bs.65

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorbericht des Uebersetzers.

Gegenwärtige Wochenschrift muß der Titel selbst schon einem jeden anpreisen, weil er dem ersten Anscheine nach viel sonderbares verspricht, und man wird sich nicht betrogen finden. Man muß überhaupt darinne den Engländern den billigen Vorzug einräumen, daß sie vollkommen ge-

schickt sind, moralische Charactere, recht nach dem Leben zu zeichnen, und auch nicht den kleinsten Zug zu vergessen, der zur Vollkommenheit des Ganzen etwas beyträget. Der deutsche Leser wird sein gehofftes Vergnügen um so viel eher dabey finden, weil der Gegenstand gemeinnütziger ist, und nicht so viele Sachen mit eingemischet sind, die uns Deutsche wenig interessiren, wie man dieses wohl eher an den **Zuschauer, Schwätzer** und andern ausgesetzt hat. Englische Sitten und vornehmlich das Eigene und Besondere in denselben trifft man nicht überall an, und nur solchen, die das Genie der Nation kennen, werden dergleichen dunkle und uninteressante Stellen, nicht fremde vorkommen. Aber Müssiggänger giebt es in der ganzen Welt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Liebe zur Muße, wie der Verfasser angemerkt hat, mit zur Bestimmung des Hauptcharacters von einem

Menschen gehöre. Er wird sich daher mancher gelehrte, geschäfftige und privilegirte Müssiggänger, recht nach dem Leben in diesem Werkchen geschildert finden. Selbst das schöne Geschlechte ist davon nicht ausgenommen; und manche eingebildete kluge Hauswirthin, manche die den ganzen Tag entsetzlich viel zu schaffen hat, möchte ihren Nahmen kühnlich, unter verschiedene in dieser Schrift vorkommende Stücke schreiben. Kurz, das Werk muß seines Plans und seiner Absicht wegen Beyfall finden. Nur wünschte ich, daß viele die es bey müssigen Stunden lesen werden, es nicht blos zum Zeitvertreibe thun, sondern, wie es der Endzweck einer jeden Sittenschrift erfordert, sich daraus selbst erkennen lernen, das Erlernte auf den gesellschaftlichen Umgang mit der Welt anwenden, und sich bessern möchten. Doch ich werde es wohl blos bey dem guten Wunsche müssen bewenden lassen. Denn

die Welt würde gar bald zur Wüste werden, oder in den Zustand einer gänzlichen Unthätigkeit verfallen, wenn es nicht noch Müssiggänger in derselben gäbe, welche doch gewiß, wenigstens dazu überaus nützlich sind, die traurigen Lücken in unsern Gesellschaften auszufüllen, unsern kleinen Stolz über unsere eingebildeten großen und wichtigen Geschäffte in etwas zu demüthigen, und uns überhaupt die nöthige Wahrheit recht überzeugend zu lehren, daß der meiste Theil unserer Zeit, wenn wir auch noch so viel gethan zu haben glauben, wenn man es recht betrachten will, mit Müssiggehen verschwendet worden.

Von meiner Uebersetzung will ich weiter nichts sagen, als daß ich sie selbst nur bey müssigen Stunden, und blos zum Zeitvertreibe vorgenommen habe, weil ich, wie ich es hernach selbst aus dem Verfasser gelernet, es für besser halte, auf seiner

ner eigenen Studierstube müssig zu seyn, als an müssigen Gesellschaften, und zeitverderbenden Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, die auch unter den Müssiggängern in unsern Tagen Mode sind. Daher wird man mir auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die kleinen Nachläßigkeiten, die etwa hier und da vorkommen möchten übersehen, und sie meiner gelehrten Muße wie ich sie nennen will, auf die Rechnung schreiben. Denn ich mag weder unter die ehrgeizigen noch geldhungrigen Uebersetzer gehören, sondern ich schreibe blos zu meinem Vergnügen, und die nicht ganz müssige Erholung von meinen ernsthaftern Geschäfften, ist der Hauptbewegungsgrund meiner Autorschaft. Ich werde daher ganz großmüthig dabey bleiben, wenn gleich die beissenden Kunstrichter, welchen der Verfasser auch eine Stelle unter den Müssiggängern einräumet, sich über mich hermachen, und mit vielbedeu-

tenden

tenden Worten wenig sagen werden. Ich weiß doch wohl, daß sich dem ohnerachtet Müssiggänger genung finden werden, die das Buch kaufen, lesen und darüber lachen werden. Für diese ist es geschrieben, und mehr verlangt auch nicht

Der Uebersetzer.

Der Müssiggänger.

Erstes Stück.

Sonnabends, den 15. April 1758.

- - - Vacui sub umbra
Ludimus. HORAT.

Diejenigen, welche Wochenschriften herausgeben wollen, werden bald anfangs, durch die Schwierigkeit einen schicklichen Titel zu finden, aufgehalten. Zwey Schriftsteller haben seit dem Zuschauer, seinen Namen angenommen, ohne doch ein erbliches Recht hierüber aufweisen zu können. Man hat auch schon einen Versuch gemacht, den Schwätzer wieder aufleben zu lassen. Und die wunderlichen Benennungen, womit andere dergleichen Schriften beleget worden, zeigen zur Gnüge, daß ihre Verfasser dabey eben so verlegen gewesen, als die Amerikaner, welche sich von den Europäern ihre Namen geben lassen. Man wird es daher gar leicht von gegenwärtiger Schrift glauben, daß, wenn der Titel erst langes Suchens bedurft, man denselben niemals würde gefunden haben.

Jede Lebensart hat etwas eigenes an sich. Der Müssiggänger der sich angewöhnt hat, mit dem zufrieden zu

seyn, was er am leichtesten haben kann, vermeidet nicht nur alle Arbeit, die ohnedem öfters ganz fruchtlos ist; sondern es gelingt ihm manchmal noch besser, als allen denen, die alles für nichts halten, wozu sie bereits fähig sind, und dagegen jedes andere um so viel höher schätzen, je schwerer es zu erlangen ist.

Wenn anders die Gleichheit der Sitten ein Bewegungsgrund zu gefallen ist; so darf sich der Müssiggänger gewiß einen allgemeinen Beyfall versprechen. Denn es giebt wenige einzele Charaktere, die eine so große Menge von Menschen unter sich begreifen. Jeder Mensch ist, oder wünschet sich wenigstens, müssig zu seyn; sogar diejenigen, die am meisten davon entfernt scheinen, eilen recht, unsern Orden zu vermehren, und man kann wohl sagen, daß die Muße der Endzweck aller Geschäftigen sey, eben so wie der Friede die letzte Absicht des Krieges ausmacht.

Daher sollte sich denn auch kein Begriff besser schicken, das Verhältniß des Geschlechts zu der menschlichen Gattung zu bestimmen, als eben dieser, da man es ohne dem immer für schwer gehalten hat, von den Menschen eine richtige Beschreibung zu geben. Einige Weltweisen nennen ihn ein vernünftiges Thier, andere haben angemerket, daß die Vernunft eine Sache sey, an welcher auch andere Geschöpfe Antheil haben könnten. Bald soll er ein lachendes Thier heißen, und doch will man behaupten, daß manche Menschen in ihrem Leben nicht gelacht haben sollen. Am eigentlichsten könnte man den Begriff, durch ein müssiges Thier ausdrücken: denn es ist wohl niemand in der Welt, der nicht zuweilen müssig ist. Zum wenigsten ist dies eine Beschreibung, davon niemand, der sich in dieser Schrift finden wird, kann ausgenommen werden. Und wer

kann

kann wohl müssiger seyn als derjenige, der den Müssiggänger lieset?

Damit aber diese Beschreibung recht vollständig sey, so ist zu merken, daß die Muße nicht bloß den allgemeinen, sondern auch den ganz besondern Charakter des Menschen ausmachen müsse. Und vielleicht ist er auch das einzige Wesen von seiner Art, das man eigentlich müssig nennen kann, da die Menschen gemeiniglich gerne durch andere thun lassen, was sie leicht selbst verrichten könnten, oder doch Pflicht und Vergnügen, der Liebe zur Bequemlichkeit aufopfern.

Es wird auch schwerlich etwas gefunden werden, das dem Neide und der Mißgunst weniger unterworfen wäre. Der Müssiggänger hat weder Feinde noch Nebenbuhler. Der Geschäftige vergißt ihn, und Männer von großen Unternehmungen verachten ihn. Und obgleich Leute von gleicher Lebensart gemeiniglich in Streit und Eifersucht gegen einander gerathen, so sind doch die Müssiggänger immer in Friede beysammen; und wer unter ihnen den größten Ruf für sich hat, daß er nichts thut, freut sich vielmehr, andere neben sich zu sehen, die eben so müssig sind als er.

Was aber übrigens von dieser Schrift zu erwarten stehet, ob sie durch und durch gleichförmig oder verschieden, gelehrt oder nicht, politisch oder moralisch ausfallen; ob sie beständig fortdauern oder unterbrochen werden möchte, wird hoffentlich der geneigte Leser nicht zu wissen verlangen. Daß der Müssiggänger einen gewissen Plan habe, ist nicht zu zweifeln, denn dies ist sein Hauptwerk, allerhand Entwürfe zu machen. Ob er aber schon mancherley Anschläge im Kopfe hat, so wird er doch überaus sparsam damit seyn, selbige mitzutheilen. Denn er hat angemerkt, daß seine Leser sehr geschickt sind, dasjenige zu behalten, was er lan-

ge wieder vergessen hat; daß hiernächst seine Saumseligkeit in der Ausführung ihn dem Tadel einer beißenden Critik aussetzen möchte; ja, daß endlich die besten Entwürfe, wenn sie auch noch so schön und lange überdacht und ausgeschminkt worden, dennoch die Probe nicht gehalten, und man am Ende noch dazu damit ausgelacht worden ist.

Etwas aber kann man sich gleichwohl sicher von dem Charakter des Müssiggängers versprechen. Leute, die nach kleinen Histörchen neugierig sind, die auf die Veränderungen in Familien, und auf das Steigen und Fallen der Charakter männlichen sowohl als weiblichen Geschlechtes, Achtung geben, werden hoffentlich in diesen Blättern ihre Rechnung finden. Denn der Müssige bekümmert sich um alles was vorgeht, und ist selten zurückhaltend. Auch diejenigen, die an üblen Nachreden und Satiren Gefallen tragen, und gern den Ruhm derer verdunkelt wissen wollen, deren Ansehen ihnen zu stark in die Augen leuchtet, werden die Nachrichten des Müssiggängers mit einem ausnehmenden Vergnügen auffangen. Müssige Leute sind ohnedem von Natur überaus zum Tadel geneigt. Denn da sie sich selbst nichts zu thun vornehmen, so bilden sie sich ein, eine Sache sey leichte gethan, und wenn sie nicht nach ihrem Geschmacke ausfällt, so fahren sie gleich mit ihrem Tadel drüber her, und schreiben es als ein großes Verbrechen an.

Doch wird es auch nöthig seyn zu erinnern, daß ich mich dieserwegen mit niemand in einem Vertrag einlassen, oder mich gegen jemand verbinden werde. Wenn daher diejenigen, die wegen der Nachrichten sich etwa auf den Müssiggänger verlassen möchten, sich in ihrer übelangebrachten Hoffnung sollten betrogen finden, wird die Schuld einzig und allein auf sie selbst zurückfallen. Doch alle Hoffnung darf man gleichwohl noch nicht aufgeben. Der Müs-

siggän-

ßiggänger ob er gleich träge genung ist, bleibt er doch noch immer lebhaft, und man kann ihn auch zuweilen munter und aufgeweckt machen. Er wird sich bis zum Niedrigen herunter lassen, und auch bis zum Erhabenen hinan schwingen. Denn die Fähigkeit eines Müssiggängers ist flüchtig und ungestüm, und kann so leicht in Bewegung gebracht werden, wie ein schwerer Körper durch eine seinem Gewichte gemäße Kraft fortgestoßen wird.

Aber dergleichen Anstrengungen des Verstandes müssen freylich nicht zu ofte von ihm verlangt werden. Er wird daher mit Vergnügen die Beyhülfe seiner Correspondenten annehmen, die ihn in Stand setzen werden, mit leichter Mühe zu gefallen. Die Schreibart und die Gegenstände mögen übrigens seyn wie sie wollen. Nur das einzige bittet er sich aus, daß man die Aufsätze nicht zu lang mache, und keine unnöthige Lobeserhebungen, und überflüßige Complimente dabey verschwende. Denn die sich selbst bewußte Trägheit hat wenig Recht weitschweifend zu seyn, und das Lob ist dem Müssiggänger nicht halb so angenehm, als die Bequemlichkeit.

* *

Zweytes Stück.

Sonnabends, den 22. April.

- - - Toto vix quater anno
Membranam. HORAT.

Manche Meynungen sind oftmals eher heraus gesagt, als recht bedacht, und es giebt Wahrheiten, die eben so geschwind eingesehen als vergessen sind. Es ist überhaupt bekannt, daß derjenige, der viel erwartet, sich öfters in

in seiner Hoffnung betrogen findet. Doch dieser Betrug heilet uns selten von unsrer Erwartung, wenigstens hat er keine andere Wirkung, als daß er ein flüchtiges Moralisiren, oder verdrießliche Klagen hervorbringt. Wer sich schon auf die Reise des Lebens einschiffen lässet, der wird doch allemal lieber wünschen, durch den Druck des Windes, als durch das langweilige Schlagen der Ruder fortgebracht zu werden, und wie manche scheitern wohl unterweges, eben da sie auf einen günstigen Wind hofften, der ihnen nach Wunsche wehen sollte.

Man wird leichtlich muthmaßen, daß der Müssiggänger vielleicht vor kurzem eben auf diese Weise sey hintergangen worden, weil er nicht umsonst eine so mürrische Sprache führen würde. Ob nun zwar niemand verpflichtet ist, seine Heimlichkeiten zu offenbaren, so muß ich dem ohnerachtet bekennen, daß ich nun schon eine ganze Woche ein Schriftsteller bin, ohne ein einziges Wort vom Beyfall oder die geringste Nachricht von einigen Correspondenten zu erhalten.

Woher diese Nachlässigkeit kommen muß, bin ich nicht im Stande zu errathen. Viele meiner Vorgänger haben sich verbunden gesehen, gleich in ihrem zweyten Blatte ihren Dank für die gütige Aufnahme des erstern zu erwiedern, und in kurzer Zeit sind sie genöthiget worden, sich gegen die sinnreichen Herren und Damens zu entschulgen, daß ihre sonst vortreflichen und gelehrten Arbeiten unumgänglich haben müssen beygeleget werden.

Und was soll ich jetzt von mir denken? Da ich nicht eine dergleichen Höflichkeiten erfahren, kann ich auch keinen Dank erwiedern. Kein Herr oder Dame hat mir bisher Anlaß gegeben, misvergnügt zu werden, daß ich ihnen meine Geschicklichkeit nicht habe zeigen können, wie schön ich

den Unwillen befriedigen, die Nachlässigkeit entschuldigen, und die Verachtung bemänteln kann.

Ich habe es vorlängst gewußt, daß man den glänzenden Ruhm nicht unter die Nothwendigkeiten dieses Lebens rechnen dürfe: ich bin daher auch gar nicht böse darüber, wenn man mir den Beyfall versagt, den ich doch besser verdient zu haben glaubte. Aber das ist doch gewiß beklagenswürdig, daß unter einer ganzen Nation von Schriftstellern, mich auch nicht ein einziger auf eine so feyerliche Einladung, einiger Nachricht gewürdiget hat.

Wahrhaftig zu einer Zeit, da die Schreibsucht beyde, Jung und Alt eingenommen hat, da jede Köchin in der Küche ihre lyrischen Gedichte singt, und der Drescher in der Scheune sogar seine Heldengedichte herschreyet: da unsere Kaufleute den Witz in dicken Bänden verhandeln, und unsre Mädchens ihre Nährahmen verlassen, die Königreiche Weisheit zu lehren: da hätte ich es wahrhaftig für unnöthig erachtet, jemanden von seinen Geschäften abzurufen, da ihnen eine so schöne Gelegenheit angeboten wird, den Ruhm der Gelehrsamkeit zu erlangen.

Doch ich verlange eben deswegen nicht, daß der Schmid seinen Amboß, und die Spinnerin ihren Rocken solle stehen lassen, um sich mit mir in einen Briefwechsel einzulassen. Ich erwarte bloß Beyträge von solchen Leuten, die sich bereits den Wissenschaften gewidmet haben, oder die ohne eine gewisse Bestimmung zu haben, in der Welt herum irren, und das was sie an dem einen Orte gehöret haben, am andern wieder austragen.

Unter diesen sind ein großer Theil schon selbst Schriftsteller. Der eine hat einen Freund auf dem Lande, über den er alle Gewalt ausübet, und seine Leidenschaften, wie er nur will, beweget; dem er den Kopf mit allerley wunder-

lichen Meynungen warm macht, oder mit Beweisen anstrenget; dessen Bewunderung er suchet, und sich bey seinen Lobeserhebungen freuet, und der ihm statt eines Senats oder Theaters dienet, wie etwa die Römischen jungen Soldaten den Gebrauch ihrer Waffen lerneten, wenn sie wider einen andern Posten als gegen Feinde stritten. Ein andrer hat alle Taschen mit Abhandlungen und Sinngedichten angefüllet, die er von Haus zu Hause vorliest, und dem seine Freunde täglich anliegen, sie nicht länger der Ungeduld des Publici vorzuenthalten.

Wenn sich nun jemand unter ihnen bey solchen Vorspielen seines Witzes überzeugt finden sollte, er sey tüchtig genung für der gelehrten Welt zu erscheinen, fürchtet sich aber gleichwohl noch vor der Critik solcher Leute, die entweder schon selbst geschrieben haben, oder, weil sie selber nichts schreiben können, fertig genung sind, wider solche Ansprüche des Ruhms loszudonnern; diese können bey der Gelegenheit, wenn sie ihre Stücke an den Müssiggänger einschicken, ihre Fähigkeiten prüfen, und sich einen glücklichen Ausgang versprechen, ohne die geringste Gefahr dabey zu laufen.

Es sind auch noch verschiedene andere Vortheile mit dieser Einschleichung in das Publicum verknüpft, die nicht jedermann bekannt sind. Der beständige Herausgeber einer Schrift bleibt doch ein für allemal allein der Gegenstand der Critik. Was daran schlecht ist, wird ihm, das Gute aber seinen Mitarbeitern zugeschrieben. Und dieses verändert die Umstände der Sache wenig, daß beyde, der Autor und seine Correspondenten unbekannt bleiben. Der Autor, er mag seyn wer er will, ist ein Mann, von dem jeder Leser sich einen gewissen Begriff macht, weswegen er ihm denn auch ungern seinen Beyfall giebet. Das Lob

 aber,

aber, das man seinen Correspondenten giebt, wird in die Luft geredt, und niemand weiß, wem es zukommt, daher ist man denn auch nicht so muthwillig, es mitzutheilen.

Derjenige, der schon bekannt ist, daß er Aufsätze in Zeitschriften liefert, hat weiter keine Vorsicht nöthig, als daß er nur nicht sagen darf, was für einzele Stücke ihm zugehören. Eine solche Zurückhaltung ist zwar überaus schwer, aber wer es thun kann, wird sehen, mit wie leichter Mühe man berichtet werden könne.

Personen von Verdiensten können durch ein einziges Blatt einem ganzen Werke Ehre machen. Der Ruhm breitet sich ohnedem immer mit minder gütigen Händen durch die andern Classen aus, bis er zu bekannten Schriftstellern sich herabläßet, denen es schwer wird, mehr davon zu erhalten als sie verdienen. Andere hingegen, die ihm nicht bedürfen, oder nicht nöthig haben sich darum zu bewerben, bekommen denselben im Ueberflusse, und fünf Briefe, die das Jahr über an den Müßiggänger eingesandt werden, und davon höchstens nur zwey zum Drucke gelangen, können ihn bald den ersten Rang unter den Schriftstellern bey solchen zuwege bringen, die, der gegenwärtigen Art des Witzes überdrüßig, wünschen, daß sie in Vergessenheit gerathen mögen, ehe ihr Nahme, der noch nicht bekannt genung ist, verachtet zu werden, in Ansehn kommt.

---

* *

Drittes Stück.

Sonnabends, den 29. April.

- - - Otia vitae
Solamur cantu. STAT.

Es ist eine allgemeine Klage bey denen, die Schauspiele besuchen, daß das dramatische Fach schon lange erschöpfet sey, und daß, da die abwechselnden Glücksbegebenheiten und Zufälle des Lebens bereits in allen ihren möglichen Verbindungen gezeiget worden, gleich der erste Auftritt, uns von den letzten unterrichten, und so bald das Spiel sich nur angefangen habe, jeder Zuschauer schon wisse, wie sichs endigen werde. Kaum wird eine Verschwörung in einem Trauerspiele angesponnen, so sieht man schon im Voraus, wer sie entdecken wird. Oder es wird ein Brief in einer Comödie hinein gebracht, so kann man gleich sagen, bey wem er wird gefunden werden. Nichts bleibt dem Dichter noch übrig, als die Charactere und Empfindungen, die er nach Gefallen ausführen kann, ohne den Zuschauer in einer ängstlichen Ungewißheit zu lassen, oder ein lebhaftes Erstaunen in ihm zu erregen.

Mit einer neuen Schrift gehet es eben so wie mit einem neuen Schauspiele. Man steht immer in Gefahr zu hören, daß man nichts neues geschrieben habe. Meine Vorgänger waren weit glücklicher darinne. Sie hatten alle Laster und Thorheiten zu ihrer Wahl, und suchten sich solche darunter aus, die am ersten Anmuth und Aufmerksamkeit zuwege bringen konnten. Sie hatten das ganze Feld des menschlichen Lebens vor sich, das noch nicht bear-

beitet war. Charaktere von mancherley Art schossen ihnen daselbst auf, und es war ganz natürlich, daß sie die reichsten und schönsten Blumen zuerst abpflückten. Wir, als ihre Nachfolger, sind blos gezwungen, diejenigen Winkel zu durchschauen, die sie vergessen haben, und können allein die zufälligen Veränderungen daran bemerken, und müssen sie noch dazu durch unsern Fleiß und geschickte Unterscheidungen, die nicht jedermann sichtlich sind, angenehm zu machen suchen.

Manchmal trägt es sich wohl noch zu, daß die Hitze oder Nachläßigkeit der ersten Nachforscher, noch genung übrig gelassen, eine nochmalige Untersuchung zu begünstigen. Zuweilen entstehen auch neue Gegenstände unter unsern Händen auf, und indem man zu dem einen Stoff gefunden hat, entdecket man gar leicht noch andere Materien, die unsre Mühe reichlich belohnen. Bey dem allen muß man aber doch gestehen, je mehr schon gesagt worden ist, destoweniger bleibt uns zu sagen übrig, und jede Wahrheit, die von neuem ans Licht gestellt wird, verzehret endlich die reichhaltigen Goldgruben, woraus glückliche Genies ihre Schätze zu holen gewohnt sind.

Einige der Weltweisen geben vor, daß die Elemente selbst mit der Zeit würden erschöpft werden, daß die Sonne, wenn sie noch lange scheinen sollte, endlich ihr Licht gar verlieren, und die Erde bey fortdaurender Ausdünstung der wässerichten Theile zuletzt eine bloße sandigte Wüste seyn würde. Nun rathe ich es zwar nicht meinen Lesern, sich darüber zu beunruhigen, wie sie ohne Licht und Wasser werden leben können. Denn die Tage eines allgemeinen Durst̄s und immerwährenden Finsterniß sind noch weit entfernt, und das Meer und die Sonne werden dauren, so lange wir leben, und unsere Nachkommenschaft mag sehen, wie

sie

sie zu rechte kommt. Aber wenn die Schätze der Natur sollten aufgezehrt seyn, so wird man nach unserer Art zu leben engere Gränzen setzen müssen, und es ist zu befürchten, daß es der Welt viele Jahre zuvor an sittlichen und lehrreichen Schriften fehlen wird, ehe sie in Gefahr stehen wird, des Lichts und Wassers beraubet zu werden. Dieser Mangel wird den sinnreichen und schöpferischen Geistern zwar leicht auf eine oder die andere Weise zu ersetzen möglich seyn, aber die ganze Bande der Müssiggänger, wird diesen Verlust mit aller Empfindlichkeit, deren solche träge Seelen nur fähig sind, fühlen müssen.

Es ist wahr, wenn ich die unzähliche Menge Menschen bedenke, die ohne einen Trieb zu begehren oder ihren Willen auf etwas zu richten, in einer beständigen Unwirksamkeit liegen, bis sie etwa einmal ein äußerlicher Druck in Bewegung setzet; die am Morgen gedankenloß aufstehen, und sich gähnend nach der Nahrung für ihren Verstand umsehen, womit sie einige gutthätige Schriftstellen zu versorgen pflegen: so werde ich zu einer Art von Mitleiden bewogen, womit alle Menschen ihr Gebrechen unter einander betrachten sollten, um ein Mittel zu ihrer Wiederherstellung ausfindig zu machen, und zu untersuchen, auf was Art und Weise die Schläfrigen aufgemuntert, und die leeren Köpfe ausgefüllt werden könnten.

Man hält dafür, daß in der Raserey ein gewisses Vergnügen verborgen sey, welches den Rasenden nur allein bewußt sey. So viel aber ist sicher, es giebt ein gewisses Misvergnügen beym Müssiggange, daß nur Müssige allein empfinden können. Ich habe es selbst oft empfunden und bedauert, denn ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie angenehm einem die geringste Gelegenheit ist, die die Gedanken auffordert, und wie wohl es unserer schläfrigen und ver-

verdrießlichen Gemüthsart zu statten kommt, wenn uns einige Unterhaltung angeboten wird, auf die man von selbst nimmermehr würde verfallen seyn.

Es ist übrigens dieser Art von Leuten einerley, was sie für Unterhaltung bekommen, wenn sie sich nur dabey erlustigen können. Sie fallen mit eben so großer Hitze, über eine Sittenschrift, oder die Begebenheiten eines Räubers her, als sie die Vorhersagung eines Cometen, oder die Ausrechnung einer Lotterie lesen. Sie würden sich daher mit leichter Mühe vergnügen können, wenn sie nur ihren eigenen Verstand dabey zu Rathe ziehen wollten. Da sie sich aber nicht die Mühe nehmen wollen, selbst zu denken, müssen sie immer jemand anders haben, der für sie denkt: Und es kommt bey den Schriften bloß darauf an, daß sie denen gefallen, die von ihnen erst wollen lernen gefällig zu seyn.

Wie manches Unheil ist nicht schon in der Welt gestiftet worden, ohne doch ein sonderliches Interesse oder Absichten dabey zu haben. Derjenige, der den Charakter eines Kunstrichters angenommen hat, und nur immer zu tadeln weiß, bildet sich ein, er greife damit niemand als den eigentlichen Verfasser an, und betrachtet ihn als einen gefährlichen Menschen, an dem jedermann sich zu reiben berechtiget wäre. Aber er bedenkt nicht, daß er so viele unschuldige Leute mit hineinziehet, da er sie lehret gefährlich zu seyn, ohne Bosheit und Einwürfe zu wiederholen, die sie doch nicht verstehen. Ja er bedenkt dabey gar nicht, wie manchen ehrlichen Mann er des Vergnügens beraubt, mit einer kunstmäßigen Verachtung zu zeigen, daß er weise genung sey, seine eigene Empfindung darüber zu entdecken. Und wahrhaftig derjenige, der von einem Kunstrichter gelernt hat, alles zu tadeln, was ihm doch sonst in seiner

ner natürlichen Gestalt gefiel, hat eben so hohe Ursache, sich über seinen Lehrmeister zu beklagen, als ein Wahnsinniger seinen Arzt schelten würde, der ihn eben da, wo er glaubte, im Besitze aller Schätze von Peru zu seyn, auf einmal mit seinen Arzneyen wieder zum ärmsten Manne macht.

Wird man sich aber solchergestalt wider seinen eigenen Vortheil bearbeiten, so darf man sich nicht einbilden, daß der Müssiggänger sich darüber eben sehr beunruhigen werde. Er muß dahin sehen, sich selbst sowohl als anderen ein Vergnügen zu verschaffen, und hat schon gelernt, wenigstens bemühet er sich stark, es noch zu lernen: daß man, um andere zu belustigen, sein eigenes Vergnügen nicht aus den Augen setzen müsse.

****

Viertes Stück.

Sonnabends, den 6. May.

Παντας γαρ φιλεεσκε.

HOM.

Das Mitleiden, oder die Zärtlichkeit gegen die Elenden, welche jetzo von den meisten Menschen, als eine von der Gottseligkeit unzertrennlichen Pflicht betrachtet wird, und die auch beynahe den Vorzug unsers gegenwärtigen Zeitalters ausmacht, ist meinen Gedanken nach wohl nur unter denen bekannt, welche das Licht der Offenbarung entweder unmittelbar oder durch die Ueberlieferung erhalten haben.

Denn ob uns gleich die alten Geschichtschreiber die weisesten Vorschriften, zu guten Staatsverfassungen, und

die

die rühmlichsten Beyspiele patriotischer Gesinnungen hinterlassen haben; so daß ihre Einrichtungen von allen folgenden Gesetzgebern sind nachgeschrieben worden, und ihre Geschichte von Staatsklugen sowohl als von denen aus dem Soldatenstande durchstudiret wird: so finden wir darinne keines einzigen Armenhauses und Hospitals, oder solcher Plätze gedacht, wo das Alter seine Ruhe, und die Kranken ihre Bequemlichkeit haben können.

Die Römischen Kaiser theilten zwar reichliche Geschenke unter die Bürger und Soldaten aus, aber man rechnete es ihnen eben für keine sonderliche Tugend an. Es war auch weiter nichts als eine prahlerische Freygebigkeit, womit man die Stimmen und den Beyfall des Volkes zu erhalten suchte. Daher war denn auch ihre Mildthätigkeit bloß zufällig, und wenn jemand die Gunst des Pöbels benöthiget war, so mußte er sich auf solche Art zuvor einzuschmeicheln suchen. Niemand dachte dabey an eine beständige Versorgung der Dürftigen, oder daß man etwa auf die Nachwelt gesehen, und ihrem künftigen Elende durch mildreiche Stiftungen zuvor zu kommen gesucht hätte.

Einige Vernünftler, denen man noch zu zeitig den Namen der Weltweisen beygelegt hat, wollen das Mitleiden zu einer bloß eigennützigen Leidenschaft machen, die nur eine erzwungene schmerzhafte Empfindung beym Anblick des Elends unsrer Nebenmenschen hervorbrächte. Aber wenn diese Empfindung nichts weiter, als ein viehischer Trieb einer unbearbeiteten Natur wäre, so würde sie auch nur sehr kalte und flüchtige Wirkungen haben; sie würde sich selten bis zur Thätlichkeit auslassen, noch viel weniger an die Erleichterung des Elendes solcher Menschen denken, die noch sollen gebohren werden.

Sein

Sein Gut und Blut den Armen zum Besten aufopfern, das ist eine Tugend, zu der sich die sich selbst überlassene Vernunft wohl niemals hinan schwingen wird. Denn alles was man uns auch von der Mildthätigkeit der Mahometaner sagen kann, hat der Stifter ihrer Sekte ganz augenscheinlich aus den Lehren der christlichen Religion in die Seinige hinüber getragen. Und die Sorgfalt, welche einige orientalische Sekten für die Bedürfnisse der Armen und Kranken tragen sollen, gehört mit zu den Beweisgründen, welche darthun, das Zoroaster seine Gesetze aus den Schriften Mosis erborgt hat.

Unsre jetzigen Zeiten, die wir nicht unrecht unter die größten Zeitpunkte der Geschichte zählen können, haben solche Beyspiele der christlichen Liebe hervorgebracht, die man allen zur sichern Nachahmung vorlegen kann. Es ist wahr, die ziemlich gleiche Eintheilung der Reichthümer, welche eine lange Handlung nach sich gezogen, erlaubet es nicht einem jeden Privatmanne, Armenhäuser aufzubauen, die einer großen Festung gleichen, oder ganze Rittergüter zu milden Stiftungen anzuwenden. Man kann freylich jetzo nicht solche reichliche und unermeßliche Belohnungen austheilen, wie in alten Zeiten von denen geschehen ist, die ganze Grafschaften, und ganze Provinzen besaßen. Aber das muß doch auch gewiß seyn, sobald nur eine neue Art von Elenden zum Vorschein kömmt, und ein Mittel dafür vorgeschlagen wird, sogleich ist jedermann bereitwillig, das Seinige dazu beyzutragen, man bemüht sich, überall Vorsprache zu thun, ja man opfert oftmals alle Arten der Ergötzlichkeit zum Besten der Tugend auf einige Zeit auf.

Für alle nur mögliche Fälle des menschlichen Elends hat man besondere Häuser errichtet, wo man Aufnahme

und Hülfe finden kann, und man wird nur sehr wenige unter uns finden, die, sie müßten denn sehr arm seyn, sich nicht dasjenige anmaßen sollten, was bey den Mahometanern in ihren eifrigen Gebeten für die Armen gebetet wird.

Unter diese Anstalten, die das Herz mit ununterbrochenem Vergnügen übersehen kann, gehöret auch die Einrichtung besonderer Krankenhäuser. Bey andern Gegenständen unsrer Mildthätigkeit sind die Folgen öfters sehr ungewiß. Von einigen Uebeln, denen man durch Wohlthaten gerne abhelfen will, ist es nicht allemal sicher, ob sie auch demjenigen, der sie an sich hat, beschwerlich, oder dem gemeinen Wesen nachtheilig sind; aber kein Mensch zweifelt daran, daß die Wunden und Krankheiten wahrhaftige Uebel an einem Menschen sind, und daß es der Mühe und Sorgfalt gutherziger Seelen wohl werth sey, solchen Leuten mit Rath und That beyzustehen, von deren Arbeit Frau und Kinder ihr Brod erwarten, durch einen schädlichen Zufall aber, oder durch eine langwierige Krankheit im Mangel und Elende seufzen, und andern und sich selber zur Last werden.

Doch da die Hospitäler in unsern Tagen allein auf freywilligen Beysteuern beruhen, und keine eigentlichen und festgesetzten Fonds haben, so ist zu befürchten, daß nicht endlich das Feuer der Andacht, das jetzo so hell und stark brennet, aus Mangel beständiger Nahrung wieder verlöschen möchte, und daß sie nicht etwa aus der Mode kommen, da der Unbestand die Aufmerksamkeit des Publici leicht auf etwas anders ziehen möchte, daß, weil es neu ist, auch besser gefällt und annehmlicher wird.

Sachen die nur auf ein bloßes Glück ankommen, sind der Veränderung am allerersten unterworfen. Man sollte

daher, wenn irgend eine Anstalt für gut und nützlich befunden worden, sogleich dieses die erste Sorge seyn lassen, sie dauerhaft zu machen.

Die Menschen sind veränderlich und ihre Handlungen so unvollkommen als sie selbst sind, und es steht nicht allemal in unserer Gewalt, ihnen eine Dauer zu geben. Wir müssen daher die nächste Gelegenheit ergreifen, und die wohl anzuwenden suchen, ohne uns ins künftige zu sehr zu bekümmern, und uns damit beunruhigen, daß wir das Unsere dabey redlich gethan haben. Wer allzuviel auf einmal ausführen will, der stirbt im Wünschen, und muß bis auf die letzte Stunde, seine unbrauchbaren Absichten und fruchtlosen Eifer beseufzen. Die meisten wirklichen Beförderer solcher Liebeswerke, können von einigen darzwischenkommenden Unanständigkeiten befreyt bleiben, welche sodann Verachtung und Tadel erwecken, und die Saumseligkeit zu unterstützen dienen, die sich nur allzu leicht von sich selbst einstellet. Die am Tage liegenden Gerechtsamen, zwischen verschiednen Hospitälern, und die Hitze, womit es ein Patron dem andern zuvor thun will, könnten die schwachen Geister mit Vorurtheilen gegen alle dergleichen Anstalten einnehmen. Denn man wird es nicht leicht glauben, daß ein Mensch mit guten Gründen den andern davon ausschliessen könne, Gutes zu thun. Diese Regungen der christlichen Liebe können daher durch kein ander Mittel unterhalten werden, als wenn man diese lächerliche Uneinigkeit zu vergleichen sucht, und anstatt zu streiten, wer der einzige Wohlthäter der Dürftigen seyn soll, sich um nichts anders bekümmert, als wer der erste seyn wird.

Fünftes

* * * * * * * * * * * * * * * * * * a * * * * * * * * *

Fünftes Stück.

Sonnabends, den 13. May.

- - - Καλλος
Αντ' εγχεων απαντων
Αντ' ασπιδων απασων. ANACR.

Unsere Kriegsoperationen haben nunmehr wieder ihren Anfang genommen, die Trouppen sind mit aller möglichen Pracht aufgebrochen, und es ist auf der Insel Wight ein Lager für sie abgestochen worden. Das Herz aller Engelländer heget anjeßt ein großes Vertrauen, das durch großmüthige und zärtliche Gesinnungen über die Bestürzung und das Unglück unserer Feinde belebet wird. Diese furchtbare Zurüstung und ansehnlicher Aufzug, hat aber auch bey verschiedenen Gemüthern, in Ansehung ihrer Denkungsart, Geschäfte und Gemüthsbeschaffenheit verschiedene Wirkungen hervorgebracht.

Manch zärtliches Mädchen hält ihren Liebhaber schon für verlohren, weil er nicht zur Armee abgehen kann, ohne über die See zu fahren. Die Staatsverständigen schmeicheln sich, daß man in wenig Tagen die französische Gesandten hier sehen werde, um Friede zu bitten. Einige vermuthen eine blutige Schlacht, welches Gelegenheit zu überaus schönen Mährchen geben sollte. Andere dichten schon Siegeslieder, wenn wieder andre geschäftig sind, die Triumphbögen zu verfertigen, oder Feuerwerke zur Friedensfeyer zusammen zu setzen.

Es ist nun schon nicht anders, alle weitaussehende und verwickelte Gegenstände werden allemal nach ihren

verschiedenen Theilen, auch verschiedentlich betrachtet, und die Gemüther der Menschen sind so oft veränderlich, als ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders gezogen wird. Jetzt ist nun einmal die allgemeine Sorge auf unsere Soldaten gerichtet, die im Begriff sind, ihr Vaterland zu verlassen, und wer weiß auf wie lange in die unwegsamen Wüsten der Insul Wight wandern müssen. Die Schönen seufzen über ihre Leiden, und die lustigen Brüder trinken immer auf ihre glücklichen Unternehmungen loß. Ich, der ich glaube etwas philosophischer zu denken, kann wohl sagen, daß ich die Trouppen mit weniger Bewegung ausrücken sahe: meine Gedanken waren auf etwas ganz anders gerichtet, und die Thränen standen mir in den Augen, nicht sowohl wegen der Abreisenden, als vielmehr wegen der Zurückgebliebenen.

Es ist nicht zu zweifeln, unsere Trouppen werden bey einer ihnen eigenen Behutsamkeit gut fortkommen, denn sie haben Leute gnug unter sich, die auf sie Achtung geben können. Aber was wird unser Frauenzimmer nun ohne sie anfangen? womit werden sie sich nun die Zeit vertreiben, und sich in ihrer Einsamkeit trösten, da ihnen die artige Aufführung der Soldaten bisher so viel Vergnügen schaffen müssen?

Wenn wir nur annehmen, daß unter funfzig tausend Personen, die jetzo zu verschiedenen Verrichtungen bestimmt sind, ein jeder gelegentlich nur vier Frauenzimmer zu bedienen gehabt; so werden wir leicht den Ueberschlag machen können, daß zweymal hundert tausend Frauenzimmer dabey in die traurige Verlegenheit gesetzt worden, in die Auctionen und Galanteriebuden ohne einen Begleiter zu gehen, und in der Comödie zu sitzen, ohne einen Kunstrichter neben sich zu haben, der ihre Urtheile bekräftigte. Zweymal

mal hundert tausend Damens müssen nun ihre Fächer nach ihrem eigenen Gutbefinden einkaufen, und ihren Putz nach ihrem Gefallen einrichten. Sie werden ohne Galans, ohne einen Beschützer bey sich zu haben, die Spatziergänge und Gärten besuchen, und die Charten allein mengen müssen, ohne Hoffnung den vierten Mann zu kriegen, die Partie vollkommen zu machen.

Einige unter ihnen werden zwar vielleicht Schooshündgens oder Affen zum Zeitvertreibe haben, aber das sind sehr unvollständige Gesellschaften. Wie mancher nützlicher Dienst wird nicht durch diese scharlachenen Herren geleistet, wozu ein Hund oder Affe nicht die geringste Geschicklichkeit besitzet. Ein Papagoy ist zwar manchmal so artig als ein Hauptmann, und wenn er oftmals in guter Gesellschaft gewesen ist, so läßt sichs schon mit ihm umgehen. Aber ein Papagoy bleibt doch allemal eine schlechte Creatur, er trägt doch keinen Degen oder Achselband, und kann weder tanzen noch in der Charte spielen.

Da nun die Soldaten ihrer Schuldigkeit gemäß gehorchen, und in die gegen Frankreich liegenden Küsten des Königreichs abgehen müssen, so weis ich nicht, warum das Frauenzimmer, welches doch ohne sie nicht leben kann, ihnen nicht nachfolgen sollte. Bloß das Vorurtheil und der Stolz der Männer ist Schuld daran, daß man seit langen Zeiten dafür gehalten hat, der Degen und die Spindel wären für unterschiedene Hände gemacht. Daher ist es auch gekommen, daß man dem andern Geschlechte allen Antheil an der Ehre des Krieges versaget hat. Dieser Gedanke möchte zur Noth noch in Frankreich gelten können, wo die salischen Gesetze das weibliche Geschlecht ohnedem von der Thronfolge ausschließen, aber wir, die wir ihnen

erlauben Souveraine zu werden, können sicher behaupten, daß sie sich zum Soldatenstande schicken werden.

Es wäre zu wünschen, daß jemand, dessen Erfahrung und Ansehen alle Achtung verdiente, den Vorschlag thäte, daß in dem Feldzuge auf dieses Jahrs eine gleichmäßige Anzahl von Manns- und Weibspersonen müßte angenommen werden, die in verschiednen Corps marschiren und fechten sollten. Ich bin gut dafür, wenn man einmal besondere Hauptleute dazu anwiese, und die Trommel rühren ließe, solche weibliche Volontairs zu werben, unsere Regimenter würden bald voll werden, ohne dabey den Vorwurf gewaltsamer Expressungen hören zu dürfen.

Von diesen Heldinnen könnten einige zu Fuße dienen, denen man sodann den Nahmen der weiblichen Infanterie geben würde, andere möchten zu Pferde sitzen und dies würden Weiberhusaren heissen können.

Ich habe schon allen Einwendungen, die man gegen diesen Entwurf machen könnte, im Voraus nachgedacht, und ich finde unter allen Pflichten, die ein heutiger Soldat auszuüben hat, keine, außer dem Gehorsame, die ein Frauenzimmer nicht eben so gut auf sich nehmen könnte. Wenn der Puder den Haaren entgangen ist, so hat die Frau den Piester, und wenn der Rock Flecken kriegt, hat sie die Bürste. Die Tapferkeit ist jetzo, nach dem die Schießgewehre aufgekommen sind, ohnedem von gar geringer Erheblichkeit, mit dem Degen in der Faust wird nur selten einmal gefochten, und was giebt es denn bey einem Angriffe oder Abzuge sonderliches, was nicht eben sowohl ein muntres Mädchen verrichten könnte.

Unsere männlichen Trouppen dürfen überdies nicht glauben, daß sie durch solche Hülfsvölker beschimpfet würden, bevor sie uns nicht zeigen können, daß sie etwas ge-

than hätten, was ihnen die Weiber nicht auch nachthun könnten. Die Trouppen des General Braddok sahen niemals ihren Feind, und vielleicht hätte eine Armee Weiber sie geschlagen. Hätte unser General in America eine Armee Mädchens beysammen gehabt, er würde immer noch sein Fort errichtet und behalten haben. Wäre Minorca von einer weiblichen Besatzung vertheidiget worden, es würde eben so gut ohne Breche seyn eingenommen worden. Und wer zweifelt daran, daß siebenzig tausend Frauenzimmer es auch würden gewagt haben, sich vor Rochefort sehen zu lassen, ein Dorf auszuplündern, einen Weinberg zu verwüsten, und ganz sicher wieder nach Hause zu kommen.

* *

Sechstes Stück.
Sonnabends, den 20. May.

Ταμειον αρετης γεναια γυνη.

GR. PROV.

Dasjenige Frauenzimmer, welches sich anheischig gemacht, tausend Meilen in so viel Stunden auf einem Pferde zu reiten, hat ihre Reise in etwas mehr denn zwey Dritteln der bestimmten Zeit vollendet, und man hat sie die letzte Meile mit allen Ehrenbezeugungen eingeholet. Ein lauter Zuruf erschallte bey ihrer Ankunft, und ihr Weg ward mit lauter Blumen bestreuet.

Jedermann muß es angenehm seyn, wenn das wahre Verdienst durch öffentlichen Beyfall geehret wird; und ich würde michs nicht unterstehen zu wünschen, daß der Ruhm dieser Amazonin und ihres Pferdes verringert werden sollte:

aber ich kann gleichwohl nicht umhin, sie zu bedauern, daß sie keine bessere und anständigere Belohnung erhalten hat.

Vor alten Zeiten wurden die Kränze von Lorbern oder Eichen, als eine gute Belohnung für die beschwerlichsten Arbeiten, und schrecklichsten Gefahren angesehen, und wenn jemand die Beschwerlichkeiten eines langen Marsches oder der stürmischen See ausgestanden hatte, so war ein wohlriechender Kranz von Blumen die angenehmste Vergeltung für ihn.

Wäre unsere Heldin in jenen alten Zeiten gebohren worden, so würde sie sich vielleicht auch an der Einfalt dieser altväterischen Erkenntlichkeit haben vergnügen können. Und wenn ihr dieses noch nicht genung gewesen wäre, so würde sie diesen Mangel mit der süssen Hoffnung der Vergötterung haben ersetzen können. Sie würde sich im Voraus die Altäre und Gelübde im Geiste haben vorstellen dürfen, welche die Liebhaber des ritterlichen Ruhms ihr, als der Patronin des Wettrennens, und Göttin des Stalls würden gebracht haben.

Aber das Schicksal hat sie für ein aufgeklärtes Zeitalter aufbehalten, das Blumen und Blätter für sehr vergängliche Sachen hält. Für ein Zeitalter, das den Nutzen als den vornehmsten Endzweck der Ehrbegierde betrachtet, und den Ausgang einer Unternehmung bloß nach dem Werthe des Geldes schätzet, das man dabey gewinnt oder verlieret. Wenn man heute zu Tage noch den Weg mit Dazetten und Lilien bestreuen wollte, so würde dies eben so viel heißen, als mit unsern Verdiensten und Hoffnungen einen Scherz treiben. Für dergleichen blühende Münze giebt kein Kaufmann seine Juwelen weg, und der Krämer läßt nicht eine Elle Stoff dafür abschneiden. Ein Schlüssel-

selblümchen, wenn es auch unter den Füssen des berühmtesten Wettlaufers wäre aufgehoben worden, wird niemand für einen Saß im Spiele annehmen, man kriegt keinen Siß in der Oper, keine Lichter zu einem Balle, keine Libereytressen dafür. Und ob es gleich einige Virtuosen giebt, die sich die größte Ehre daraus machen, etwas zu besißen, das noch niemand hat, so sind doch andere mehr daran gewöhnt, ihre Cabinetter lieber mit gestohlnen als erkauften Sachen zu bereichern, und noch würde keiner unter ihnen eine solche Ehrenblume stehlen oder kaufen, er wüßte denn gewiß, daß die andern alle gänzlich verlohren gegangen wären.

Es wird daher dieser bewundernswürdigen Dame wenig Vergnügen verursacht haben, daß man sie zwar mit vielen Ehren, aber so altväterischen und unnöthigen Ceremonien empfangen hat. Hätte man den Weg lieber mit Ducaten bestreut, wenn gleich nur den zehnten Theil der leßten Meile, so würde sie doch ihre Geschicklichkeit nicht für ganz verlohren haben achten dürfen. Sie würde die übrige Zeit dazu haben anwenden können, ihre Belohnung mit leichter Mühe einzusammlen, ohne dabey der Atalanta Schicksal zu befahren. *

Man könnte sagen, so einen großen Fleck mit Ducaten zu belegen, würde allzuviel Aufwand verursachen, da

 man

*) Diese Atalanta, welche einige für Jasons, andere für Schönei Tochter halten, besaß auch eine besondere Geschicklichkeit im Laufen, und da sie sich entschlossen, niemals zu heirathen, that sie endlich doch ihren Liebhabern den Vorschlag, sie wollte denjenigen, der sie im Wettlaufen übertreffen würde, zu ihrem Gemahl erwählen. Nachdem sie nun schon viele überwunden, trug Hippomenes den Sieg davon, sie wurde aber von den Göttern gestraft, und in eine Löwinn verwandelt.

A. d. U.

man jetzt ohnedem in einen Krieg verwickelt wäre, der uns sparsamer zu seyn lehren muß. Aber außerordentliche Vorschläge sind auch nur für außerordentliche Fälle gemacht, und man kann schon einer Dame zu gefallen, die tausend Meilen in eben so viel Stunden geritten ist, einmal von der allgemeinen Regel etwas abgehen.

Da uns nun aber schon der Geist des Alterthums dergestalt eingenommen hat, daß wir ebenfalls Blumen für Geld bey dieser Gelegenheit ausgetheilet haben, so wollen wir doch wenigstens unsere Nachahmung der Alten vollkommen zu machen, uns bemühen der Nachwelt das Andenken einer solchen Tugend aufzubehalten, die wir über alle Geldbelohnungen erhaben zu seyn glauben. Ich dächte daher, wenn man dieser Heldinn eine Statue zu Pferde neben dem Rennplatze in New Market aufrichtete, junge Gemüther zur rühmlichen Nacheiferung zu ermuntern, und unsern Urenkel Töchtern noch zu sagen, was ehemals ein Englisches Mädchen vermocht hat.

Wie aber die berühmtesten Thaten, wenn sie bloß der mündlichen Sage überlassen sind, oftermals verdunkelt werden, so wird es wohl auch nöthig seyn, eine kurze Nachricht von dieser großen Begebenheit in das Fußgestelle einzugraben. Man müßte aber wohl zusehen, daß diese Innschrift nicht etwa von ungeschickten Händen verfertiget würde. Wollte man die Sache unsern Rednern überlassen, so ist nicht zu zweifeln, sie würden selbige ihres Gegenstandes würdig, nach aller ihrer Stärke auszudrücken suchen, aber es steht auch dabey zu befürchten, daß sie solche Redensarten dabey brauchen würden, die, ob man sie jetzo gleich sehr wohl verstünde, in einem andern Jahrhunderte ganz zweydeutig ausfallen würden. Gesetzt also, die Nachwelt läse auf diesem Denkmaale folgende Worte: Dieses

Frauen=

Frauenzimmer trug ihr Pferd tausend Meilen in tausend Stunden; so würde man beydes die Statue und die Innschrift für sehr zweydeutig halten, denn der eine würde sich dabey die Vorstellung machen, als ob das Pferd seinen Reuter so weit getragen, wenn der andre behaupten würde, die Frau hätte ihr Pferd so weit geritten.

Es könnten auch überdies noch allerhand Zweifel und Streitigkeiten unter den speculativischen Köpfen, und den Geschichtschreibern, so wohl über die Bewegungsgründe als über die Art der Ausführung dieser Handlung entstehen. Wem es bekannt wäre, daß sich dieses Wunder im Kriege zugetragen habe, der würde glauben, die Frau sey vom Feinde überfallen worden, und habe ihr Leben oder ihre Keuschheit durch die Flucht zu erhalten gesucht. Andere würden auf die Muthmassung gerathen, als habe man sie, wegen einer Nachricht, die sie von den Unternehmungen der Feinde hinterbracht, also geehret: oder daß sie die Zeitung von einem erhaltenen Siege gemeldet, oder auch abgeschickt worden sey, eine Verschwörung zu entdecken. Noch andere, die sich einbilden möchten, klüger und scharfsinniger zu denken, werden dergleichen patriotische und sonst zum gemeinen Besten abzielende Gedanken für unwahrscheinlich, und für bloße Chimären halten, sie werden ganz zuversichtlich sagen, sie sey von ihren Vormündern geflohen, und ihre Eilfertigkeit habe nichts anders als Furcht und Liebe zum Grunde gehabt.

Man könnte sich daher am sichersten durch folgende Innschrift helfen: sie gewann ihre Wette; und damit man es nicht mit der Zeit bey veränderten Sitten für eine übertriebene oder unglaubliche Sache halte, so könnte man hinzusetzen, daß zu der Zeit die Haupttriebfedern der menschlichen Handlungen ihren Werth gänzlich verlohren gehabt, und

und daß, da die Ruhmbegierde erloschen, und die Furcht vor der Schande lächerlich geworden, das größte Vergnügen eines Engländers darinne bestanden habe, seine Wette zu gewinnen.

* *

Siebentes Stück.

Sonnabends, den 27. May.

Eine der liebsten Beschäftigungen des Müßiggängers ist, die Werke der kleinen Historienschreiber und Neuigkeitskrämer zu lesen, die, ob sie gleich von den Verfassern weitläuftiger Schriften mit sehr verächtlichen Augen angesehen werden, dennoch unter einem Volke überaus nöthig sind, wo der Ueberfluß an Gütern, manchem langweilige Zeit verursachet, und wo der eine Theil sonst nichts zu thun hat, als auf die Lebensart und Umstände der andern Achtung zu geben.

Uns, die wir alle Morgen und Abende mit Nachrichten versehen werden, und von Tage zu Tage überflüßigen Stoff zur angenehmen Unterhaltung einer Gesellschaft kriegen, will es fast unbegreiflich vorkommen, wie ein Mensch ohne Zeitungen zu lesen leben könne, oder auf was Art sich die Leute in den entferntesten Gegenden der Welt in ihren Zusammenkünften unterhalten müssen, wo man keine Jahrbücher, gelehrte Magazine, Zeitungen, Avertissements, Wochenschriften oder Posten haben kann.

Es giebt doch immer nur wenig Leute in einem Lande, die sich aus eigener Erfindung etwas zu reden machen können, oder mit ihrem eigenen Witz eine lange Unterredung ange-

angenehm zu machen wissen. Diejenigen, die noch geschickt sind, etwas durch ihr eigenes Nachdenken herauszubringen, wird man gar bald überdrüßig zu hören. Die meisten Erzählungen unter den Menschen müssen sich eigentlich auf solche Sachen beziehen, wovon der Redende einigen Nutzen hat, oder doch zu haben glaubet. Und wenn dieses fehlen wird, wird das Vergnügen in unsern Gesellschaften bloß sinnlich werden; wie solches bey den Türken, welche den Europäern in der artigen Lebensart ziemlich gleich kommen, Brauch ist, die von keinem größern Vergnügen bey ihren Gastmahlen wissen, als wenn sie einem Pfeiffer zuhören, oder einen Gaukelspieler zusehen können, und es wird keine Gesellschaft lange beysammen seyn, es wäre denn, daß sie Musik und Schauspieler dabey hätten.

Alle Fremden haben angemerkt, daß das gemeine Volk in Engelland weit gelehrter sey als an andern Orten. Diesen Vorzug haben wir den kleinen gelehrten Nachrichten zu danken, welche beständig unter uns herumlaufen, die ein jeder nach Gefallen lesen und sich zu Nutze machen kann.

Eine so allgemeine Ausbreitung des Witzes führet vielleicht auch einige Unbequemlichkeiten bey sich. Sie überhäuft die Nation mit einer großen Menge seichter Halbgelehrten, und hält viele Leute von ihren Arbeiten ab. Ja sie verursacht, daß ein übertriebener Stolz, und hartnäckiger Eigensinn eingeführt wird, die aber lange noch nicht hinreichend sind, unserm Geiste eine gründliche Wissenschaft beyzubringen.

Dazu kommt noch dieses, daß solche Sachen, die etwa beym Publico Eingang gefunden, ohne Noth und Nutzen von gewinnsüchtigen Leuten gehäufet werden, welcher Ueberfluß denn gemeiniglich eine Geringschätzung verursacht, die

sich

sich endlich in eine Nachläßigkeit verwandelt, und ein grosses Verderben nach sich ziehet. Aber was machts, die Verfertigung der Zeitungen ist oft solchen Personen überlassen, die viel zu niedrige und feile Seelen haben, als daß sie Geschmack genung besitzen sollten, uns zu unterrichten und vergnügen zu können: daher sind sie auch blos damit zufrieden, ihre Papiere mit der ersten besten Materie anzufüllen, ohne sonderlichen Fleiß und Urtheilskraft dabey anzuwenden.

Dergleichen Journale werden täglich mehr, und unsere Erkänntniß nimmt dabey nicht das geringste zu. Die Erzählung, die wir im Morgenblatte lesen, wird uns in dem Abendblatte wieder erzählt. Den andern Morgen wiederholt man eben dasselbe, und man verschwendet dabey die Zeit, die man sich bloß auf eine angenehme Weise verkürzen wollte. Der begierigste Leser wird schon müde, ehe er zu Ende kommt, und mancher, der in seinem Schlafpelze und Pantoffeln aufs Caffeehaus gieng, wird in seine Bude oder zu Tische gerufen, ehe er den Staat von Europa reiflich überdenken kann.

Der bekannte Reaumer hat entdeckt, daß die Spinnen sogar Seide spinnen könnten, wenn sie nur dahin zu bewegen wären, daß sie in Friede beysammen lebten. Aber die Zeitungsschreiber, wenn man sie alle unter einen Hut bringen könnte, würde dem Publico weit mehr Vergnügen machen. Die Morgen- und Abendschreiber könnten eine jede Begebenheit unter sich theilen, und Sachen, die etwas besonders an sich haben, oder die nicht von großer Wichtigkeit wären, müßten sie nach und nach entwickeln, und so könnten sie eine ganze Woche hindurch Vergnügen, Unlust und Muthmaßungen abwechseln lassen.

Es

Es ist bekannt, daß letzthin eine französische Prise von einem Engländer aufgebracht worden, dieser Zufall mußte uns allen auf einmal entdeckt werden, und hernach ward uns immer einerley von Tage zu Tage, von Woche zu Woche wieder vorgesagt. Gesetzt nun, diese gelehrten Spinnen hätten sich vereiniget, ein weitläuftiges Gewebe, aus dieser Begebenheit zu verfertigen, sechs Morgen und sechs Abende hindurch würden sie ihre Artikel überaus artig eintheilen können.

Montags früh kam z. E. der Capitain eines Schiffes an, der den Friseur von Frankreich, und den Budlog, des Capitains Grim so nahe an einander verlassen, daß ein Treffen unvermeidlich zu seyn schiene.

Montags Abends. Man hat ein starkes Kanoniren beym Capo Finisterre gehört, und man glaubt, daß es der Budlog und Friseur sey.

Dienstags früh. Diesen Morgen läuft die Nachricht ein, daß der Budlog sich mit dem Friseur in ein viertehalbstündiges Gefechte eingelassen, aber aus Mangel des Pulvers habe wieder abziehen müssen. Man spricht daher, daß die Sache höhern Orts wird untersuchet werden.

Dienstags Abends. Die Nachricht von dem Gefechte zwischen den Budlog und Friseur ist noch etwas zu voreilig gewesen.

Mittwochs früh. Eben jetzt ist ein Expresser angelangt, welcher meldet, daß der Friseur in dem letztern Treffen alle seine Masten eingebüßt, und dreyhundert Mann dabey verlohren, der Capitain Grim aber sey sehr beschädigt im Hafen eingelaufen.

Mittwochs Abends. Wir hören, daß der Capitain Grim, nachdem er sich verschossen gehabt, den Vorschlag gethan, in den Friseur mit dem Degen in der Faust über

zu springen, sein Lieutenant aber, der Neffe eines gewissen Edelmanns, habe ihm widerstanden.

Donnerstags früh. Wir warten voll Ungeduld auf eine vollständige Nachricht, von der letzthin zwischen dem Budlog und Friseur vorgefallenem Treffen.

Donnerstags Abends. Es geht stark die Rede, daß dem Capitain Grim der Orden des Bades wird zugeschickt werden.

Freytags früh. Man hat einen gewissen Herrn von der Admiralität sprechen hören, daß wenn ein gewisser Capitain seine Schuldigkeit gethan, ein gewisses französisches Schiff würde gekapert worden seyn. Zu Cronwells Zeiten würde dieses eben nicht so viel auf sich gehabt haben.

Freytags Abends. Nun weiß man es bey der Admiralität gewiß, daß der Friseur nach einem Widerstande von zwey Stunden, sich ergeben hat.

Sonnabends früh. Briefe eines Ingenieurs vom Budlog melden uns die Uebergabe des Friseurs, und er schreibet den guten Erfolg einzig und allein der tapfern Entschlüßung des Capitain Grim zu, der seine Erhebung keinen Schmeicheleyen oder andern Bestechungen des Volks zu verdanken hat.

Sonnabends Abends. Der Capitain Grim ist selbst bey der Admiralität mit der Nachricht angekommen, daß er den Friseur, der ihm an Stärke gleich gewesen, beym Capo Finisterre aufgebracht, und nach einem hartnäckigen Widerstande, mit einem Verluste von hundert und funfzig Franzosen, und fünf und neunzig der Seinigen erobert habe.

Achtes

* *

Achtes Stück.

Sonnabends, den 3. Junius.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Zur Zeit einer öffentlichen Gefahr, sollte jedermann seine Gedanken einigermaßen von seinen Privatgeschäfften abziehen, und einen Theil seiner Zeit dem gemeinen Besten widmen. Der Nutzen der Nation sollte die Folge ihrer Klugheit seyn, die mit reiflicher Ueberlegung und sorgfältiger Wahl einen Plan gemacht hat, der aus allen andern, die uns an die Hand gegeben werden, oder davon wir nur Nachricht einziehen können, für gut befunden worden.

In einer Schlacht sollte jeder Mann so fechten, als wenn er der einzige Held im Streite wäre, und bey den Kriegszurüstungen sollte ein jeder denken, als ob der Ausgang allein auf ihn ankäme: denn niemand weiß was für Entdeckungen er vielleicht machen; oder wie viel er dadurch nicht zur allgemeinen Sicherheit beytragen könnte.

Dergleichen Gedanken habe ich oftmals bey gegenwärtigem Kriege gehabt; und ich habe gefunden, was jedermann gefunden hat, daß wir bisher sehr wenig zu unserm Ruhme beygetragen. Wir sind einmal von Feinden geschlagen worden, die wir nicht sahen, und ein andermal haben wir den Feind selbst vermieden, damit wir nicht geschlagen würden.

Ob es unsern Trouppen an Zucht oder an Muth fehlet, möchte zu kützlich seyn, eine Untersuchung darüber anzustellen. Es ist augenscheinlich, daß es ihnen nothwendig an etwas mangeln muß, daß sie nicht glücklicher sind. Und wer diesen Fehler angeben könnte, würde sich um das Vaterland sehr verdient machen.

Von seinem Feinde zu lernen, ist jederzeit für eine kluge und rühmliche Sache gehalten worden. Ich hoffe daher, daß es meinem gegenwärtigen Entwurfe zu keinem Vorurtheile gereichen wird, wenn ich gestehe, daß ich ihn von einem Franzosen erborgt habe.

Als die Insul Rhodus, vor einigen hundert Jahren noch unter den Maltheser-Rittern stand, ward sie durch einen Drachen, der sich in der Höle eines Felsens aufhielt, sehr beunruhiget. Denn wenn er hungrig war, oder wenn es ihm sonst beliebte, kam er hervor und fraß alles, Menschen und Thiere, was ihm nur in den Wurf kam, ohne Barmherzigkeit auf. Man hielt manche Berathschlagung darüber, und es wurden auch einige Mittel angegeben, wie man ihn aus dem Wege räumen könnte. Aber weil er auf seinem Rücken mit überaus harten Schuppen versehen war, so wollte sich niemand an ihn wagen. Endlich nahm es Dudon, ein Französischer Ritter über sich, die Insul von diesem Ungeheuer zu befreyen. Er nahm von einem sichern Orte den Drachen in Augenschein, oder, wie sich ein heutiger Soldate ausdrücken würde, er recognoscirte ihn, und befand, daß er am Bauche nackend und leicht zu verwunden wäre. Er gieng sodann nach Hause, seine Maasregeln darnach einzurichten, und machte recht natürlich von zusammen gepappten Pappiere einen Drachen nach, in dessen Bauch er Rindfleisch und Schöpsenfleisch legte. Er gewöhnte hierauf zwey große Hunde, daß sie den Bauch auf-

reissen,

reissen, und sich die darinnen verborgene Speise holen mußten. Als nun die Hunde in dieser Art zu plündern gut abgerichtet waren, gieng er mit ihnen von hinten zu hinaus, und zeigte ihnen den Drachen. Sie fielen auf ihn hinein, in der Meynung ihre Mahlzeit aufzusuchen, Dudon schlug ihn auf den Hirnschedel, weil sie seinen Bauch aufrissen, ohne daß er sich mit seinem Stachel oder Klauen hätte vertheidigen können.

Etwas ähnliches könnte man bey unserm gegenwärtigen Zustande erdenken. Man richte zum Exempel in der Gegend von Salisbury eine Festung auf, wie etwa Brest, Toulon oder Paris selbst ist, und versehe sie mit allem nöthigen Vorrath zur Vertheidigung. Die Wälle müßten mit Rindfleisch und Bier angefüllt werden. Man zeige sodann den Soldaten in einer Entfernung, wie einige Hemder auf der Schnure hängen, und hier und da eine plumpe Bauermagd mit Krügen in den Händen herum läuft. Wenn sie denn nun zur Gnüge zum Angriff ermuntert worden, so führe man sie in vollkommener Schlachtordnung, mit Pfeifen und Drommeln auf diejenige Seite hin, wo der Wind herbläset, damit ihnen der Geruch vom Gebratens und Tabak entgegen komme. Man richte es so ein, daß sie sich dem Platze nähern, nachdem sie eine Stunde nach Tischzeit gefastet haben, und rede ihnen zu, daß keine Gefahr zu befürchten sey, und gebe so dann Befehl zum Angriff.

Wenn sie niemand darinne reden oder sich bewegen hören werden, so ist es wahrscheinlich, sie werden den Ort mit Sturm angreifen. Sollte sie aber noch einige Furcht zurücke halten, so schiebe man den Angriff eine Stunde länger auf bis sie hungriger geworden sind. Und wenn sie

denn die Festung erobert haben, so lasse man sie sich die Bäuche füllen, und wieder zurück ins Lager kehren.

Den nächsten Tag darauf zeige man ihnen den nämlichen Platz, aber unter einigen Veränderungen, die mehr Widerstand und Furcht einjagen. Ich darf es unsre Generals nicht erst lehren, durch was für stufenweise Gefahren sie ihre Mannschaft zur Herzhaftigkeit anführen sollen. Sie wissen es am besten, was der Soldat und sie selbst ausstehen können. So viel ist gewiß, es wird sehr gut seyn, wenn der Feldzug alle Tage eine andere Gestalt annimmt. So könnte zum Beyspiel, wenn sie die Brustwehre ersteigen, bald ein Koch Fett aufs Feuer gießen, damit sie an einen jählingen Blitz gewöhnt würden, und bald ein Getöse mit leeren Krügen gemacht werden, damit sie gegen alles fürchterliche Geräusche abgehärtet würden. Aber niemals muß es vergessen werden, daß der Sieg allemal mit vollen Wänsten begleitet werde.

Mit der Zeit könnte man unsre französischen Gefangene von der Küste nehmen, und sie nach Kriegsmanier auf die Wälle stellen. Beym ersten Aufzug müsten ihnen die Hände gebunden, und bloß erlaubt seyn den Mund zu bewegen. Einen Monath darauf möchten sie mit ungebundenen Händen den Platz bewachen, außer daß ihnen bey Lebensgefahr, zu schlagen verboten würde. Auf solche Weise würde man unsre Armee bald dahin bringen, einem Feinde unter das Gesichte zu sehen.

Doch man hat erst kürzlich angemerkt, daß die Furcht eben sowohl durch das Gehör als durchs Gesichte könne erregt werden: und daß der Indianer Geschrey im Kriege sehr fürchterlich anzuhören seyn solle, so, daß es den tapfersten ältesten Soldaten genöthiget habe, die Waffen wegzuschmeissen und aus dem Gliede zu laufen. Und daß es

es seine Ohren dergestalt betäuben und sein Herz verzagt machen können, daß er weder die Befehle gehöret, noch einige Begriffe von Schande mehr gefühlet, sondern blos durch die Furcht vor dem Tode eingenommen gewesen. Es will mir zwar sehr fremde vorkommen, daß ein so wildes Geschrey der nackenden Barbaren im Stande seyn sollte, eine Armee, die zum Kriege stets unterrichtet, und noch dazu in völliger Schlachtordnung bewaffnet da stehet, abzuschrecken. Aber es ist itzt nicht Zeit eine Untersuchung darüber anzustellen. Ich bin wenigstens der Meynung, daß man durch eine geschickte Vermischung von Eseln, Ochsen, türkischen Hünern, Gänsen und Ziegenböcken, leicht ein Geräusche hervorbringen könnte, das eben so greßlich als das Kriegsgeschrey klingen würde. Wenn denn nun unsere Mannschaft durch oftmalige Siege aufgemuntert worden, so bleibt nichts übrig, sie gegen die äußerste Gefahr beherzt zu machen, als daß man ihnen plötzlich ein so schreckliches Geschrey hören lasse. Haben sie auch diese letzte Probe ausgestanden, so führe man sie sicher in die Schlacht, als Leute die für nichts mehr erschrocken sind, und beydes die Gesichtsverzerrungen der Franzosen, und das Gebrülle der Amerikaner vertragen können.

---

* *

Neuntes Stück.
Sonnabends, den 10. Junius.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Ich habe Sie gelesen, und dieses Glücks werden sich nur wenige Schriftsteller von mir zu rühmen haben. Aber ich muß Ihnen aufrichtig sagen, Sie haben mich beydes vergnügt und unwillig gemacht. Kein Verfasser hat mir jemals so reizend geschienen, als Sie, da Sie den Nahmen des Müssiggängers angenommen haben. Aber was für einen großen Abfall vermerkte ich, da Ihr erstes Blatt ans Licht kam! Meine natürliche und unwiderstehliche Neigung zu dieser angenehmen Leidenschaft müssig zu seyn, ließ mich hoffen in diesem Falle von dem Müssiggänger Unterhaltung zu finden, aber ich sehe daß er seinen Nahmen schlecht behauptet.

„Er hat ja gar keine Regeln gegeben, wie man die schlaffen Nerven nachlassen, die schläfrigen Augen unachtsam verbergen, und sich eine gleichgültige Mine, und ungezwungene Bewegung geben, oder sich überhaupt gegen den ganzen thierischen Bau des Körpers unempfindlich machen könne.

„Dies waren einige von den liebsten Vortheilen, die ich mir versprach, als ich mir die Gewalt anthat, und mich zwang niederzusetzen, und sie zu lesen. Aber wie sehr sehe ich mich in dem allen betrogen. Der Schlag eilf Uhr früh Morgens, ist für mich immer noch so fürchterlich wie zuvor,

vor, und ich muß meine Kleider mit eben der Mühe und Arbeit anziehen. O wenn uns doch unser Clima das angebohrne Nackendgehen erlauben wollte, darinne die Indianer dreymal glücklicher sind, die es heutiges Tages noch im Gebrauch haben. Wie manche müssige Stunde würde ich in meinem Bette, durch die gütigen Sonnenstrahlen erwärmt, zubringen, wenn ich mich wie jene den Augenblick herauswälzen könnte, da mich itzt die Nothwendigkeit verbindet, mich erst zu martern, ehe ich auf die Beine kommen kann.

„Doch warum rede ich mit ihnen von einer so kützlichen Sache, da es scheint, als ob sie mit dem unsäglichen Vergnügen, das uns ein Großvaterstuhl mit einem weichen Fußgestelle giebet, noch unbekannt wären. Aber so gedankenloß bringe ich nun meine langweilige Zeit zu.

„Sie mögen die Glückseeligkeit beschreiben, wie sie nur wollen, so gefällt mir diese Meynung am besten, die sie uns unter der Abwesenheit aller Beschwerlichkeiten vorbildet. Denken ist beschwerlich, sich bewegen auch, daher denke und bewege ich mich niemals gerne, wenn es nicht die höchste Noth erfordert. Vielleicht nennen sie diese meine Art zu leben Faulheit, und glauben daher, daß der Müssiggänger mit mir nichts zu thun habe. Aber ich habe die Faulheit und das Müssiggehen immer für einerley gehalten, und wenn sie es verlangen, so werde ich, da sie sich doch einmal zu unserm Orden bekennen, ihnen dann und wann einige Nachrichten von mir und meinen Freunden mittheilen, die sich dünken ein Recht auf ihren Beystand zu haben, oder wir werden glauben, daß wir diese Benennung ganz aufgeben müssen.

„Sie mögen nun diese Schrift nach ihren Gutdünken bekannt machen, zerreissen oder verbrennen; ich setze ihnen

zehen gegen eins, daß ich schon alles wieder werde vergessen haben, was ich ihnen geschrieben, ehe es noch an sie kommen wird. Ein Motto dazu werden sie selbst aus dem Horaz beyschreiben, denn ich kann das Buch nicht haben, ohne von meinem Stuhle aufzustehen, und dies ist Ursache genung für mich, keines hinzuzufügen. Und da ich mich erst aufrichten müßte meinem Bedienten zu klingeln, den Brief auf die Post zu bestellen, so ergreife ich die bequeme Gelegenheit, weil er eben itzt im Zimmer ist, und muß abbrechen."

Dieser Correspondente, er sey wer er auch wolle, ist nicht gänzlich zu verachten. Es ist kein sicherer Merkmaal eines ächten Müssiggängers, als wenn er ohne Beschwerde unruhig seyn, und ohne Schmerzen sich beklagen kann.

Doch mein Dank gegen die Mittheilung seines halben Bogens, soll auch nicht meine Aufrichtigkeit überwiegen. Ich muß ihm also sagen, daß er, mit allen seinen Forderungen, da er eine Anweisung verlanget, wie man müssig seyn könne, nur noch ein Anfänger in dieser Wissenschaft sey, und weder die Theorie noch Praxis seine Lebenszeit durchzubringen gefasset habe. Doch mit der Zeit wird er schon die wahre Natur des Müssiggehens lernen, wenn er fortfähret müssig zu seyn. Virgil sagt, daß es ein gewisses flüchtiges Wesen gebe, das durch die öftere Bewegung stärker werde. Der Müssiggänger aber erlangt seine Stärke durchs stille liegen.

Die widerstehende Kraft, oder die Trägheit der Körper gegen allen äußerlichen Druck kann stündlich zunehmen. Daher wird das beschwerliche und verdrüßliche Vermögen eine Sache zu überlegen und zu unterscheiden, das Vergangene zu beurtheilen und für das Künftige zu sorgen, wenn man lange genung dem Müssiggehen nachgehangen, endlich

wie ein Licht unter der Luftpumpe nach und nach verlöschen, und der dienstfertige Liebhaber, der muntere Soldat und geschäfftige Kaufmann wird bey einer bedächtlichen Gemüthsruhe in einen solchen Zustand verfallen, der dem thierischen sehr nahe kommt, und wo er nichts weiter übrig behält, als das Bewustseyn seiner selbst, daran er durch die Empfindung einer stumpfen Kraftlosigkeit und trägen Misvergnügens erinnert wird.

Das ist aber die niedrigste Classe, zu der sich die Liebhaber des Müssiggangs herablassen können, und nur wenige gelangen zu einer so unvergnügsamen Ruhe. Denn unter allen denen, die darnach trachten, werden einige durch Geiz oder Ehrgeiz in Bewegung gesetzt; andre ruft die Stimme des Ruhms auf, noch andre werden durch eine reizende Schönheit angelocket, und die meisten hält der Mangel davon ab. Und unter allen diesen Feinden des Müssiggangs ist der Mangel der gefährlichste. Der Ruhm wird gar bald für einen leeren Schall, und die Liebe für einen Traum erkannt werden. Geiz und Ehrgeiz scheinen mir noch eher mit dem Müssiggange in einem geheimen Verständnisse zu stehen. Denn wenn sie einige Zeit ihren Verehrern günstig gewesen, so überlassen sie selbige sehr oft der Nothwendigkeit ihr Leben vollends unter seiner Herrschaft zu endigen. Der Mangel aber streitet allewege wider den Müssiggang, doch auch dieser selbst wird oftmals bestritten, und wenn man Achtung giebt, wird man überall Leute finden, die lieber in Ruhe als Ueberflusse leben wollen.

So weit erstreckt sich das Reich des Müssiggangs, und so gewaltig ist sein Einfluß, ob er gleich nicht unmittelbar alle seine Gaben auf einmal mittheilet. Mein Correspondente daher, der bey allen seinen Irrthümern gleichwohl ei-

ner Antwort würdig ist, muß wissen, daß er noch zu voreilig, den letzten Ausbruch einer gänzlichen Unempfindlichkeit erwartet. Denn was ihm auch von unerfahrnen Faullenzern mag seyn vorgeschwatzt worden, so bleibt die Arbeit immer noch der erste Anfang zur Muße. Denn wer niemals arbeitet, wird zwar die Beschwerlichkeiten des Müssiggehens, aber nicht das Vergnügen das dabey ist, kennen lernen. Sein einziger Trost, den ich ihm geben kann, ist dieser, daß, wenn er sich ferner der Unempfindlichkeit überlassen will, er täglich seine müssigen Stunden verlängern, und an der Arbeit etwas abkürzen muß, bis er es endlich zu einer solchen Ruhe bringen kann, wo er weder der Welt noch sich selbst länger zur Last seyn wird.

Ich habe mir auf diese Weise die Mühe genommen, ihm diesen Unterricht zu geben, den er vielleicht, wenns um und an kommt, nicht einmal nöthig hat. Denn ein rechter Müssiggänger fragt öfters nach solchen Dingen, von denen er weiß, daß man sie niemals haben kann, und thut Fragen, die er nicht verlangt beantwortet zu sehen.

* *

Zehntes Stück.

Sonnabends, den 17. Junius.

Die Leichtgläubigkeit, oder das allzugroße Vertrauen zu einer Meynung, davon wir nicht sogleich den Grund einsehen können, ist eine allgemeine Schwachheit, die einer jeden Sekte und Partey gegen alle andere zugeschrieben wird, und man findet sie auch wirklich bey einem jedweden Menschen insbesondere.

Unter

Unter allen Arten derselben, ist wohl keine wunderbarer und hartnäckiger als die Leichtgläubigkeit der eingebildeten Staatsklugen. Diese Leute, die nicht wissen, wie oder warum sie zu einer gewissen Staatspartey gerechnet werden, begeben sich des Gebrauches ihrer eigenen Augen und Ohren, und nehmen sichs recht vor, nichts zu glauben, was nicht für diejenige Partey, zu der sie sich bekennen, günstig ausfällt.

Der leichtgläubige Philosoph, wird durch das Ansehen anderer zuweilen verführet, deren Meynungen zu prüfen, er nicht allemal Gelegenheit hat, oder er nimmt ein Lehrgebäude an, wo das Wahre und Falsche schon unter einander verwickelt ist, oder er untersteht sich, von Sachen zu reden, die er nicht geschickt genung ist, zu verstehen.

Der Cartesianer, welcher leugnet, daß sein Pferd den Sporn fühlt, und der Hase sich fürchtet, wenn er die Hunde kommen sieht; die Schüler des Malebranche, welche behaupten, daß der Mann nicht würde von der Kugel getroffen worden seyn, wenn er nach sehr gemeinen Grundbegriffen, seine Beine weggezogen hätte: die Nachfolger des Berkley, der, weil er an der Tafel saß und schrieb, sich erklärte, er habe weder Tafel, Pappier noch Finger; alle diese haben wenigstens die Ehre, daß sie durch Trugschlüsse hintergangen werden, die nicht so leicht zu entdecken gewesen, und sie können sich damit entschuldigen, daß sie die Wahrheit blos deswegen verfehlet, weil sie Wahrscheinlichkeiten angenommen, die sie nicht geschickt genung von der Wahrheit zu unterscheiden gewußt.

Aber solche Leute, die sich in Staatsgeschäffte mischen wollen, haben sehr selten mit dergleichen abstrakten Dingen etwas zu thun. Der gegenwärtige Zustand der Sachen liegt ihnen vor Augen, und wenn sie ja nöthig haben ins

Ver-

Vergangene zurück zu sehen, so erstreckt sich ihre Aussicht selten über die historischen Begebenheiten des letzten Jahrhunderts. Das übrige alles, was sie zu wissen brauchen, können sie leichtlich erlangen, und die Beweise die dazu gehören sind alle faßlich genung.

Und doch sieht ein Müssiggänger alle Tage Leute die Menge, die über gegenwärtige, vergangene und künftige Dinge ganz verschiedene Meynungen hegen. Er findet Menschen, die die bekanntesten Begebenheiten leugnen, den überzeugendsten Wahrheiten widersprechen, und darauf bestehen dasjenige heute wieder zu behaupten, was sie schon gestern, trotz aller Gegenbeweise und Widerlegungen, behauptet hatten.

Ich habe unter meinen Freunden, die beym Müssiggange grau geworden sind, zwey solche Leute, nämlich den Thomas Sturm und Jacob Krug. Beyde betrachten einander als solche, die von ihren Parteyen verachtet werden, und dünken sich berechtiget zu seyn, uns glaubend zu machen, daß sie nichts weniger, also diesen Undank verdienen. Sie sind beyde aufrichtig, wo nur das Interesse ihrer Partey nichts dabey verlieret. Sie sind auch Liebhaber der Wahrheit, wenn es nur keine politische Händel betrifft.

Thomas Sturm, ist ein eifriger Freund des Stuartischen Hauses. Er weiß alle Himmelszeichen her zu rechnen, und alles Unglück das die Nation von Jahr zu Jahre seit der großen Staatsveränderung betroffen hat. Er ist gänzlich der Meynung, wenn die vertriebene Familie an der Regierung geblieben wäre, so würden wir nicht so viel Würmer in unsern Schiffen und Raupen auf den Bäumen haben. Er wundert sich, daß die Nation sich nicht durch den letztern harten Frost hat bewegen lassen, ihren rechtmäßigen

mäßigen König auf den Thron zu setzen, und er befürchtet noch immer, daß die ganze Insul einmal ins Meer sinken wird. Er glaubt, der König Wilhelm habe Whitehall deswegen verbrennen lassen, damit er ihnen ihre Schätze stehlen möchte, und daß Tillotson als ein Atheiste gestorben sey. Von der Königin Anna redet er etwas glimpflicher und gesteht, daß sie es zwar gut gemeynt habe, er wisse aber auch schon warum, und von wem sie sey vergiftet worden. In den nachfolgenden Regierungen sieht er lauter Verwirrung, Bosheit und Eigennutz herrschen. Er glaubt, daß vor diesen vierzig Jahren sich kein einiges Unglück von ohngefähr oder aus Irrthum zugetragen. Er hält dafür, daß die Schlacht bey Dettingen durch ein Versehen gewonnen, und die bey Fontenoy mit Fleiß verlohren worden; daß Cornhill auf Befehl des Parlaments angesteckt worden; daß der Victory auf geheime Ordre versenkt worden; und daß der Bogen der Westmünsterbrücke mit Fleiß so eingerichtet gewesen, daß er habe einfallen müssen, damit die Engländer gezwungen waren, einen Angriff zu thun. Er sieht die neue Straße nach Islington als einen Eingriff in die Freyheit der Nation an, und hat oft behauptet, daß die breiten Räder den Umsturz Englands nach sich ziehen werden.

Thomas ist überaus hitzig und vorlaut, nichts destoweniger hat er doch auch gewisse Geheimnisse, die er jedermann nur ins Ohr flispert. Er hat mir mehr als einmal im Vertrauen erzählt, daß unser Unglück meistens überstanden wäre, und wir würden in Monatsfrist einen andern Herrn auf dem Throne sehen. Die Zeit verstrich ohne die geringste Veränderung, und er brachte mir wieder neue Nachrichten, daß die ganze Sache jetzo noch beygelegt

gelegt worden, wir würden aber in einem andern Monath große Veränderungen erfahren.

Jacob Krug ist ein eifriger Anhänger unsrer itzigen Verfassung. Er hat diejenigen gekannt, die das Bette gesehen haben, worein der Prätendente gelegt worden. Es freuet ihn sehr, daß die Nation von den Irrländern nicht ist unters Joch gebracht worden. Er glaubt, König Wilhelm habe nie eine Schlacht verlohren, und wenn er nur ein Jahr länger gelebt hätte, würde er ganz Frankreich erobert haben. Er hält dafür, daß Carl der Erste ein Catholik gewesen. Er giebt es zu, daß es unter der Regierung der Königin Anna, einige gute Leute gegeben, aber der Utrechtische Friede, der habe der Nation großen Schaden gebracht, und sey die Ursache alles Unglücks gewesen, das wir bis auf den heutigen Tag erlitten haben. Er glaubt, der Anschlag wegen der Südersee wäre wohl gut ausgedacht gewesen, aber wegen der Ueberlegenheit der Franzosen auch mislungen. Er sieht eine beständige Armee als die Stütze unsrer Freyheit an, und meynt, daß wir durch das siebenjährige Parlement für aller Zerrüttung sicher wären. Er erzählet, wie sehr wir durch die Churfürstlichen Domainen bereichert und stärker worden, und erkläret die Nationalschulden für ein großes Glück der Nation.

Aber bey aller dieser Glückseeligkeit, ist der arme Jacob stündlich wegen des Pabstthums beunruhiget. Er wundert sich, daß man nicht schon lange schärfere Gesetze wider die Catholiken gemacht: und er besorgt zuweilen, daß das Französische Gold durch sie unter die Bischöffe und Parlementsherren gebracht werde.

Er kann sichs nicht einbilden, daß die Anhänger des Prätendenten umsonst so stille sitzen, und daß sie gewiß mit einem Anschlage umgiengen, dem Pabstthum wieder aufzuhel-

zuhelfen. Er glaubt es nicht, daß die gegenwärtigen Guarantien zureichend verbinden, und sähe es lieber, wenn man für die Thronfolge des Hauses **Hanover** sicherere Mittel ausfündig machen könnte. Er dringt daher auf die Naturalisation der ausländischen Protestanten, und freut sich, daß man den Juden in England so viele Freyheiten ertheilet, weil er denkt, daß kein Jude niemals ein Catholik werden wird.

* *

Eilftes Stück.

Sonnabends, den 24. Junius.

Man hat insgemein angemerkt, daß, wenn zwey Engländer zusammen kommen, die erste Rede vom Wetter ist, und daß sie einander geschwind sagten, was doch ein jeder schon wissen muß, daß es nämlich heute sehr heiß oder kalt, helle oder trübe, windig oder stille Wetter sey.

Es giebt unter einer großen Anzahl von Leuten, welche an spitzfündigen und seltsamen Meynungen Gefallen tragen, einige, die die bürgerliche Verfassung eines jeden Landes, von seinem Clima herleiten wollen. Sie berechnen die Freyheit und Knechtschaft nach der Beschaffenheit der Luft, und können den Meridian der Tugend und des Lasters ziehen, und sagen uns, unter was für einem Grad der Breite wir die Tapferkeit oder Zagheit, Witz oder Dummheit suchen müssen.

Außer diesen leeren Träumen müssiger Betrachtungen wäre eine kleine Einsicht in das menschliche Leben und geringe

ge Kenntniß der Geschichte schon hinreichend, einen Mann, bey dem der Ehrgeiz nach großen Dingen, seine Liebe zur Wahrheit nicht ganz unterdrücket hat, zur Untersuchung aufzumuntern. Die Regimentsverfassungen sind selten eine Folge von vieler Ueberlegung, sie werden zufälliger Weise von den Versammlungen des Volkes, oder in eroberten Ländern durch die uneingeschränkte Gewalt eingeführet. Die Gesetze sind so oft nur auf gewisse Fälle, oft sehr wunderlich, von wenigen oder auch nur durch eines einigen Stimme gemacht. Die Nationen haben ihren Charakter geändert, und die Sklaverey wird itzo nirgends geduldiger ertragen, als in solchen Ländern, die vormals von großen Eiferern für die Freyheit bewohnt gewesen.

Aber die Sitten einer Nation können einzig uud allein, aus allgemeinen Umständen entspringen; sie sind nicht erzwungen, sondern frey, und dauern so lange die Ursachen derselben vorhanden sind. Die Kenntniß eines Engländers vom Wetter ist eine natürliche Folge, der veränderlichen Luft und ungewissen Witterung. In verschiedenen Weltgegenden, hat das nasse und trockene Wetter ordentlicher Weise seine bestimmte Zeit. Aber auf unsrer Insul legt man sich schlafen, ohne mit Grunde muthmaßen zu können, ob wir am Morgen einen heitern oder trüben Himmel haben werden, und ob der Abend bey einem Schauer uns einschläfern oder unsere Ruhe durch einen Sturm unterbrechen wird. Wir freuen uns daher bey gutem Wetter, als über die Befreyung von einer Sache, davor wir uns fürchten, und beklagen uns über die üble Witterung gleich, als ob wir irgend einer Sache, die wir hofften, verlustig worden wären.

Das ist der Grund von unsrer Gewohnheit, und wer wird es wagen dürfen, sich darüber aufzuhalten? Gewiß

nicht

nicht jener Hofbediente, dessen Beschäftigung ist, auf die Minen einer Person Achtung zu geben, die vielleicht eben so einfältig und thöricht ist, als er selbst, und der eitel genung ist die Nahmen derjenigen her zu erzählen, die mit ihren Bitten fehl gehen werden oder nicht. Auch nicht der Besitzer reicher Pfründen, der seine Bekannten auf der Gasse anhält, ihnen zu sagen, daß er eine halbe Crone verlohren habe. Am allerwenigsten aber die Neuigkeitskrämer, die einem den Kopf mit ausländischen Waaren füllen, und von Schlachten und Belagerungen reden, wovon weder sie selbst noch ihre Zuhörer, jemals einigen Vortheil zu gewarten haben. Das Wetter ist ein weit edlerer und gemeinnütziger Gegenstand. Denn von der jedesmaligen Beschaffenheit der Luft und des Erdreichs hängt Ueberfluß und Theurung, und der Lebensunterhalt von Millionen ab.

Es wird auch noch aus einem andern Grunde des Wetters so oft gedacht, der aber meinen lieben Landsleuten nicht viel Ehre macht. Unsere Gemüthsbeschaffenheit verändert sich sehr oft mit der Farbe des Himmels. Sind wir nun lustig und aufgeräumt, so haben wir es dem Einfluß des Sonnenscheins zu verdanken; fallen wir aber in ein verdrüßlich und mürrisches Wesen, so sehen wir uns rund um den Horizont nach einer Entschuldigung um, und da muß es entweder der Ostwind, oder der trübe Tag so mit sich bringen.

Allein es ist nichts schändlicher für ein Wesen, das mit Vernunft begabet ist, als wenn man seine Rechte dem Einflusse der Luft überlässet, und bloß nach dem Winke des Wetters und Windes lebet, anstatt daß man sich der Vorzüge bedienen sollte, die die Natur in unsre Gewalt gegeben hat, nämlich die Gelassenheit und Freundlichkeit. Daß

wir uns nach dem Wetter umsehen, wegen der Nahrung für unsern Körper, ist der Natur der Sache gemäß; aber zu verlangen, daß die Sonne uns ruhig und lustig machen soll, oder die Wolken deswegen zu verbitten, damit uns die Sorgen nicht einnehmen sollen, das ist eine Feigheit des Faulen, und eine abergläubische Thorheit.

Und doch finden wir diese Thorheit, sogar in unserm vorsichtigen und vernünftigen Zeitalter, wo der Aberglaube verbannt ist, und die Vorbedeutungen und Wunderzeichen ihre schreckliche Gestalt verlohren haben, durch häufige Beyspiele bestätiget. Diejenigen, die über die seltsamen Erscheinungen eines Cometen lachen, und eine Krähe mit großer Gelassenheit schreyen hören, sie mag zur Rechten oder Linken fliegen, werden gleichwohl noch von Zeiten und Umständen reden, die sich besser zu den Werken des Geistes schicken, und sich überreden, daß die Einbildungskraft durch angenehme Frühlingsdüfte mehr erreget, und der Verstand bey heiterm Wetter weit stärker wirke.

Wenn nun auch Leute die einer so grillenmäßigen Leichtgläubigkeit ergeben sind, schon diese thörichten Einfälle nicht aus den Gedanken bringen könnten, so möchten sie immer ihr Leben nach dem Wetterglase einrichten, und die Beschwerlichkeiten dabey auf sich selbst nehmen. Aber wenn man die Welt mit Nachrichten erfüllet, von vernünftigen Wesen, die der Ebbe und Fluth unterworfen wären, daß das eine Genie im Frühling entstehe, ein anders erst im Herbste zur Reife komme, daß des einen Verstand im Sommer ausgedehnter und im Winter eingeschränkter sey, das ist eben so gefährlich, als wenn man den Kindern immer vom Popanz und Gespenstern vorredet. Die Furcht wird auf solche Art jedes Haus verunruhigen, und die

Faulheit

Faulheit nur den Augenblick erwarten, wo sie soll eingelassen werden.

Dieser Unterscheid der Jahrszeiten ist ohnedem nur durch die Einbildung eingeführet, und durch die Ueppigkeit unterhalten worden. Dem Mäßigen ist jeder Tag heiter, und dem Fleißigen günstig. Derjenige, der nur unerschrocken seine Fähigkeiten anstrengen, oder seine Tugenden hervorthun will, wird gar bald den Meister über die Jahrszeiten spielen, und dem Nebel, Dünsten, Ostwinden und den Wolken die von Süden herkommen, Troz bieten.

Die Stoische Philosophie hatte den Ruhm, daß sie die Menschen unerschrocken im Unglück, gelassen im Glücke, im Vergnügen nicht ausschweifend, und im Schmerze unverlezlich machen könne: dieses sind aber Höhen der Weisheit, die niemand jemals erreicht hat, und nach der nur wenige streben können. Doch giebt es niedrigere Grade der Standhaftigkeit, die bey den gemeinsten Tugenden nöthig sind, und jeder Mensch, so sehr er auch gegen sich selbst mistrauisch seyn mag, ob es gut oder übel ausschlagen werde, sollte doch wenigstens wider die Tyranney des Clima streiten, und weder seine Tugend noch seine Vernunft der veränderlichsten unter allen Veränderungen, der Veränderung des Wetters unterwürfig machen.

Zwölftes Stück.
Sonnabends, den 1. Julius.

Daß ein jeder Mensch in seinen Augen eine wichtige Person vorstelle, ist ein Satz, davon wir alle, entweder freywillig oder aus Unbedacht, wenigstens einmal des Tages die Wahrheit gestehen: und die unausbleibliche Folge davon ist diese, daß wir in Absicht auf das Publicum ebenfalls etwas vorstellen wollen.

Dieses Recht, das uns auf eine allgemeine Bekanntschaft und Ansehen unter den Leuten einen Anspruch machen heisset, gehöret mit unter diejenigen streitigen Vorrechte die wir uns nicht allemal zu behaupten getrauen. Daher lassen wir sie manchmal einschlafen, bis uns etwa unser Stolz, oder ein besonderer Glücksumstand antreibet, unsere Ansprüche und Forderungen öffentlich bekannt zu machen. Und so unerheblich auch dergleichen Anforderungen des gemeinen Mannes denen ernsthaftern und stolzern Seelen vorkommen mögen, so sind doch nur wenige unter ihnen, die nicht zu einer oder der andern Zeit bemühet sind, sich über ihren Stand hervor zu thun, oder berühmt zu werden, und zu zeigen, daß sie alle andere Vortheile und Vergnügen, ohne einen guten Nahmen dabey zu haben, nur unvollkommen genüssen.

Einen guten Nahmen zu erhalten, glücket überaus wenigen, und er gehöret unter einem Volke, das sonst die gröste Handlung treibet, mit unter die seltenen Dinge, die man nicht erkaufen kann. Er ist ein freyes Geschenke der Men-

Menschen, das man sich erst verdienen muß, ehe man uns dasselbe gewähret, und noch wird es uns am Ende mit dem größten Widerwillen gegeben. Aber diese Versagung des Ruhms, erwecket nur ein desto größeres Verlangen bey denjenigen, die Verdienste gnung zu besitzen glauben, ihn zu erzwingen.

Besonders giebet es einen gewissen Zeitpunkt, wo diese blinde Ruhmsucht vornehmlich bey beyden Geschlechtern vorwaltet. Kaum wird ein neues Ehepaar zusammen gebracht, so wird die Hochzeit sogleich in den Zeitungen mit vielen Lobeserhebungen von beyden Seiten verkündiget. Und mancher, der mit neugierigen Augen das Blatt geschwind durchläuft, Staatssachen oder Heldenthaten darinne zu finden, wird mit der Erzählung einer Heyrath aufgehalten, die zwischen dem Herrn **Knoblauch**, einem berühmten Viehhändler in der **Stecknadelstraße**, mit Jungfer **Dorotheen Fliederbaumin**, der einzigen Tochter eines ansehnlichen Brandteweinbrenners im **St. Julius Kirchspiele**, gestiftet worden, einem jungen Frauenzimmer, das alle Eigenschaften besitzt, eine Ehe glücklich zu machen. Oder, anstatt daß wir ungeduldig sind, den Ausgang einer Schlacht zu lesen, wird uns gesagt, daß an einem gewissen Tage Herr **Winker** ein Zolleinnehmer zu Yarmouth sich mit Frauen **Schnatterin** einer Wittwe von großen Qualitäten verheyrathet habe, und daß sie nach vollbrachter Trauung sogleich mit der Post nach Yarmouth abgegangen wären.

So verschieden nun auch die Sachen sind, wornach man in dergleichen Blättern ganz natürlicher Weise fraget, so ist doch nichts in der Welt von Beständigkeit. Denn kaum hat der Leser, die Glückseligkeit derer Herren **Knoblauch** und **Winker** mit Vergnügen oder Unlust betrachtet,

und sein Gedächtniß angestrenget, die Nahmen der Fliederbaumin und Schnatterin zu behalten, so wird seine Aufmerksamkeit bald auf etwas anders gezogen, und er findet, daß Mirza dieses Jahr nicht zum Vorschein kommen wird, oder daß ein Hünerhund verlohren gegangen oder gestohlen worden sey, der auf den Nahmen Spiränzel hören würde.

Woher aber dieses kommen müsse, daß die meisten ihren Hochzeittag so gerne öffentlich geehret sehen wollen, bin ich nicht im Stande zu entdecken. Einige mögen vielleicht denken, es diene diese öffentliche Bekanntmachung dazu, den buhlerischen Hoffnungen und der unzeitigen Eifersucht ein Ende zu machen, und den Eltern wissen zu lassen, daß sie ihre Töchter in Freyheit setzen möchten, die sie bisher aus Furcht für dem Bräutigam eingeschlossen hatten, oder die verliebten Jünglinge auf ihre Schreibstuben und an ihre Arbeit zurück zu weisen, die bisher um das Haus der Braut herumgeschwärmt hatten.

Doch diese Lobeserhebungen bey Eheverbündnissen können auch noch eine andere Ursache haben. Vielleicht wollen die neuen Eheleute sich dadurch in den Augen anderer Leute ein Ansehen geben, und nach ihrer verschiedenen Gemüthsbeschaffenheit und Hoffnung, ihre Liebe gewinnen, oder ihre Hochachtung erzwingen.

Man erzählet von der Familie des Lucas, daß sie sehr edel gewesen, sintemal alle Brüder aus derselbigen tapfer, und alle Schwestern tugendhaft waren. Was wird ein Fremder erst von der Englischen Nation sagen, wo an dem Hochzeittage alle Mannspersonen berühmt, und alle Frauenzimmer schön, tugendhaft und reich sind?

Wie lang aber die Frau, von den Vorzügen ihres Mannes überzeugt bleiben wird, oder der Mann glauben

möchte, daß seine Frau alle Eigenschaften besitze, die eine Heyrath glücklich machen können, das ist eine große Frage. Ich fürchte immer, daß in kurzer Zeit beyde überführt seyn werden, daß die Lobeserhebungen überaus betrüglich sind, besonders diejenigen, die man sich selbst beyleget.

Ich dächte daher diese Gewohnheit könnte füglich unterlassen werden, ohne daß dem gemeinen Wesen dabey ein großer Schade zuwüchse; und die Kinder von geringer Herkunft, möchten inskünftige mit einander in die nächste Kirche gehen, ohne weitere Zeugen ihrer Verdienste und Glückseligkeit dabey zu haben, als bloß ihre Eltern und Freunde. Sollten sie sich aber ja an ihrem Hochzeittage nicht für glücklich schätzen können, wenn ihrer Eitelkeit dabey wenigstens nicht durch etwas geschmeichelt würde, so hoffe ich, sie werden es sich gefallen lassen, einem meiner Freunde darinne zu willfahren, der seine Geschicklichkeit zu ihren Diensten anbietet.

Herr Sättler, ein Mann dessen Verdienste und Tugenden, vor Zeiten bey allen tugendhaften und verdienstvollen Männern bekannt und berühmt waren, hat in den letztern Jahren seines hohen Alters, ein seltsames Mittel erfunden, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Er hat sich ein beständiges Trauer- und Hochzeitgedichte aufgesetzt, woran bloß die erste und letzte Strophe gelegentlich kann verändert werden, die übrigen sind in so allgemeinen Ausdrücken abgefasset, daß sie sich durchgängig auf eine jede Person schicken. Wenn nun eine Heyrath bekannt wird, so läuft er sogleich zum Bräutigam mit seinem Hochzeitgedichte, und so bald er höret, daß jemand gestorben ist, so bringt er seine Trauerode dem Erben ins Haus.

Niemand darf denken, daß er durch dergleichen Handel entehret werde, der schon so lange von dem Nebenbuhler des Dryden betrieben worden, von demjenigen Dichter, dessen Kaiserin von Marocco, sogar von den Hofdamens für Königen ist aufgeführet worden.

Mein Freund ist daher Willens eine öffentliche Krambude von dergleichen ehelichen Lobschriften im Fleet * aufzurichten, und wird jedermann damit aufwarten, die sich nicht getrauen aus eigenen Kräften für ihre Verdienste die schicklichsten Ausdrücke zu finden. Er ist erbötig, Manns und Weibspersonen, diejenigen Tugenden und Eigenschaften zu verkaufen, die ihnen die zuträglichsten oder annehmlichsten seyn werden. Es dient aber seinen Kundleuten im Voraus zur Nachricht, daß er der Schönheit den höchsten Preis setzt, hernach dem Reichthume, und wenn man ihn sonst gut bezahlt, so giebt er die Tugend umsonst oben drein.

* *

Dreyzehntes Stück.

Sonnabends, den 8. Julius.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Obgleich wenig Leute von Einsicht sehr geneigt sind, sich in Händel zwischen Eheleuten zu mischen, da der Friede gemeiniglich auf Kosten des Schiedsrichters gemacht wird; so will ich es doch wagen, ihnen eine

* Dieses Fleet ist ein Gefängniß in London bey der Brücke, die deswegen auch die Fleetbrücke genennet wird.

eine Streitigkeit vorzulegen, wodurch die Ruhe in meinem Hause schon lange gestört worden ist, und die, wo sie dieselbe nicht beylegen können, sehr leicht von üblen Folgen seyn, und diejenigen Stunden gewaltig verbittern könnte, die doch die Natur selbst dem Vergnügen und der Ruhe bestimmt zu haben scheint.

Ich habe mir eine Frau geheyrathet, die eben nicht viel in Vermögen hat, aber aus einer Familie ist, die wegen ihrer häuslichen Klugheit und vortrefflichen Einrichtung ihrer Wirthschaft bekannt ist. Ich lebte mit ihr ruhig, wo nicht glücklich, und hatte selten Ursache zu klagen. Mein Haus war allezeit reinlich, die Bedienten fleißig und ordentlich; das Essen stand jeden Tag zu gesetzter Minute auf dem Tische, und die Frauens aus der Nachbarschaft scheuten sich allemal, wenn ich ihre Herren zu mir bat, aus Furcht ihre eigne Haushaltung dadurch beschämt zu sehen.

Während dieses angenehmen Zeitlaufs hat mir meine Liebste drey Töchter zur Welt gebracht. Ich wünschte zwar einen Sohn zu haben, der die Familie fortpflanzen könnte, aber meine Frau sagt mir immer, daß es eine garstige Sache um die Knaben sey, und sie machten in einem Hause nichts als Ungelegenheit. Sie meynt sie habe einen Abscheu für ihnen gekriegt, seit dem sie den ältesten Sohn der Frau Liebeln mit seinem beschmutzten Wiegenpferde über eine Tapete reiten sehen.

Ich gab auf ihre Gedanken eben nicht so sehr Achtung, denn ich wußte daß aus den Mädchens nimmermehr keine Bübchen werden, und faßte mich, dasjenige zu tragen, was ich nicht ändern konnte; ich entschloß mich daher, diejenige Sorgfalt auf meine Töchter zu verwenden, die sonst gemeiniglich nur für die Söhne gehöret.

Aber meiner Frauen Begriffe von der Erziehung sind sehr weit von den Meinigen unterschieden. Sie ist eine abgesagte Feindin vom Müßiggange, und hält jede Lebensart für Müßiggehen, wo die Hände nicht immer beschäftiget sind, oder eine Kunst erlernt wird, wodurch nach ihrer Meynung entweder Geld erworben, oder ersparet werden kann.

Diesem Grundsatze zu Folge, weckt sie ihre Töchter alle Morgen zu gesetzter Zeit auf, und giebt ihnen ein Ziel in der Nährahme auf, das sie noch vor dem Frühstück fertigen müssen. Sie sind in eine Stube unterm Dache eingesperrt, wovon die Fenster in den Hof gehen, beydes aus der Ursache, weil solche Arbeit sich am besten im freyen Lichte verrichten lasse, und weil die Kinder ohnedem geneigt sind, die Zeit mit Hinausgucken zum Fenster zu verschwenden.

Sie bringen ihre Arbeit zum Frühstücke herunter, und werden, wie sie es verdient, entweder gelobt oder getadelt: Und sodann müssen sie sich mit einem neuen Ziele bis zur Mittagsmahlzeit wieder hinauf verfügen. Wenn wir keine Gesellschaft zu erwarten haben, so sitzt ihre Mutter den ganzen Nachmittag bey ihnen, ihre Verrichtungen anzuordnen, und Muster zu zeichnen: ja sie läßt sich manchmal gegen ihre nächsten Freunde verleugnen, wenn sie grade beschäftigt ist, ihnen einen neuen Stich zu lehren.

Bey dieser unabläßigen Uebung ihres Fleißes, hat sie eine beträchtliche Anzahl solcher mühsamen Arbeiten zusammen gebracht. Wir haben zweymal so viel Feuerschirme als wir Camine haben, und drey mit Blumen gestickte Matrazzen für jedes Bette. Die Hälfte unsrer Zimmer ist mit einer Art von leichten Mahlereyen ausgezieret, die statt der Tapeten dienen. Ja sie läßt ihre Werke nicht ein-

mal alle sehen. Sie hat noch ganze Schachteln voll gestrickter Kniebänder und gestickter Schuhe. Sie hat zwanzig Decken zu Weibersätteln mit silbernen Blumen gestickt, und Vorhänge mit Gold in verschiedenen Figuren gewirkt, die sie gesonnen ist einstweilen aufzuhängen. Alles dieses erzählt sie ihren Besuchen, wenn sie über ihre Verdienste stolz gelobt zu werden begierig ist: und mitten unter den Lobsprüchen die ihre Freunde und sie selbst ihren Verdiensten beylegen, unterläßt sie es niemals sich gegen mich zu wenden, und zu fragen, was alles dieses kosten würde, wenn ich es hätte bezahlen müssen.

Ich unterstehe michs zuweilen ihr zu sagen, daß manche von den Zierrathen überflüßig wären, und dasjenige, was mit so vieler Arbeit gethan worden, mit leichterer Mühe hätte können gekauft werden. Ich stelle ihr vor, daß das Werk manchmal nicht der Zuthat werth sey, und daß ich nicht einsehen könne, warum man die Kinder mit unnützlichen Beschäftigungen plagen, und sie zwingen müsse, Schuhe zu machen, die niemals getragen werden. Sie antwortet mir mit einer verächtlichen Mine, daß die Männer nur immer Geld verthun wollen, und fähret fort von einem Dutzend neuer Stühle zu reden, wozu sie die Kappen schon ausgedacht hat, und von einer Kutsche, die sie zu einem immerwährenden Denkmal der Stickerey machen will.

Indessen wachsen die Mädchens in einer gänzlichen Unwissenheit auf. Mariechen fragte mich den andern Tag, ob Irrland nicht in Frankreich läge, und sie erhielt sogleich von ihrer Mutter Befehl ihren Saum auszubessern. Christianchen weiß in ihrem sechzehenten Jahre noch nicht den Unterschied zwischen einem Protestanten und Catholiken, weil sie drey Jahr lang für die eine Seite des Cabinets eine

Tapete verfertigen müssen, welche Cranmer in Flammen vorstellen soll. Und Dorchen meine älteste Tochter, ist in der That noch nicht im Stande ein Capitel in der Bibel zu lesen, weil sie die Zeit, die andere Kinder in der Schule zubringen, auf die Verfertigung der Zusammenkunst zwischen Salomon und der Königin aus Saba verwenden müssen.

Ohngefähr für einem Monat, schien sie es mit dem untergelegten und türkischen Stiche zu Ende gebracht zu haben, und meine Frau wußte nicht was sie für eine neue Arbeit auf die Bahn bringen sollte. Ich that ihr den Vorschlag, daß die Mädchen nunmehr lesen und schreiben lernen sollten, und erwähnte dabey, daß es auch nicht unnöthig wäre, etwas vom Rechnen zu begreiffen. Aber zum Unglück nahm meine Frau wahr, daß das Leinengeräthe ausgieng, und sie hat drey kleine Spinnräder für die Mädchen gekauft, daß sie für das Gesinde Tischzeug spinnen sollen. Ich stellte ihr vor, sie würden mit einem grössern Rade in einer Stunde mehr ausrichten als in einem ganzen Tage; aber sie gab mir mit einem unwiderstehlichen Machtspruche zu verstehen, daß die kleinste Beschäfftigung besser sey als Müssiggehen, und wenn man diese Räder auf einen Tisch setzte und ein Tuch unterlegte, so könnte man sie ohne Geräusche drehen, und die Mädchens lernten hübsch aufrecht dabey stehen. Die großen Räder schickten sich ohnedem gar nicht für vornehmes Frauenzimmer. Und sie versichert mich, daß die drey Mädchens, wenn sie ernstlich dazu angehalten würden, mit diesen, so klein sie auch wären, binnen Jahresfrist genung Tischgeräthe spinnen könnten, da man sonst eines für fünf Pfund Sterling kaufen müßte.

Vier-

* *

Vierzehntes Stück.

Sonnabends, den 15. Julius.

Als Diogenes einst in seinem Fasse einen Besuch von Alexander dem Großen erhielt, und nach der alten Gewohnheit der königlichen Güte, gefraget ward, was er sich für eine Gnade auszubitten hätte, so antwortete er: Ich habe sonst nichts zu bitten, als daß du ein wenig auf die Seite tretest, damit du nicht, wenn du mir den Sonnenschein aufhältest, mich desjenigen beraubest, was du mir nicht geben kannst.

Diese Bitte Diogenis von dem grösten Monarchen der Erde, mögen diejenigen, die weniger Macht als Alexander besitzen, im eigentlichsten Verstande auf sich selbst anwenden. Wer viel Gutes thut, dem kann man noch eher zuweilen einen kleinen Fehler übersehen. Wenn uns aber unsere Umstände die Gelegenheit Wohlzuthun versagen, da sollte zum wenigsten die Unschuld auf das sorgfältigste bewahret werden.

Es ist wohl bekannt, daß die Zeit, die einmal vorbey ist niemals wiederkommt, und der Augenblick der einmal verlohren ist, auf ewig verlohren ist. Daher sollte die Zeit für allen andern Arten des Eigenthums von allem Eingriffe frey seyn. Und doch ist kein Mensch, der sich nicht der Gewalt anmaßet, diejenige Zeit zu verderben, wozu der andere allein das Recht hat.

Dieses unrechtmäßige Verfahren ist so allgemein, daß nur ein sehr geringer Theil des Jahres mit Ueberlegung genutzet

nutzet wird: und mit genauer Noth können wir eine Sache thun, wenn wir wollen, oder sie erhalten, wenn wir es wünschen. Das Leben ist beständigen Raubereyen ausgesetzet. Der bringt uns um eine Stunde, der andere um einen ganzen Tag. Der eine weiß seine Raubsucht zu verbergen, wenn er uns in allerhand Geschäfte verwickelt, und ein anderer, wenn er uns mit anmuthigem Zeitvertreibe aufhält. Diese Beraubung wird durch tausend Abwechselungen der Ruhe und Unruhe so lange fortgesetzet, bis wir nachdem alles verlohren ist, nichts mehr verliehren können.

Eine solche Verschwendung des menschlichen Lebens hat man sehr oft den Großen der Erden auf ihre Rechnung geschrieben, deren Clienten von Jahr zu Jahr in sehnlicher Erwartung schmachten, und zuletzt doch noch mit ihren Bittschriften in den Händen sterben. Aber es geschieht nur allzuleicht, daß diejenigen, die wir beneiden, auch zugleich immer dem Tadel unterworfen sind. Ich weiß daher in der That nicht, ob hierinne den Staatsmännern und Patronen nicht mehr, als sie verdienen zur Last geleget wird, und ob man sie nicht viel eher zu bedauern Ursache habe, daß sie selbst dergleichen unverdienten Ansprüchen und unverschämten Anlaufen ausgesetzt seyn müssen.

So viel hat seine Richtigkeit, daß die Unbequemlichkeiten solcher Aufwartungen mehr beklagt als wirklich empfunden werden. Denn die meisten Menschen, suchen eine Art ihrer eigenen Belohnung darinnen. Daß man sich in guter Gesellschaft sehen lassen, mit Leuten von Stande einer besondern Vertraulichkeit rühmen kann, und allemal fähig ist, die Neuigkeit aus der ersten Hand zu erzehlen; daß man denen von niederm Range gleichsam ganz zuversichtlich im Voraus sagen kann, wie die Gunst der Großen ab- oder zunehmen werde, und daß man einen daher für

einen Menschen hält, der bald eine hohe Bedienung beklei-den werde; sind das nicht Belohnungen genung, die den Verzug der Gewogenheit reichlich ersetzen, welche vielleicht derjenige, der sich darum bewirbet, selbst schwerlich zu erhalten glaubet.

Ein Mann, der in einer hohen Ehrenstelle sitzet, und seine Versprechungen nur deswegen vervielfältiget, damit er eine große Anzahl Clienten von sich abhängig sehen möge, kann wirklich als ein Raubthier angesehen werden, das zwar billig gefürchtet aber auch leichte zu vermeiden ist. Man kennt seine Klauen schon, und wer nicht will von ihm aufgefressen werden, darf ihm nur nicht nahe gehen. Weit mehr Gefahr aber läuft man die Zeit zu verderben, bey den Raupen und Motten, denen man sich nicht widersetzet, weil man sie nicht fürchtet, und die gleichwohl unvorsichtiger Weise und ehe man sichs versiehet, Schaden und Unheil genung anrichten.

Derjenige, dessen Rang oder Verdienste ihn bey der Welt in Ansehen gesetzt haben, muß sich größtentheils den Willen und wunderlichen Meynungen derer, die um ihn sind, überlassen. Jedermann der mit sich selbst unzufrieden ist, wird sich bey ihm Raths erholen wollen; wer ihn gerne sprechen will, wird ihn um ein freundlich Gehör ersuchen, und wer ihn zu hören verlangt, wird auf seine Antwort warten. Und so gehet eine Stunde nach der andern weg, so verstreicht der Morgen, Mittag und Abend, weil mehr als tausend Gegenstände seine Aufmerksamkeit rege gemacht, die er auch eben so geschwind wieder verwirft, als sie sind vorgebracht worden, die er aber doch alle nach der Gewohnheit der Welt mit einem Schein einiger Achtung annehmen muß.

Wenn wir uns die Gewogenheit anderer zu wege bringen wollen, so müssen wir ihre Thorheiten ertragen lernen;

und wer sich nicht überreden kann von der Gesellschaft abzuziehen, der muß sichs schon gefallen lassen, einen großen Theil seiner Zeit einer Menge Tyrannen als einen Tribut zu zollen. Er wird mit saumseligen Leuten zu thun haben, die immer viel Bestellungen haben, die sie aber niemals halten; mit Rathsbedürftigen, die immer um Rath fragen, ohne jemals darnach zu leben; mit Ruhmredigen, die viel Lermens von sich machen, nur damit sie gelobet werden; mit Leuten die immer klagen und weinen, damit man sie bedauren möge; mit Projektmachern, die es sich für eine Ehre schätzen ihre Freunde mit Entwürfen zu unterhalten, davon jedermann, außer ihnen selbst weiß, daß sie vergeblich sind: mit Wirthschaftsverständigen die von nichts als Kaufverträgen und jährlichen Einkünften reden; mit politischen Kannegießern, die den Ausgang einer Schlacht, und Trennung vereinigter Mächte im Voraus zu sagen wissen; mit Wucherern, die die Verschiedenheit der Münzsorten vergleichen; mit Schwätzern, welche reden, bloß weil sie sich gerne selber reden hören.

Wie man nun einen jeden wieder in den rechtmäßigen Besitz seiner Zeit einsetzen, und seine Tage von diesen abwechselnden Misbräuchen frey machen könne, stehet nicht in meinem Vermögen zu zeigen, ich darf es auch niemals hoffen, daß es geschehen werde. Doch vielleicht könnte man diesen unbarmherzigen Eingriffen wenigstens einigen Einhalt thun, wenn nur jedermann ernstlich überlegen wollte, daß derjenige, welcher einem andern wider seinen Willen einen Besuch giebt, oder ihn länger mit Reden anhält, als es dem andern gefällt zuzuhören, sich einer Beleidigung schuldig macht, die er niemals ersetzen, und dem andern etwas nimmt, das er ihm doch nicht geben kann.

Funf=

* a * * * * * * * * * *

Funfzehntes Stück.

Sonnabends, den 22. Julius.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Ich habe das Unglück, ein Mann von Geschäfften zu seyn, und sie werden sagen, das ist einer der unglücklichsten von der Welt. Aber die Ursache, warum ich es bin, ist diese, weil meine Frau gar nichts zu thun hat. Sie hat doch wenigstens eine gute Erziehung gehabt, und die Hoffnung einer guten Erbschaft die sie zu gewarten hatte, als ich sie heyrathete, ließen mich glauben, ich würde sie entweder selbst in meinen Handelsgeschafften, oder doch in Besorgung meiner Hausangelegenheiten brauchen können.

Sie wissen es selbst, daß ihre Zeit sowohl als meine eigene auf eine oder die andere Weise genutzt werden sollte. Ich für mein Theil habe gnung zu thun, wenn ich meine Güter auswägen, und meine Kundleute abwarten will. Aber meine Frau, die mir so nützlich als ein Handelsdiener seyn könnte, wenn sie nur Hand anlegen wollte, ist mir immer im Wege. Sie schwänzet mir alle Morgen mit den Händen in der Tasche für den Laden herum, oder steht an der Thüre und gafft jedermann an, der vorbeygehet. Sie thut beständig tausend nichtswürdige Fragen an mich über jeden Kundmann der hereinkommt oder weggehet. Und allemal, wenn ich etwas in mein Tagebuch einzeichnen will, lehnt sie sich über mein Schreibpult her, und sieht so

starre darauf, gleich als ob ich blos zu ihren Vergnügen schriebe oder Ziffern zeichnete. Zuweilen, es ist wahr, nimmt sie eine Nadel zur Hand, aber da sie ihre Arbeit allezeit an der Thüre oder mitten im Laden verrichtet, so wird sie so ofte unterbrochen, daß sie länger mit einem Handtuche zu saumen, oder einem Strumpfe zu flicken zubringet, als ich, wenn ich vierzig Hüte Zucker zerschlage und in Pfunde abwäge.

Des Nachmittags habe ich auf eben diese Weise die Ehre, ihre Gesellschafft ganz gewiß wieder zu genießen, sie müßte denn etwa zu einer von ihren Bekannten gebeten seyn. Und dann, weil wir den ganzen obern Stock unsers Hauses vermiethet, und nur einen kleinen Gelaß hintennaus zu unserm eigenen Gebrauche haben, so machen sie entweder einen solchen Lärmen, oder haben sonst etwas, daß sie mich alle Augenblicke abrufen, so, daß ich ohnmöglich auf alles Acht haben kann.

Ich bin versichert, meine Frau, könnte alle diese kleinen Hausgeschäffte über sich nehmen, und ich wollte, daß sie sich damit abgäbe. Aber statt deßen haben wir eine Magd, die alles dies besorgen, und noch dabey einen kleinen Knaben von zwey Jahren warten muß, der das vollkommene Ebenbild seiner Mutter ist. Dem garstigen Buben muß in allen Stücken nachgesehen werden; ich muß ihn den ganzen Tag im Laden spielen lassen, und da wirft er alles unter einander, er klettert mir auf die Auslage um das Gewicht und den Zucker zu kriegen. Ich darf ihm nicht das gerin-ste sagen, denn wenn ichs thäte, würde ich die Frau und die Magd mit einem male auf dem Halse haben. Was die letztere betrifft, ist sie so nachläßig und liederlich als ihre Frau, und da sie sich überdies immer noch beklagt, daß sie so viel zu thun habe, können wir ihr nicht

genung

genuug in den Hals stecken. Ja, was das schlimmste ist, so fürchte ich, daß sie nicht recht ehrlich ist, und da ihr anvertrauet ist, alles was wir ins Haus brauchen einzukaufen, so mag sich das Mensch von jedem Artikel manche Schwänzelpfennige machen.

Doch wieder auf meine Liebste zu kommen, so ist der Abend, wenn das Wetter schön ist, noch die einzige Zeit, wo ich mir selbst überlassen bin. Denn da gehet sie gemeiniglich mit ihrem Kinde in den Park eine frische Milch zu essen. Wenn sie nun wieder nach Hause kömmt, ist sie so müde vom spatzieren gehen, daß sie sich nicht von ihrem Stuhle bewegen kann. Ich muß sodann noch eine ganze Stunde warten, wenn ich den Laden zugemacht habe, ehe ich einen Bissen zu essen kriege, weil die Magd den Knaben erst ausziehen und zu Bette bringen muß.

Aber sie werden mich noch mehr bedauren, wenn ich ihnen die Art und Weise erzählen werde, wie wir gemeiniglich unsern Sonntag hinbringen. Des Morgens ist sie viel zu verdrießlich sich anzuziehen und in die Kirche zu gehen, sie steht daher niemals vor neun Uhr auf. Und was das allerbeschwerlichste ist, so nöthiget sie mich bey ihr liegen zu bleiben, da ich doch die Zeit zu bessern Beschäfftigungen anwenden könnte. Es ist ein Glück, wenn sie bis zum Essen mit dem Ankleiden fertig wird. Und ist dieses vorbey, so bin ich sicher daß sie mich mit nach Georgia, oder Hornsey Wood, oder White Conduit House schleppet. So nahe diese Spatziergänge sind, so ermüdend sind sie schon für sie, daß ich neben dem, was mich der Thee, Zucker, Limonade und Kuchen fürs Kind kostet, noch dazu eine Miethkutsche nehmen, oder sie auf einer einspännigen Carriol selbst hinaus fahren muß. Sonst, da meine Frau nicht eine von den magersten, und nicht gut zu

Fuße ist, und noch überdies ihre ganze Last an meinem Arm hänget, muß ich noch dazu das Kind selbst führen.

So, mein Herr! bringt sie ihre ganze Lebenszeit zu, ohne mir den geringsten Nutzen oder Vergnügen zu schaffen. Und da ich sehe, daß meiner Nachbarn ihre Weiber im Laden mit helfen, und so viel verdienen als ihre Männer, so habe ich das Aergerniß dabey, daß die meinige weiter nichts, als ein todter Kloß für mich ist. Kurz, ich wüßte kein größer Unglück für einen ehrlichen und arbeitsamen Handelsmann wie ich bin, als mit einer Frau belästiget zu seyn, die mehr eine Hinderniß als eine Gehülfinn für ihn ist. Ich bin

mein Herr

ihr ergebener Diener

Zacharias Theriack.

* *

Sechzehntes Stück.

Sonnabends, den 29. Julius.

Ich besuchte gestern meinen alten Freund Eduard Drugget, auf seinem Landhause. Eduard fieng mit einem sehr geringen Vermögen an zu handeln; er wohnte in einem schlechten Hause in einer abgelegenen Straße, und handelte für einigen Jahren blos mit Kleinigkeiten. Er wußte, daß ein kleiner Gewinn besser als gar nichts sey, und war also mit einem mäßigen Profit zufrieden. Da er merkte, oder vielleicht auch gehört haben mochte, was die Höflichkeit für Nutzen schaffe, so bückte er sich allemal tief bis an die Erde nieder, wenn ein Kundmann kam oder fortgieng. Er hörte ohne ungeduldig zu

werden

werden die Einwendungen der Unwissenden an, und wußte mit Gelassenheit die Vorschläge der Knickerhaften abzuweisen. Sein einziges Vergnügen war, daß er an seiner Thüre stand und in die Straße sahe. Das Essen ward ihm aus einem gegenüberliegenden Gasthofe zugeschickt, und er machte zu gesetzter Stunde sein Gewölbe mit eigner Hand auf und zu.

Sein guter Nahme verbreitete sich gar bald von dem einen Ende der Straße bis zum andern. Jeder Herr prieß seinen Lehrpurschen, und jeder Vater seinem Sohne, die Aufführung des Herrn Drugget als ein Beyspiel an. Man betrachtete ihn nicht nur als einen wohlhabenden Kaufmann, sondern auch als einen Mann der vortreflich zu leben wüßte. Denn er hielt sich vorzüglich nett in Kleidung, und würde seinen Rock eher abgenutzt als befleckt haben. Sein Hut war allezeit sauber, seine Schuhe geputzt, seine Perucke artig frisiret, und seine Strümpfe ohne Runzeln. Bey solchen Umständen, war es ihm sehr leicht, das Herz der Jungfer Comfit der einzigen Tochter eines Zuckerbeckers zu gewinnen.

Eduard gehört mit unter diejenigen, die durch Heyrath glücklich geworden. Seine Frau hatte mit ihm gleiche Gemüthsart, und seine Art zu leben ward dadurch sehr wenig geändert, außer daß er seine Miethleute im obersten Stocke aufgab, und das ganze Haus für sich alleine behielt.

Er hatte bereits durch seine Sparsamkeit eine beträchtliche Summe zusammen gebracht, das Vermögen seiner Frau kam nun dazu, und er fieng von der Zeit an sich einen größern Verlag anzuschaffen. Er hatte immer Geld genung in Händen, dasjenige was man in Auctionen nicht haben mochte, an sich zu bringen, oder die Actien von

Kaufleuten einzuhandeln, die sich ihrer Geschäffte begeben wollten. Er mußte zu seinem Gewölbe bald noch eine Stube hinzuthun, und wenig Monate drauf, ward er genöthiget sich ein Waarenlager zu miethen.

Nun hatte er ein ansehnliches Gewölbe, das überflüssig mit solchen Sachen versehen war, die schon verlegen, oder nicht mehr Mode waren: alte Reste von göldenen oder silbernen Zeugen, einzelne Ellen Brocade; ganze Ballen verschossener Seidenwaaren, und eine Menge Schachteln mit alten Bändern. Sein Kram ward dadurch bald in der ganzen Stadt berühmt, und besonders von Leuten besucht, die gerne prahlen wollten, aber nicht viel darauf zu wenden hatten. Jede Magd die das Unglück hatte länger als ihre Frau zu seyn, nahm das übrige zum Rocke bey Druggets aus, und manches Mädchen, das den Winter über mit ihrer Tante in London zugebracht, prahlete nach ihrer Zurückkunft unter den Bauern, mit den wohlfeilen Zierrathen, womit Drugget sie versehen hatte. Ja sein Gewölbe wurde auch oftmals des Morgens von Damens besucht, die ihre Kutschen in der nächsten Straße stehen ließen, und sich in leinenen Röckgens durch die Gasse schlichen. Drugget aber kannte seine vornehmen Kundleute alsbald an ihrer Blödigkeit, und wenn er merkte, daß sie sich nicht gerne wollten sehen lassen, so bot er ihnen an, sie möchten sich mit ihm ins Zimmer hinauf bemühen, oder er gieng mit ihnen an das hinterste Fenster.

Ich freuete mich über den zunehmenden Wohlstand meines Freundes, und bildete mir ein, daß, da er reich geworden, werde er auch glücklich geworden seyn. Aber seine Gemüthscharacter hat an der Erweiterung seines Glücks großen Antheil genommen. Als ich das erstemal zu ihm kam, hieß er mich blos mit einem Handschlage will-

willkommen seyn. Das nächstemal winkte er mir gegenüber ein Maas Bier mit ihm zu trinken. Aber, vor ohngefähr sechs Jahren, bat er mich zu sich zu Gaste, und wenn er mir zusprechen will, so schickt er allemal den Tag zuvor ein Viertel Kalbfleisch zu mir ins Haus.

Unterdessen hatte ihn sein Reichthum weder unhöflich noch nachläßig gemacht. Er stand noch immer zu eben der Stunde auf, bezeigte sich eben noch so fleißig, und grüßte einen mit der nämlichen Höflichkeit. Aber für einigen Jahren fieng er doch an, von allzuvielen Geschäfften, und Einschränkung seines Gewölbes zu reden: und er wünschte sich so glücklich gewesen zu seyn, daß er seines Onkels Meyerhof hätte pachten können, wo er ohne Geräusch und Unruhe, in freyer Luft, in der einfältigen Gesellschaft ehrlicher Landleute leben, und die Werke der Natur betrachten könnte.

Ich merkte gar bald die Ursache, warum mein Freund so zu philosophiren anfieng. Er hielt sich für reich genung auch ein Landhaus zu haben, wie die Krämer in Lutgate-Hill, und war entschlossen sein Alter in Ruhe zuzubringen. Aber dies war eine Veränderung die sich nicht so geschwind thun ließ. Er redete wohl über drey Jahr lang von dem ländlichen Vergnügen, und mußte doch jeden Abend wieder in sein Gewölbe gehen. Endlich entschloß er sich glücklich zu seyn, und miethete eine Wohnung auf dem Lande, damit er sich die Woche einige Stunden von den Geschäfften losreissen möge. Denn, spricht er, wenn man zu Jahren kommt, so sehnt man sich gleichwohl zuweilen mit seinen eigenen Gedanken zu unterhalten.

Er bat mich nebst noch andern von seinen besten Freunden auf diesen Sitz der Ruhe und Einsamkeit zu sich damit wir die ersten Zeugen seiner Erhebung zu den höch-

sten Würden eines Krämers abgeben möchten. Ich fand ihn zu Islington, in einem Zimmer, wo er die hohe Straße übersehen konnte, er fand sein Vergnügen darinne, daß er durchs Fenster sahe, welches ihm der Staub aufzumachen verbot. Er umarmte mich, hieß mich willkommen seyn auf dem Lande, und fragte mich, ob ich nicht fühlte, daß ich ganz aufgeheitert wäre? Er befahl, daß man das Essen auftragen möchte, weil die frische Luft ihm allezeit guten Appetit machte, und setzte mir Gebratenes, und ein Glas Wein für. Er schwatzte mir vieles von dem Vergnügen der Einsamkeit vor, und wunderte sich, was ihm doch so lange von dem Landleben habe abhalten können. Nach Tische kam Gesellschaft, und er wiederholte gegen sie das Lob des Landlebens, prieß ihnen das Vergnügen des Nachdenkens an, und erzählte, daß er alle Morgen am Fenster stünde, und die Fuhrwagen zählte, die vorbey führen.

* *

Siebenzehntes Stück.

Sonnabends, den 5. August.

Man sagt, daß das Regenwetter welches vergangenen ganzen Monat angehalten, unter den Wetter Propheten eine große Unordnung angerichtet haben solle. Ihre Wettergläßer haben sie diesesmal gewaltig betrogen. Denn es folgte ein Regen auf den andern, da sie doch Sonnenschein und trockenes Wetter prophezeyet hatten. Und da viele zum Unglück auf diese betrüglichen Versprechungen trauten, so hat mancher Rock

seinen Glanz verlohren, und manche Perucke ist von der Nässe ganz zerzauset worden.

Dieses ist eine von den Unbequemlichkeiten, denen sich die Menschen selbst unterwerfen, wenn sie auf solche eitle Beobachtungen bauen. Ich meines Ortes nehme an dergleichen gelehrten Schwätzereyen keinen Antheil. Ich verlasse mich in diesem Falle auf meine Sinnen, und glaube, daß es regnen wird wenn der Himmel trübe ist, und daß wir schön Wetter haben werden, wenn die Sonne scheint, und ich kann mich dem ohnerachtet mit aller meiner Vorsicht nicht immer für den Regen in Acht nehmen. Daß man naß wird kann dem besten Müssiggänger begegnen, aber wider alle Grundsätze der Wetterverständigen naß zu werden, das kann nur einem solchen Müssiggänger widerfahren, der für überaus geschäfftig angesehen seyn will. Denn es giebt unter diesen Leuten, die ihr Leben mit lauter Kleinigkeiten zubringen, und ohne was merkwürdiges gethan zu haben, sterben, genung, die sich mit der hohen Meynung schmeicheln, als ob sie sehr viel zu bedeuten hätten, und sich einbilden, daß sie alle Tage etwas zur Verbesserung des menschlichen Lebens beytrügen. Und da Müssiggehen und Armseyn zu allen Zeiten für einen Schimpf gehalten worden, so bemühet sich ein jeder aufs sorgfältigste, seine Armuth für andern, und seinen Müssiggang für sich selbst zu verbergen.

Unter diesen Menschen, die ich niemals bereden können, mit den Müssiggängern in Gesellschaft zu treten, weil sie jederzeit mit der äußersten Verachtung von meinem lange Schlafen und nächtlichen Herumschwärmen reden, bringt der eine den Tag damit zu, daß er Spinnen haschet, damit er ihre Augen durchs Mikroscop zählen könne. Ein anderer betrachtet den Staub einer Ringelblume, den er

mit solcher Geschicklichkeit von der Blume absondert, die eines Leeuwenhöeks werth wäre. Einige drehen das Rad an der electrischen Maschine, oder hängen Eisen an den Magnetstein, und befinden daß sie heute eben das thun können, was sie gestern gethan haben. Andere halten Register über die Veranderungen des Windes, und sterben voll Ueberzeugung von der Wahrheit, daß der Wind sehr veränderlich sey.

Es giebt auch noch gründlichere Leute unter ihnen. Sie haben gehöret, daß zwey flüßige Materien, die gar keine Farbe haben, wenn sie zusammen gethan würden, eine Farbe hervorbringen, und zwey kalte Körper warm werden sollen, wenn man sie mit einander vermischte. Daher mischen sie dieselben, bringen die gehoffte Wirkung hervor, sagen, ey das ist artig! und mischen sie nochmals.

Dergleichen Müssiggänger, die nur mit der leblosen Natur spielen, möchten noch einige Nachsicht erhalten. Denn wenn sie auch vergebliche Arbeit thun, so sind sie doch noch so ziemlich unschuldig dabey. Aber es giebt noch andere Menschen, die ich nicht weiß, wie ich sie nennen soll, ohne darüber mehr, als es mir meine Liebe zur Gemüthsruhe erlauben möchte, aufgebracht zu werden. Es giebt unter den niedern Verehrern der Arzneykunde, eine gewisse Art schändlicher Leute, deren Leben eine beständige Abwechselung verschiedener Grausamkeiten ist. Denn ihre angenehmste Beschäfftigung ist, daß sie Hunde auf den Tisch nageln und lebendig aufschneiden, um zu sehen, wie lange sie unter verschiedenen Graden der Verstümmelung, oder Auflösung und Zerreissung der Lebenstheilchen leben werden. Oder sie untersuchen, ob das glüende Eisen an den Beinen mehr, und empfindlicher als an den Flechsen gefühlt werde, und ob der Todeskampf länger währe, wenn man das

Gift

Gift durch den Mund einzwinget, oder in die Adern einspritzet.

Ich würde die Empfindlichkeit zärtlicher Seelen mit dergleichen Bildern gewiß nicht beleidigen, und wenn man solche Grausamkeiten nicht verübte, so wäre zu wünschen, daß sie niemals offenbaret würden; aber da sie alle Tage und noch dazu mit Großsprechen, öffentlich bekannt gemacht werden, so wird es auch mir erlaubt seyn ihrer zu gedenken, zumal da ich ihrer mit Abscheu erwähne.

Der berühmte **Mead** hat mit sehr hönischen Ausdrücken angemerkt, daß Herr **Woodward**, der weiter nichts gethan als Muscheln und Steine gesammlet, dennoch für einen Philosophen gelten wollen. Mit einem noch unvernünftigern Rechte nennet sich ein Anfänger der Zergliederungskunst einen Arzt, da er die Eingeweide aus den lebenden Thieren herausreisset, und durch solche gemeine Grausamkeit, sich zu derjenigen Kunst zubereitet, die er bey den schwachen, hülflosen, gebrechlichen und furchtsamen Leuten ausüben soll, wo er Gelegenheit bekömmt seine Marterkünste anzubringen, und seine Erfahrungen bey Jungen und Alten fortzusetzen, die er bisher an Hunden und Katzen versucht hatte.

Man weiß sehr wohl, was zur Vertheidigung solcher verhaßten Handlungen angeführet wird, aber so viel ist doch wahr, daß man nicht allemal mit Messern, Feuer und Gift seine Wissenschaft zu erweitern suchet, und es wird auch selten dadurch erreichet. Die Versuche die man einmal angestellt hat, werden wieder angestellt, und derjenige, der gestern bey einem Thiere mit Feuer die Reizbarkeit desselben untersucht hat, ist morgen willens eben dergleichen zu thun. Ich wüßte noch nicht, daß man durch solche lebendige Zergliederungen nur eine eine einzige Krankheit

leichter zu heilen erfunden habe. Und wenn ja die Arzneywissenschaft dadurch einigermaßen erweitert worden wäre, so erkauft doch derjenige diese Kenntniß überaus theuer, der den Nutzen der Milchgefäße auf Kosten seiner Menschlichkeit kennen lernen muß. Es wäre einmal Zeit, daß man sich mit allgemeinem Eifer diesen schrecklichen Operationen entgegen setzte, welche nur dazu dienen, das Herz der Menschen zu verhärten, und diejenigen Empfindungen des Zutrauens ersticken, das ein Mensch gegen den andern haben soll, und welche machen, daß man den Arzt ärger als die Gicht und den Stein fliehen muß.

* *

Achtzehntes Stück.

Sonnabends, den 12. August.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Es geschieht gemeiniglich, daß derjenige, welcher sich darinne zu unterscheiden gedenkt, daß er andere tadelt und lächerlich machet, eben dadurch andere lehret, seine eigenen Künste gegen ihn selbst zu gebrauchen. Und nachdem man auf kurze Zeit seinen scharfsinnigen Einfällen und seinem Witze freudigen Beyfall zugelächelt, muß er sichs gefallen lassen, daß man ihn eben so strenge beurtheilen, seine Fehler genau untersuchen und spöttisch vergrößern wird.

Ja das natürliche Misvergnügen so unterwürfig zu seyn, wird es nicht ermangeln lassen, einen gewissen Grad

der

der Bosheit mit einzumischen, besonders gegen denjenigen, der sich damit abgiebt auf die Aufführung anderer Achtung zu geben, zumal wenn er sich unberufen auf den Richterstuhl setzet, und eigenmächtig seine Gewalt ausüben will.

Sie dürfen sich daher gar nicht wundern, mein Herr! daß ihre Betrachtungen über die Thorheiten der Menschen, wenn sie zu einer Zeit einen zum Lachen bewegen, zu einer andern auch Tadel erwecken können. Und ich muß ihnen sagen, daß unter der Anzahl dererjenigen, denen sie gelehrt haben, sich über die Entfernung **Druggets** lustig zu machen, sich auch ein Vertheidiger desselben gefunden hat.

Der Fehler ihres alten Freundes enthält gar nichts sonderbares. Der größte Theil der Menschen äffet die öffentlichen Lustbarkeiten im Kleinen nach, und nur wenige denken philosophisch von ihren Ergötzlichkeiten, oder sind sehr darum bekümmert, dieselben recht zu beurtheilen. Das menschliche Leben ist überhaupt mit so viel Elend umgeben, daß wir froh sind, wenn wir nur eine Art des Vergnügens erlangen, ohne lange zu untersuchen, woher es kommt, oder welcher Macht wir es zu verdanken haben.

Unsere Seele wird selten zu lebhaften Handlungen ermuntert, es sey denn durch Schmerz, oder aus Furcht fürm Schmerze. Wir bekümmern uns wenig um die Entdeckung eines Betrugs, der uns keinen Schaden bringt, und wir werden ein wirkliches Vergnügen deswegen keinen Augenblick aufschieben, um erst seine Ursachen zu untersuchen. Wer einmal glücklich ist, er mag es nun geworden seyn, auf was für Art er nur wolle, verlanget weiter nichts als die Dauer seiner Glückseligkeit, und ist am allerwenigsten darum besorgt, seine Empfindungen nach den verschiedenen Gattungen derselben einzutheilen, so wenig als der gemeine Mann, wenn er die Pracht der Morgenröthe an-

sieht,

sieht, sich darum bekümmert, wie man das Licht in seine ursprünglichen Strahlen absondern könne.

Das Vergnügen ist daher selten so beschaffen, wie es andern scheinet, oder wie wir es uns auch wohl selbst vorstellen. Unter allen Damens, die an der Oper ein Vergnügen finden, haben wohl die allerwenigsten eine lebhafte Empfindung von der Harmonie der Töne, und doch geht jede hinein ihr Vergnügen zu haben. Die eine hat das Vergnügen schöne Kleider zu tragen, sie zu zeigen, und andere darinne zu übertreffen, von denen sie weiß, daß sie sie beneiden. Eine andere hat das Vergnügen, unter andern Damen einen Platz einzunehmen, wohin die von der niedern Gattung nur selten gelangen, damit man am Morgen in Gesellschaften ihren Nahmen mit unter denjenigen nennen möge, die in der ersten Reihe saßen. Jene hat das Vergnügen ihren Liebhaber wiederzusehen, oder ihm zu sagen, daß er sich weiter keine Mühe geben dürfe; Complimente mit Höflichkeit anzunehmen, oder mit Verachtung abzuweisen. Diese hat das Vergnügen, einige von ihren Bekannten anzutreffen, und es zu errathen warum die andern abwesend sind, oder ihnen zu erzählen, daß sie mit Fleiß die Opera sehen wollen, damit sie doch wissen möchte, warum jene nicht hinein gekommen sind. Andere haben das Vergnügen für Leute angesehen zu werden, denen ein so artiger Zeitvertreib gefällt, und damit man sie unter die Liebhaberinnen der Musik rechnen möge. Noch andere haben vielleicht das Vergnügen dabey, daß sie sich auf ein paar Stunden von einer befehlshaberischen Schwester, oder einem widersprechenden Manne losreissen können. Und aus allen diesen Vergnügungen werden sie sicher den Schluß machen, daß die himmlische Musik doch der Balsam des Lebens sey.

So

So geht es mit allen Arten von Lustbarkeiten, man kommt auf eben die Weise und aus Bewegungsgründen gleicher Art zusammen. Die Comödie wird nicht von lauter solchen Leuten besucht, die eine Kenntniß und Geschmack von der Geschicklichkeit des Schauspielers haben, und wir gehen nicht allemal auf die Redoute um zu tanzen oder auch nur auf die Tänzer Achtung zu geben. Wir rennen an alle öffentliche Versammlungsplätze mit gleichem Eifer, oder doch zum Schein, aus sehr verschiedenen Ursachen. Der eine geht dahin daß er sagen könne, er sey da gewesen; ein anderer, weil er niemals aussen zu bleiben gewohnt ist. Dieser geht etwas Neues zu erfahren, und jener, die Meynungen anderer auszuforschen. Ist es ein Zeitvertreib, der Geld kostet, so wird er gewiß von allen denen ofte gesucht werden, die gerne für reich wollen angesehen seyn. Und was nur etwa zufälliger Weise Mode wird, erhält sich sehr leichte beym Ansehen, weil sichs jedermann für eine Schande achten würde, nicht auch daran Theil zu nehmen.

Kurz! An alle solche Orte gehen wir, in Hoffnung und mit dem Verlangen vergnügt zu werden. Wir treffen andere daselbst an, die aus eben dem Grunde dahin gekommen sind. Niemand will der erste seyn, seine fehlgeschlagene Hoffnung zu gestehen. Das Gesichte des einen giebt das Lächeln des andern zurück, bis jeder glaubt, daß die übrigen auch vergnügt sind, und sie bemühen sich gemeinschaftlich ihr Entzücken unter einander zu erkennen zu geben. Mit der Zeit werden sie alle betrogen. Die eingebildete Glückseligkeit wird so lange von Mund zu Mund fortgepflanzet, und durch jede Mine bekräftiget, bis sie endlich alle bekennen müssen, daß das Vergnügen, welches sie nie recht empfinden, am Ende auf eine allgemeine Täuscherey hinausläuft, und wenn der willkührliche Traum seine

ne Endschaft erreicht hat, klagen sie alle, daß das Glück von so kurzer Dauer sey.

Wenn daher Drugget auf ein Vergnügen Anspruch macht, wovon er keinen Begriff hat, oder auf einen Zeitvertreib stolz ist, wobey er einen andern vernachläßiget, was hat er mehr gethan, als was nicht ein jeder der seine Geschichte lieset auch thut? Davon der eine ein Vergnügen an der Gesellschaft findet, weil er nicht allein seyn kann; andere die Ruhe der Einsamkeit anpreisen, weil sie auf ihre hohen Einsichten neidisch, die Thorheiten der Welt nicht vertragen können; und noch andere ihren Stolz damit befriedigen, daß sie Charactere mahlen, die uns die Eitelkeit des Lebens abschildern. Ich bin ꝛc.

* *

Neunzehntes Stück.

Sonnabends, den 19. August.

Einige der alten Weltweisen, die ihre Fähigkeiten mit Untersuchung des höchsten Gutes beschäfftiget, sind der Meynung gewesen, daß der höchste Grad irrdischer Glückseligkeit die Ruhe sey. Eine stille Ruhe beydes der Seele und des Leibes, wo man fern vom Anblicke der Thorheit, und dem Geräusche der Geschäffte, weder durch die öffentlichen Angelegenheiten beunruhiget, noch durch die Stimme des Eigennutzes gestört wird. Ein solcher Zustand, wo die Seele sich weiter mit nichts beschäfftigen darf, als ihre eigenen Bewegungen zu beobachten und in Ordnung zu bringen, Gedanken auf Gedanken zu häufen, ein Bild mit dem andern zu vereinigen,

und ganze Lehrgebäude der Weisheit und Tugenden aufzurichten.

Man pflegt zwar gegen diese einsiedlerische Grübelköpfe mit gutem Rechte den Einwurf zu machen, daß, wenn man sie für glücklich halten müsse, sie es blos deswegen wären, weil sie niemand nichts nütze sind. Denn da das menschliche Geschlechte zusammen ein weites Reich ausmachet, wo ein jeder besonders von der Beyhülfe anderer leben müsse, so sey man verbunden, auch seines theils für andere zu arbeiten; und da die vereinigten Kräfte aller Menschen nicht im Stande wären, den allgemeinen Uebeln abzuhelfen, so habe niemand darinne ein Recht, sich dieser Pflicht zu entziehen, oder sich unnöthigen Wissenschaften und dem Vergnügen der Einsamkeit zu überlassen.

Aber es geht bey dieser großen Streitfrage eben so wie mit allen andern gelehrten Streitigkeiten. Es ist bey den gelehrten Federfechtern etwas sehr gemeines, daß sie in der Hitze des Streits, einen Satz auf den andern häufen, bis sie ihre Gelehrsamkeit so weit getrieben haben, daß man weder das Wahre noch Falsche mehr von einander unterscheiden kann. Ihre Bewunderer folgen ihnen bis auf die äußersten Ungereimtheiten nach, und prallen hernach auf beyden Seiten wieder auf den Mittelpunkt zurück. Eben so empfinden auch hier manche die Stärke der gegentheiligen Beweise, und da sie die Ruhe für schimpflich, die Beschäfftigung aber für gefährlich halten, so bringen sie ihre Lebenszeit also zu, daß sie die Mittelstraße wählen; sie machen viel Wesens von sich ohne viel Geschäffte zu haben, und sind nachläßig ohne die Ruhe zu lieben.

Unter dieser Art von Leuten nimmt der große Philosoph Jacob Whirler den obersten Platz ein. Seine Geschäffte erhalten ihn in einer beständigen Bewegung, und

eben diese Bewegungen machen alle seine Geschäffte fruchtlos. Er hat immer zu thun, und thut doch im Grunde gar nichts, er kann nicht einen Augenblick still stehen, weil er immer von einem Orte zum andern zu gehen hat, man wird ihn aber nirgends antreffen, weil er sich niemals lange an einem Orte aufhält.

Er hat allzuviel Geschäffte, als daß er sie füglich in einem Hause sollte bestreiten können, daher hat er die eine Wohnung nahe an Bow Church, und die andere eine Meile davon. Durch diese sinnreiche Vertheilung seiner selbst in zween Häuser, hat er es dahin gebracht, daß man ihn in keinen von beyden antrifft. Sein Handel ist sehr weitläuftig, und er hat eine Menge Käufer; sein Umgang ist lebhaft, daher hält er viel Gesellschaften; sein Gemüthscharakter ist angenehm, und er hat sich dadurch viel Freunde erworben. Aber Herr **Whirler** setzt sein Vergnügen so wenig den Geschäfften nach, als er seine Geschäffte des Vergnügens wegen unterläßt, und seine Freunde und Kundleute kriegen ihn eben so selten zu sehen, als diejenigen, die ihn zu einer Gesellschaft einladen, oder ihre Rechnungen bey ihm abtragen wollen.

Fragt man in seinem Hause nach ihm, so giebt uns sein Schreiber zur Antwort: Herr **Whirler** sey den Augenblick ausgegangen, man werde ihn aber um zwey Uhr gewiß antreffen. Wartet man indeß in einem Coffeehause bis zu gesetzter Zeit, so höret man zwar, daß er zu Hause gewesen, aber auch schon wieder ausgegangen sey; er habe es aber verlassen, daß er Glock sieben Uhr im Gasthofe zum **halben Monden** anzutreffen seyn, und die Ehre haben werde uns daselbst zu sprechen. Man geht um sieben Uhr in den Gasthof, Herr **Whirler** kommt erst um achte dahin, er sagt, daß er erfreut sey uns zu sehen, und bittet

sich

sich nur auf wenige Minuten die Erlaubniß aus, zu einem Herrn zu gehen der neben der Börse wohnte, von dannen er noch vor Tische wieder hier seyn wolle. Er rennt auf die Börse, und sagt zu denen die dort schon auf ihn warten, daß er sie ersuchen müsse, ihre Angelegenheiten bis Morgen aufzuschieben, weil er den Augenblick im halben Monden noch etwas zu verrichten hätte.

Unterdessen macht seine Höflichkeit und angenehmes Wesen, daß man ihn überall gerne siehet, und mit Zärtlichkeit und Liebkosungen aufnimmt. Er ruft oftmals seine Freunde zu sich, und sagt es ihnen ins Ohr, daß er Morgen wieder zu ihnen kommen werde: des Morgens geht er hin, und entschuldiget sich, daß er wegen einer unerwarteten Hinderniß sein Versprechen nicht halten könne, und weiter gehen müsse. Wenn er zu jemand kömmt, so ist dies sein erstes Wort, daß er sich nicht niedersetzen könne, und seine Besuche sind so kurz eingerichtet, daß es mehrentheils scheinet, er sey aus keiner andern Ursache gekommen, als es zu vermelden, daß er wieder fortgehen müsse.

Man sagt, daß in Egypten die Hunde, wenn sie der Durst an den Niilstrom führet, im währenden Laufen, aus Furcht für den Crocodillen trinken sollen. Jacob Whirler ißt allemal auf der vollen Flucht. Er kömmt, sieht seine Familie bey Tische sitzen, und setzet sich gemeiniglich an seinen Ort nieder; aber kaum hat er den ersten Bissen in den Mund genommen, so hört er die Uhr schlagen, stehet auf, geht in ein ander Haus, setzt sich nieder, besinnt sich auf etwas anders, und kaum hat er so viel Zeit die Suppe zu kosten, so beurlaubet er sich von der Gesellschaft, und setzt seine flüchtige Mahlzeit in einer andern Straße fort.

So überhäuft er nun mit Geschäfften ist, so verlangt er deren doch immer noch mehr zu haben. Jeder neue Vorschlag, der etwan auf die Bahn gebracht wird, beschäfftiget sogleich seine Gedanken, er überlegt ihn den Augenblick nach allen seinen Wahrscheinlichkeiten, giebt sich mit Entwürfen ab, und hat sie beynahe schon in Erfüllung gebracht, als er sie eben so hurtig wieder einer andern Sache wegen vergißt, die er eben so geschwind anfängt, mit gleichmäßiger Hitze betreibet, und sie eben so kaltsinnig wieder aus der Acht lässet.

Man wird angemerkt haben, daß jeder Mensch gewöhnlicher Weise etwas habe, worüber er sich immer beklaget, und dem er allemal die Schuld beymessen wird, wenn er zuweilen nicht recht aufgeräumt ist. Whirlers größter Kummer ist der Mangel der Zeit. Mancher schöne Anschlag wird vergeblich ausgedacht, weil er nicht Zeit hat ihn auszuführen. Wenn er etwa eine Höflichkeitsbezeugung unterlassen muß, so weiß er bey dem andern keine weitere Ausrede anzubringen, als den Mangel der Zeit: und wenn er ein gewisses wichtiges Geschäffte versäumt, so entschuldiget er sich gegen sich selbst mit dem Mangel der Zeit. Daß er wirklich manchmal nicht Zeit haben müsse, weiß er sehr zuversichtlich, denn er hat einmal viele Monathe an einer langwierigen Krankheit darnieder gelegen, blos weil er nicht Zeit hatte, seine Gesundheit in Acht zu nehmen.

So lebt Jacob Whirler in einer beständigen Unruhe, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben. Aber er bedenkt nicht, daß niemand in der Welt ist, der mit seinen eigenen Händen alles verrichten könne, und daß derjenige, welcher in vielfältige Geschäffte verwickelt ist, sehr vieles durch andere verrichten, und auch zuweilen etwas

dem guten Glücke überlassen müssen; sonst, wenn man alles thun will, läuft man Gefahr, sein Leben durchzubringen, und gar nichts zu thun.

* *

Zwanzigstes Stück.
Sonnabends, den 26. August.

Kein Laster ist schändlicher als die Lügen. Es ist offenbar, daß die Menschen nicht länger gesellig unter sich leben können, als so lange ein jeder dem andern glaubet, und wenn die Sprache allein statt eines Werkzeugs der Lügen diente; so möchte man sich immer von der menschlichen Gesellschaft entfernen, in seiner eigenen Hütte bleiben, und für sich alleine sorgen.

Und doch wird nichts mehr, als eben dieses heilige und höchstnöthige Gesetze der Wahrheit ungestraft, blos aus Gefälligkeit gegen eingewurzelte Vorurtheile und herrschende Leidenschaften, übertreten. Man glaubt dasjenige gerne was man wünschet, und muntert viel eher diejenigen auf, die unser Vergnügen befördern, als diejenigen, die uns mit aller Treue unterrichten.

Aus diesem Grunde entdecket uns jeder Geschichtschreiber sein Vaterland, und es ist fast unmöglich, daß wir die verschiedenen Erzählungen einer großen Begebenheit sollten lesen können, ohne nicht zugleich zu wünschen, daß sie mit mehr Wahrheit als Partheylichkeit wäre geschrieben worden.

So kann ich mitten unter der Freude, die meine Landsleute über die Eroberung von Louisbourg haben, nicht

 umhin,

umhin, eine Betrachtung darüber anzustellen, wie verschiedentlich diese große Veränderung in den amerikanischen Staaten, noch bey Lebzeiten dieser Völker erwähnet wird, wie wird sie nicht erst von den Schriftstellern eines andern Jahrhunderts vorgestellet werden? * * * * * * * * *

Der Englische Geschichtschreiber, wird sich einbilden, daß er der englischen Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren ließe, wenn er die Einnahme von Louisbourg folgendergestallt erzehlte:

„Die Engländer hatten bisher mit großem Unwillen wahrgenommen, daß ihre Unternehmungen und Macht durch einen Feind geschwächet und zernichtet worden, den sie selbst vermöge des Rechtes der Verjährung mit Krieg zu überziehen berechtiget zu seyn glauben mußten, und den sie seit so vielen Jahrhunderten, wegen ihrer angeerbten Ueberlegenheit verachten gelernt hatten. Ihre Flotten waren zahlreicher und ihre Seeleute tapferer, denn der Franzosen ihre, und doch mußten sie fruchtlos auf dem Meere herumsegeln, und die Franzosen hielten sie immer von ihren Häfen ab. Das Unglück zog wie gewöhnlich ein allgemeines Misvergnügen nach sich, das Volk murrete wider die Ministers, und die Ministers zogen die Befehlshaber zur Verantwortung.

„Diesen Sommer waren die Engländer etwas glücklicher. Sie schickten eine Flotte und eine Armee nach Amerika, den Feind aus seinen dortigen Colonien zu vertreiben, die sie so hinterlistiger Weise errichtet, und so unverschämt behauptet hatten. Sie sollten die von Tage zu Tage anwachsende Macht zu unterdrücken suchen, die durch die Vereinigung der Indianer noch stärker worden war, mit denen sich diese Europäer auf eine unanständige Art

verheyrathet, und sie durch häufige Geschenke und Versprechungen, auf ihre Seite zu bringen gewußt hatten.

„Zu Anfange des Junius erschienen die Kriegs- und Transportschiffe mit der Landmacht für Louisbourg einem Orte der von Natur so feste war, daß alle Kunst, die man dem ohnerachtet dabey angebracht hatte, nur überflüßig schien. Die Franzosen rühmten sich auch, daß die Festung unüberwindlich sey, und sprachen mit Verachtung von allen Unternehmungen, die man nur immer darwider machen könnte. Die Besatzung war zahlreich, die Magazine so voll, daß sie die längste Belagerung aushalten konnten, und sie hatten die besten Ingenieurs und Commendanten die in großem Ansehen stunden. Die Mündung des Havens war überdies so enge, daß drey Schiffe im Stande waren, ihn von der Seeseite sattsam gegen allen Angriff zu vertheidigen. Die Franzosen hatten mit derjenigen Vorsicht, welche die Feigen von der Furcht erborgen, und der Staatsklugheit zuschreiben, unsere Flotten sorgfältig vermieden, und fünf große und sechs kleine Schiffe in den Hafen eingebracht, davon sie viere in der Mündung des Eingangs versenkten. Sie errichteten Batterien, und stellten ihre Posten an alle diejenigen Oerter aus, wo sie glaubten, daß es möglich wäre einen Angriff zu wagen. Die Engländer hatten überdies mehr Ursache sich für der ungestümen See, als für der List oder Tapferkeit der Belagerten zu fürchten. Es giengen einige Tage vorbey, ehe die Wellen, die sich hoch um die Insel aufthürmten, ihnen zu landen erlaubte. Endlich aber konnte ihre Ungeduld nicht länger gehalten werden, sie bemächtigten sich des Ufers nachdem sie einige wenige Mannschaft durch die See, und noch eine geringere Anzahl durch den Feind eingebüßt hatten. In wenig Tagen war das Geschütze ausgeschiffet,

die Batterien errichtet, und die Franzosen konnten nichts thun, als sich immer zurückziehen. Ein Schuß von den Batterien zündete die Pulverkammer in einem ihrer größten Schiffe an, die Flamme ergriff so gleich die beyden andern, und sie wurden alle drey in Grund gebohret. Der Englische Admiral schickte seine Boots gegen die zwey noch übergebliebenen Schiffe, nahm sie ohne Wiederstand weg, und zwang die Besatzung unmittelbar drauf zur Uebergabe.

Laßt uns nun dieser Erzählung von Seiten der Engländer, eine andere Nachricht entgegen setzen, die von eben der Zeit, von dem Verfasser des Zeitalters Ludewig des XV. aufgesetzt worden wäre.

„Zur Zeit als die Engländer anfiengen sich stark in die Handlungsgeschäffte zu mischen, fand sich ein Mann, der sichs vornahm dieses wilde und aufrührische Volk von seinem gänzlichen Untergange zu befreyen, der von dem niederträchtigen Stolze eines reichen Kaufmanns, und dem uneingeschränkten Zutrauen auf glückliche Räuber, ganz zur Verzweiflung herab sank, und für Schrecken ganz blödsinnig worden war. Er berief diejenigen Schiffe zusammen, die bisher zur Vertheidigung ihrer Kauffarthenschiffe auf dem Meere hin und her zerstreut waren, und sandte eine Flotte mit einer Armee ab, darinne gleichsam die ganze Macht von England bestand, ihre Staaten in America zu sichern, welche von den Französischen Waffen und Tapferkeit sehr bedrohet wurden. Wir hatten die Festungen der Engländer mit Gewalt eingenommen, und die Indianischen Völker durch unsere Leutseligkeit gewonnen. Die Engländer, wo sie nur hinkommen, haben allemal ganz gewiß die Einwohner des Landes als ihre Feinde anzusehen, denn ihr Hauptbewegungsgrund Colonien anzulegen ist allemal der Geiz, und die natürliche Folge ihres Glückes ist

Unterdrückung. In diesem Kriege führten sie sich recht als Barbaren auf, und ließen, mit einer unerhörten Grausamkeit, die wir nach der gewöhnlichen Artigkeit unsrer Sitten kaum begreifen können, öffentliche Belohnungen für diejenigen ausrufen, welche die Hirnschalen von den Weibern und Kindern der Indianer darbringen würden. Ein Kaufmann führt doch allemal mit der Grausamkeit eines Seeräubers Krieg.

„Sie hatten lange schon mit neidischen Augen und mit Zittern, auf die Gewalt und das Ansehen herabgeblicket, welches die Franzosen über alle nördliche Gegenden von America, ausübeten, weil sie sich im Besitz von Louisbourg befanden, eines Ortes der von Natur sehr befestiget war, und den man vom neuen durch einige kleine Aussenwerke noch fester gemacht hatte. Sie glaubten zwar, sie würden die Besatzung unversehens überfallen können, aber ihre Saumseligkeit, die allemal ihre boshaften Anschläge zu nichte gemacht, gab uns Zeit eine Verstärkung abzuschicken, und die Schiffe zur Vertheidigung des Havens anzuordnen. Sie kamen im Monat Junius für Louisbourg an, und standen einige Zeit noch in Zweifel ob sie ans Land steigen sollten. Aber der Befehlshaber, da er nur erst kürzlich gesehen, wie man einen Admiral, der seine Schuldigkeit nicht beobachtet, den Kopf für die Füße geleget hatte, durfte den Platz nicht verlassen, ohne ihn anzugreifen. Ein Engländer hat ohnedem keine Ehrbegierde oder Eifer für seine Pflicht an sich, er hält nichts auf Ehre und hat keine Liebe für seinen König, sondern setzt eine Gefahr mit der andern in Vergleichung, und wird lieber fechten, als gehangen werden wollen. Sie stiegen daher ans Land, aber mit großem Verluste. Ihre Ingenieurs hatten in dem letztern Kriege mit Frankreich, ihnen etwas

von der Kriegswissenschaft abgelernt, und eröffneten die Laufgräben noch mit ziemlicher Geschicklichkeit. Aber alle ihre Unternehmungen würden keine Wirkung gehabt haben, wenn nicht zum Unglücke ein Feuerballen in das Pulvermagazin eines unserer Schiffen gefallen wäre, welches das Feuer in die übrigen hinüber brachte. Da nun der Eingang zum Haven auf solche Weise offen war, mußte sich freylich die Besatzung ergeben. So gieng Louisbourg verlohren, unsere Trouppen zogen zur größten Verwunderung der Feinde ab, die es sich sehr schwer eingebildet hatten, von diesem Orte Meister zu werden.

* *

Ein und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 2. September.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Es giebt eine gewisse Gattung des Elends, oder der Beschwerden, wovon man insgemein vorgiebt, daß unsre Sprache keinen Nahmen anzugeben wisse, aber ich dächte, man könnte sie nachdrücklich genung die Lange Weile nennen, oder einen Zustand, da man nicht weiß was man anfangen soll.

Ich darf nicht hoffen, daß alle ihre Leser einen schicklichen Begriff von diesem unglücklichen Zustande haben werden. Viele von ihnen sind mit Geschäfften überhäuft, und können sich nichts tröstlichers einbilden als die Ruhe: andere sind von so gelassener Gemüthsart, daß sie einer freywilligen

willigen Schlafsucht nachhängen, oder sie sind so kurzsichtig daß ihr Verstand gar leicht zu befriedigen ist. Alle diese verstehen mich nicht, sie können mich also auch nicht bedauren. Nur diejenigen allein werden meine Klagen rechtfertigen, die zwar eine lebhafte Einbildungskraft haben, aber in ihren Entschlüssungen sehr schwach sind, die sonst ein begieriges Verlangen nach etwas tragen, aber sehr zärtlich im Wählen sind, die niemals zufrieden sind, wenn sie auf einem Orte müssen stille stehen, und gleichwohl keinen Bewegungsgrund vor sich sehen, ihren Lauf auf etwas zu richten.

Ich war der zweyte Sohn eines Edelmannes, dessen Vermögen kaum hinreichte, sich selbst und seinen Erben in der Würde eines Ritters zu erhalten. Er bediente sich daher des Ansehens seiner Freunde bey Hofe, und verschaffte mir eine Stelle bey der Armee. Ich brachte einige Jahre in dieser verächtlichsten unter allen Bedienungen zu, nämlich, ich war ein Soldate zu Friedenszeiten. Ich gieng mit dem Regimente, so oft es seine Quartiere veränderte, ohne Gelegenheit zu Geschäfften, ohne Geschmack an Wissenschaften, und ohne Geld zu meinen Vergnügen zu haben. Wo ich nur hinkam, war ich auf einige Zeit fremde ohne meine Neugierde zu befriedigen, ich gerieth hernach in Bekanntschaften aber ohne Freundschaft zu stiften. Da ich an dergleichen Orten, wo mir das Glück meinen Auffenthalt anwieß, für mich nichts zu hoffen hatte, so lernte ich mich in mein Schicksal finden, ich that niemand nichts zu leide, ich hatte aber auch dabey an nichts ein Vergnügen.

Ich glaube, daß jedermann sich wundert wenn er höret, daß die Soldaten so ofte Krieg wünschen. Aber ihr Wunsch geht ihnen nicht allemal von Herzen, der größte Theil ist vergnügt seine Zeit mit Schlafen und Faullenzen

zuzubringen, und sie stellen sich nur so hitzig ob sie gleich nichts davon fühlen. Die es aber nun auch im Ernste meynen, werden weder aus Widerwillen noch aus Liebe fürs Vaterland dazu angetrieben; sie sehnen sich eben nicht nach Lorbern, und schmachten nicht nach Blute, sondern sie möchten nur gerne von dem beschwerlichen Müssiggehen befreyt seyn, und wieder etwas zu thun haben.

Ich will mich eben nicht rühmen, daß ich mehr Herz als andere habe, aber ich wünschte mir doch oftmals aus Ungeduld Krieg. Da es aber damals gar kein Ansehen dazu gewinnen wollte, und ich überdies durch den Tod meines Oheims in Stand gesetzt wurde, ohne meinen Sold leben zu können, so gieng ich von der Armee ab, und entschloß mich meine eigenen Sachen in Ordnung zu bringen.

Ich fand auf einige Zeit, an meiner neuen Unabhängigkeit ein Vergnügen, und glaubte dasjenige nunmehr gefunden zu haben, wornach jedermann trachtet. Meine Zeit stand in meiner eigenen Willkühr, und ich schlug meine Wohnung auf, wo es mir nur beliebte. Ich brachte zwey ganzer Jahre damit zu, daß ich von einem Orte zum andern gieng, und einen Vortheil mit dem andern verglich. Aber endlich schämte ich mich auch dieses Zeitvertreibs, es war mir verdrüßlich länger in der Ungewißheit zu leben, ich kaufte mir ein Haus, und fieng meine eigene Wirthschaft an.

Nunmehr hoffte ich, daß ich anfieng glücklich zu seyn, und ich war es auch wirklich auf eine kurze Zeit in Hoffnung. Aber ich merkte gar bald, daß meine Lebensgeister ins Stecken geriethen, und meine Einbildungskraft von Tage zu Tage mit einer dicken finstern Wolke umnebelt ward. Ich wunderte mich, was für eine heimliche Macht

mir

mir meine Ruhe stören konnte, und ich fand endlich, daß es daher käme, weil ich nichts zu thun hatte.

Die Zeit, so geschwind sie auch verläuft, schleicht doch immer noch zu langsam für denjenigen vorbey, der weiter nichts zu thun hat, als auf ihre Flucht Achtung zu geben. Ich muß tausenderley Hülfsmittel erdenken, um mir nur meine langweiligen Tage erträglich zu machen. Ich stehe auf, wenn ich nicht mehr schlafen kann, gehe des Morgens spatzieren, sehe was ich zuvor vielmal gesehen habe, und gehe wieder heim. Ich setze mich nieder, und nehme mir vor zu denken, aber es ist mir unmöglich, weil ich keinen Gegenstand finde, darüber ich nachdenken könnte. Ich stehe wieder auf, Neuigkeiten zu erfahren, und bemühe mich recht eine gezwungene Ungeduld nach etwas Neuen in mir anzufeuern, aber es ist für mich weiter von keiner Folge, als daß ich mich auf einige Minuten von mir selbst absondere.

Wenn ich etwas gehört habe, daß meiner Neubegierde werth ist, so beschäfftige ich mich eine Weile damit, in der Stadt herumzulaufen, und es überall zu erzählen. Ich renne von einem Coffeehause zum andern zufrieden über mich selbst, und stolz darauf, daß ich glaube etwas zu verrichten, ob ich gleich weiß, daß ich zu einer andern Zeit wieder nichts werde zu thun haben.

Ich hatte vor diesen meine gewissen Besuche die ich allemal ordentlich abwartete, aber itzt habe ich die meisten von meinen Freunden verdrüßlich gemacht. Wenn ich mich einmal niedergesetzt hatte, so vergaß ichs immer wieder aufzustehen, und ich habe es mehr denn einmal gehöret, daß einer den andern fragte, wenn ich denn wieder fortgehen würde. Ich sehe es daß die Gesellschaft meiner überdrüßig ist, daß die Frau im Hause leise mit ihren Bedien-

ten

ten spricht, und ihnen befiehlt, die Geschäffte bis Morgen ausgesetzt seyn zu lassen. Man sieht fleißig nach der Uhr, und doch kann ichs nicht übers Herze bringen mich wieder in meine Einsamkeit, und zu meiner Gesellschaft zurück zu begeben.

Da ich nun auf solche Weise mir selbst und andern zur Last bin, so habe ich mir schon manchen Entwurf von einer Beschäfftigung gemacht, wodurch ich mein Leben brauchbar und angenehm machen, und mich von der Schande losreissen möchte, eine so verdrüßliche Lebensart zu führen. Diesen neuen Anschlag habe ich mir schon lange ausgedacht, aber noch nicht angefangen. Gegenwärtig hat mirs noch nicht thunlich geschienen, dergleichen Veränderung vorzunehmen, ich habe aber immer noch einen gewissen Zeitpunkt im Sinne, wo alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, und ich im Stande seyn werde, eine neue Eintheilung meiner Zeit zu machen. Zwanzig Jahr sind hingegangen seit dem ich mich entschlossen habe, auf eine völlige Verbesserung zu denken, und zwanzig Jahr sind verflossen, da ich es immer noch aufgeschoben habe. Das Alter kömmt nun bey mir hervor, und ich würde mit rasender Verzweifelung auf meine so liederlich durchgebrachte Zeit zurück sehen, wenn ich nicht gesonnen wäre, nunmehr im Ernst eine Aenderung anzufangen. Ich bin

mein Herr,

ihr gehorsamer Diener

Richard Langweilig.

Zwey

* *

Zwey und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 16. September.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Als ich letzthin durchs Thor gieng, ward ich durch ein erbärmliches Geschrey erschreckt, welches mich erinnerte, der armen Schuldleute nicht zu vergessen.

Die weise und gerechte Einrichtung der Englischen Gesetze, ist doch sonst überall, wenigstens bey den Engländern, überaus berühmt: aber ich glaube schwerlich, daß der eifrigste Bewünderer unsrer Verordnungen, dieses für ein weises Gesetz halten wird, welches Menschen, die doch noch im Stande wären zu arbeiten, in die strenge Nothwendigkeit zu betteln versetzet, und die Freyheit des einen, den Leidenschaften eines andern unterwirft.

Die Glückseligkeit eines Volkes gründet sich allemal auf die Anzahl der Hände und Gemüther, die sich auf eine nützliche Art beschäfftigen. Für den Staatskörper ist die Empörung so gut wie ein Fieber, die Verschwendung wie der Krebs, und der Müssiggang so gut als die Wassersucht. Eine jede Gesellschaft daher, die mehr durchbringt, als sie erwirbt, muß nach und nach zu Grunde gehen; und ein jedes Wesen, das fortfähret sich zu nähren ohne zu arbeiten, stiehlt etwas von den öffentlichen Pfründen.

So oft man also einen solchen Menschen in ein finstres garstiges Gefängniß leget, so ist dies allemal ein Verlust

für

für die ganze Nation, und der Gläubiger gewinnet gar nichts dabey. Denn unter der großen Anzahl aller derer, die in diesem elenden Kerkern schmachten müssen, wird man nur auf wenige den Verdacht bringen können, daß sie auf eine betrügliche Weise den andern um das Seinige gebracht hätten. Die übrigen sind alle blos aus muthwilligem Stolze, boshafter Rachsucht, und aus Verdruß wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung ins Gefängniß kommen.

Wenn man überdieses alle diejenigen, welche die Gewalt die ihnen die Rechte verliehen haben, auf eine so strenge Art ausüben, fragen wollte, warum sie doch solche Leute im Gefängnisse stecken ließen, von denen sie doch gewiß wüßten, daß sie nicht im Stande wären zu bezahlen? So wird der eine antwoeten: sein Schuldner habe ehedem besser gelebt als er; ein andrer, seine Frau habe sich über ihre Nachbarn aufgehalten und seine Kinder wären in seidenen Kleidern in die Tanzschule gegangen; noch ein anderer, der Mensch habe ein Spaßvogel und Witzling seyn wollen. Einige werden sagen, es würde ihnen nichts Bessers wiederfahren, wenn sie an ihrer Stelle wären, und andere werden uns mit der Antwort abweisen, sie wären nicht mehr schuldig als sie bezahlen könnten, und dürften daher von ihren Handlungen niemand Rechenschaft geben. Ja, einige werden es frey gestehen, sie wären gesonnen ihn im Kerker umkommen zu lassen, wenn noch andere uns entdecken werden, sie glaubten durch diese Grausamkeit, ihre Bezahlung desto eher von des Schuldners Anverwandten zu erzwingen.

Der Endzweck aller bürgerlichen Verfassungen ist sonst gewöhnlicher Weise dieser, die Glückseligkeit eines jeden Privatmannes für der Bosheit anderer zu schützen, und zu verhüten, daß nicht ein jeglicher insbesondere seine Macht

über

über den andern nach seiner Willkühr erstrecken möge. Aber in unserm Falle wird dieser Endzweck augenscheinlich vernachläßiget, wenn einem jeden, der irgend einen Verlust leidet, erlaubt wird, Richter in seiner eignen Sache zu seyn, und die Strafe nach seinem Gutbefinden anzusetzen, und wenn die Entscheidung, ob es aus Schuld oder Unglück, aus Vorsatz oder zufälliger Weise geschehen sey, solchen Augen anvertrauet wird, die der Eigennutz verblendet, und deren Urtheilskraft durch Rachgier verdorben ist.

Da man bey uns die Armuth unter die Laster verbannt hat, sollte man gegen dieselbe wenigstens mit solcher Gelindigkeit verfahren, wie man es gegen andere Laster zu thun gewohnt ist. Der beleidigende Theil sollte nicht sogleich der Willkühr des Beleidigten unterworfen seyn, sondern es sollte ihm frey stehen, zuvor an die Gerichten seines Ortes zu appelliren. Man kann ja ohnedem keine andere Ursache haben einen Schuldner in Verhaft zu nehmen, als daß er genöthiget werde seine Schuld zu bezahlen. Daher sollte ihm nur eine Frist anberaumt werden, binnen welcher er die Klage wider sein Haab und Vermögen hervorbringen müßte. Fände sichs nun, daß er noch etwas vermöchte, so gäbe man es dem Gläubiger, wäre aber sein Unvermögen offenbar erweislich, so sollte man den Gefangenen loslassen.

Diejenigen, welche die Gesetze gemacht, haben ohnstreitig darauf gesehen, daß jeder Mangel der Zahlung mit Recht dem Schuldner als ein Verbrechen müsse angeschrieben werden. Aber dieses ist doch auch wahr, daß der Gläubiger allemal mit Schuld ist, und oftmals mehr Theil daran hat, weil er zu viel Credit giebt. Denn es wird sich wohl selten zutragen, daß einer den andern in Verhaft nehmen läßt, als solcher Schulden wegen, die er

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

selbst in Hoffnung seinen eigenen Vortheil dabey zu sehen, genehmiget hat, oder um solcher Verträge willen, wobey er seinen Profit ohnedem schon mit dem Verlust in ein Verhältniß setzen mußte. Ich sehe also nicht ein, warum man einen andern um eines Vertrags willen strafen sollte, worein doch beyde Theile vorher gewilliget haben.

Ja viele von den Gefangenen beklagen sich mit Recht über ein allzu hartes Verfahren. Denn wer schon einmal mehr schuldig ist, als er bezahlen kann, siehet sich oft genöthiget seine Gläubiger damit zu gewinnen, wenn er seine Schulden vermehret. Man dringt ihm die schlechten Waaren immer höher und höher am Preise auf, er wird durch dergleichen erzwungenen Handel herunter gesetzt und endlich gar geworfen, daß er seiner Schulden wegen ins Gefängniß wandern muß, die sich wider seinen Willen über dem Kopfe zusammengehäuft hatten. Diesem Elende abzuhelfen, sehe ich kein anderes Mittel übrig, als daß man den bösen Schulden ein Ende zu machen, den Betrug ohngestraft hingehen lassen, und die Unbedachtsamkeit nicht weiter ahnden müßte. Denn auf solche Weise, wenn die Unvermögenheit zu zahlen nicht mehr strafbar wäre, würde auch der Credit aufhören.

Der Hauptbewegungsgrund daß man borgt, ist wie gesagt, so kein anderer, als die Hoffnung einen Gewinn davon zu haben. Die Handlung wird dadurch niemals gehemmt werden, so lange noch die Menschen dasjenige brauchen, womit andere reichlich versehen sind, und der Credit wird deswegen niemand versagt werden, so lange es noch wahrscheinlich ist, mit Vortheil bezahlt zu werden. Aber derjenige, welcher leihet, in Absicht einen andern dadurch zu stürzen, ist bey allem seinen Credit höchst strafbar, Es wäre daher zu wünschen, daß dergleichen verderbliches

Gewerbe

Gewerbe eingestellt würde, zumal da man keine Ursache wird angeben können, warum man dieses Gesetze nicht einem andern zu Gefallen mindern sollte.

Wir sehen es ja, daß ganze Nationen mit einander handeln, wo man die Bezahlung nicht mit Gewalt fordern kann. Der wechselsweise Vortheil bringet auch ein wechselsweises Zutrauen zu wege, und die Kaufleute fahren fort einander in ihren Forderungen zu willfahren, ob sie gleich weiter nichts, als den Verlust des Handels dabey zu befürchten haben.

Aber es ist vergeblich ein Vorhaben auszuführen, davon man aus der Erfahrung weiß, daß es ohne Nutzen seyn werde. Wir haben nun schon von einer Zeit zur andern die Schuldner ins Gefängniß geworfen, aber wir sehen doch nicht daß derselben etwa weniger würden. Wir haben nun gelernt, daß die Unbedachtsamkeit und Tollkühnheit niemand abgeschreckt hat Credit zu nehmen, laßt uns nun einen Versuch machen, ob Betrug und Geiz im Stande seyn würden, die Menschen abzuhalten mehr Credit zu geben. Ich bin ꝛc.

* *

Drey und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 23. September.

Das menschliche Leben hat kein größeres und edleres Vergnügen als die Freundschaft. Es ist nur zu bedauern, daß dieses erhabene Vergnügen, aus so mannigfaltigen Ursachen geschwächet oder wohl gar ge-

störet wird, daß es unter allen irrdischen Gütern das allerunbeständigste ist.

Manche haben uns zwar in erhabenen Ausdrücken vieles von ewiger Freundschaft, unüberwindlicher Beständigkeit, und unveränderlicher Liebe, vorgesaget, und man hat auch wohl Beyspiele von Menschen gesehen, die in der Treue gegen ihre Jugendfreunde verharrt, und deren Liebe über alle Veränderungen des Glücks und widersinnige Urtheile den Sieg davon getragen hat.

Aber diese Beyspiele sind außerordentlich merkwürdig, weil sie selten sind. Die Freundschaft die unter gemeinen Leuten erwartet oder ausgeübt werden soll, nimmt ihren Ursprung vom gegenseitigen Vergnügen, und sie endiget sich wieder, wenn einer dem andern kein Vergnügen mehr machen kann.

Es können sich daher viel Fälle ereignen, wo die Hitze der Freundschaft nachlassen kann, ohne daß auf einer von beyden Seiten, eine strafbare Niederträchtigkeit, oder verächtliche Unbeständigkeit daran schuld ist. Es steht nicht allemal in unsrer Gewalt Vergnügen zu erwecken, und derjenige müßte sich wenig kennen, welcher glauben wollte, er sey allemal im Stande es anzunehmen.

Diejenigen, die ihre Tage mit einander in Vergnügen durchleben wollen, können zuweilen wegen der Verschiedenheit ihrer Geschäffte von einander getrennt werden. Und die Freundschaft wird eben so wie die Liebe, durch eine lange Abwesenheit zerstöret, ob sie gleich durch kurze Unterbrechungen stärker werden kann. Denn was wir auf eine Zeitlang entbehren müssen, schätzen wir hernach desto höher, wenn wir wieder in Besitz desselben gelangen. Dasjenige aber was wir so lange verliehren, bis es gar vergessen ist, wird man mit weniger Vergnügen wieder sehen, zumal,

wenn

wenn wir den Platz durch etwas anders ersetzt haben. Einem Menschen, der seines Freundes beraubt wird, gegen den er gewohnt war sein ganzes Herz zu entdecken, und mit dem er seine müssigen und fröhlichen Stunden theilte, wird der erste Tag sehr verdrüßlich werden. Seine Schwermuth macht ihn niedergeschlagen, seine Zweifel zerstreuen ihn, und daß er seine Zeit ohne seine gewöhnlichen Ergötzlichkeiten zubringen muß, macht daß in ihm alles traurig, und um ihn herum alles einsam ist. Aber diese Unzufriedenheit dauert niemals lange, die Nothwendigkeit treibt uns wieder zu unsern Geschäfften, wir entdecken neuen Zeitvertreib, und lassen uns bald in neue Bekanntschaften ein.

Keine Hoffnung ist auch je betrüglicher, als diejenige, welche natürlicher Weise in unsrer Seele entstehet, wenn wir einen alten Freund, nach einer langen Entfernung wieder zu sehen wünschen. Wir bilden uns ein, unsre Freundschaft werde sodann wieder aufleben und das Band der Einigkeit erneuert werden. Aber niemand überlegt es, was die Zeit indessen für eine Veränderung in ihm selbst hervorgebracht habe, geschweige denn daß man glauben sollte, was für einen Einfluß dieselbe in das Herz des andern gehabt haben könne. Aber viele werden gleich in den ersten Augenblicken davon überzeugt, daß das Vergnügen welches sie vormals bey einander genossen haben, auf ewig dahin ist. Verschiedene Gegenstände haben auch verschiedene Eindrücke gemacht, beyde haben ihre Meinungen geändert, und die Gleichheit der Sitten und der Empfindungen, die sie vormals so genau mit einander vereinigte, ist verschwunden.

Die Freundschaft wird auch sehr oft durch ein gegenseitiges Interesse unterbrochen. Nicht zwar durch jenes große und in die Augen fallende Interesse, welches durch

die Begierden nach Reichthum und Hoheit entstehet und unterhalten wird, sondern durch tausend andere geheime und nichtsbedeutende Ansprüche, die derjenige kaum selbst bemerkt, in dessen Seele sie doch hervorgebracht werden. Man wird wohl wenige Menschen finden, die nicht eine oder die andere Kleinigkeit haben sollten, die sie vorzüglich lieben, und über alle andere höhere Verbindlichkeiten hinaussetzen: oder sie wollen gerne gelobt seyn, und können es nicht leichtlich vertragen, wenn man ihrem Verlangen in diesem Stücke nicht willfahret. Dieser kleine Ehrgeiz wird manchmal stärker, ehe man es vermeint, und man kann zuweilen muthwilliger Weise darwider verstoßen. Aber dergleichen Anfälle werden nicht selten mit Verlust der Freundschaft unternommen. Denn wer einem einmal auf einer so empfindlichen Seite angegriffen hat, für den nimmt man sich hinführo in Acht, und man fühlt einen geheimen Unwillen, welchen die Scham verhindert an den Tag zu geben. Doch dieses ist eine schändliche Unart, der weise Leute bald zuvorkommen, weil sie mit der Gemüthsruhe nicht bestehen kann, und der redliche Mann wird sie als eine Sache die der Tugend zuwiderläuft, zu unterdrücken suchen. Aber die menschliche Glückseligkeit wird zuweilen durch unerwartetere Streiche verletzet.

Ein kleiner Streit, der im Scherz über einen Gegenstand angefangen wird, darüber man nur den Augenblick zuvor ganz gleichgültig gewesen war, wird manchmal aus Begierde zu streiten fortgesetzt, die Eigenliebe macht uns hitziger, und das anhaltende Widersprechen ziehet Feindschaft nach sich. Wider dieses plötzliche Unheil weiß ich kein sicheres Gegenmittel anzugeben. Man kann ehe man sichs versiehet zu Streit kommen, und ob man gleich, wenn die Hitze vorbey ist, sich leicht wieder versöhnen kann: so

wird

wird man doch schwerlich zwey solche Gemüther antreffen, die auf einmal ihr Misvergnügen unterdrücken, und sogleich Friede mit einander machen könnten, ohne an die Wunden zu gedenken, die man im Streite davon getragen hat.

Die Freundschaft hat noch mehr Feinde für sich. Vorsichtige und kluge Leute sind gemeiniglich argwöhnisch, und zärtliche Seelen sehr leicht zu beleidigen. Es darf daher nur ein geringer Umstand darzwischen kommen, so kann dieses den Augenblick zween Freunde trennen, die sich bisher durch gemeinschaftliche Redlichkeit und Güte vereiniget hatten. Lonelove und Ranger begaben sich aufs Land, gesellschaftlich beysammen zu leben, aber nach sechs Wochen kehrten sie ganz kaltsinnig und trotzig zurück. Rangers Vergnügen war ins Feld zu gehen, Lonelove aber saß gerne in einer Laube. Jeder hatte sich nach dem Gefallen des andern gerichtet, aber sie waren auch beyde ungehalten darüber, daß sie einander diese Gefälligkeit zugemuthet hatten.

Der allerkläglichste Verdruß, welcher der Freundschaft am mehresten schadet, ist dieser, wenn sie nur nach und nach abnimmt, und das Misvergnügen aus solchen Ursachen vermehret wird, die viel zu unerheblich sind, als daß man sich darüber beschweren sollte, und gleichwohl zu zahlreich sind, sie aus dem Wege zu räumen. Der Zorn kann wieder besänftiget und die Beleidigungen gut gemacht werden; aber wenn die Liebe zu gefallen, und die Bereitwilligkeit sich vergnügen zu lassen stillschweigend verändert wird, da ist zur Erneurung der Freundschaft so wenig Hoffnung übrig, als man sich in dem Falle, wo die Lebensgeister schon anfangen matt zu werden, von dem Arzte einigen Nutzen weiter versprechen kann.

* *

Vier und zwanzigstes Stück.
Sonnabends, den 30. September.

Wenn der Mensch eines von den niedrigen Geschöpfen auf einem Baume sitzen oder in der Sonne sich wärmen siehet, ohne einige Bestrebung zur Arbeit und Fleiße an ihm wahr zu nehmen, so fragt er sich selbst oder seinen Freund: Woran dies Thier wohl denken möge?

Da uns diese Frage, weder der Vogel noch das Thier beantworten können, müssen wir zufrieden seyn ohne die Auflösung derselben zu bleiben. Denn wir wissen nicht, wie weit die unvernünftigen Thiere sich des Vergangenen erinnern, oder was sie von dem Zukünftigen vorherwissen können, was sie für ein Vermögen Dinge mit einander zu vergleichen oder eine Sache der andern vorzuziehen, besitzen; oder ob nicht ihre Natur in einer unwirksamen Gleichgültigkeit bestehe, die nicht eher in Bewegung gesetzt wird, als bis sie ihren gewöhnlichen Gegenstand vor sich sehen, oder durch ihre sinnlichen Empfindungen zu handeln angetrieben werden.

Ich bin wenig geneigt, mich mit dergleichen überflüssigen Fragen abzugeben, weil ich überall genungsamen Stoff für meine Neubegierde unter meines gleichen antreffen kann. Es ist unnöthig außer sich dasjenige zu suchen, was man in seinem eigenen Hause finden kann. Man wird in einem sehr engen Bezirke, wenn man nur aufmerksam ist, eine hinlängliche Anzahl Manns- und Weibspersonen

sonen antreffen, die man mit gleichem Rechte fragen könnte, was sie doch wohl denken mögen?

Es ist sehr vernünftig zu glauben, daß ein Gedanke, so wie andere Dinge mehr, seine Ursachen und Wirkungen haben, von etwas, das man weiß, thut oder leidet, entspringen, und sodann nothwendig Handlungen hervorbringen müsse. Aber wie groß ist nicht die Anzahl derjenigen, in deren Seele niemals eine Quelle der Gedanken angetroffen wird, und die in ihrem Leben nichts im Zusammenhange gedacht haben. Sie haben nichts gelernt, worüber sie etwan ihre Betrachtungen anstellen könnten, sie haben niemals etwas gesehen oder empfunden, wovon sich die Spuren ihrem Gedächtnisse einverleibet hätten, und da sie keine Veränderung ihres Zustandes wünschen oder vorhersehen, so haben sie daher auch weder Furcht noch Hoffnung noch Absichten vor sich, und doch hält man sie für denkende Wesen.

Jede Handlung setzet einen Gegenstand voraus, wornach man dieselbe einrichtet, und derjenige welcher denket, muß doch an etwas denken. Aber nun möchte ich wissen, saget mirs, ihr verehrungswürdige Schatten eines Malebranche, und eines Locke, die ihr in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringet, und das menschliche Leben in seinem ganzen Umfange überschauet, lehret michs doch, was dieses Etwas wohl seyn kann, welches bey jungen hübschen Muhmen, die wenig im Vermögen haben, bey den jüngsten Söhnen einer Familie, die bloß von ihren Leibrenten leben müssen, bey Kaufleuten die ihre Geschäffte aufgegeben haben, bey Soldaten die nicht bey ihren Regimentern sind, oder bey Wittwen die keine Kinder haben, noch die Gedanken hervorbringen und unterhalten muß.

Das Leben wird gemeiniglich auf eine doppelte Weise betrachtet, daß es entweder wirksam oder anschauend sey; aber diese Eintheilung, ob man sie gleich schon so lange beybehalten hat, ist sehr unrichtig und betrüglich. Es giebt viele unter den Sterblichen, deren Leben gewiß nicht wirksam ist, denn man sieht sie weder Gutes noch Böses thun, und anschauend kann es auch nicht eigentlich genennt werden, denn sie bekümmern sich weder um die Lebensart der Menschen, noch um die Werke der Natur, sondern sie stehen des Morgens auf, sehen sich bis auf den Abend mit sorgloser Unempfindlichkeit um, gehen zu Bette, schlafen und stehen des Morgens wieder auf.

Man hat letzthin die wichtige Frage unter den Weltweisen auf die Bahn gebracht: ob die Seele beständig denke? Einige, die uns die Seele durch die Kraft zu denken beschreiben, machen daraus den Schluß, daß das Wesen derselben in Wirken bestehe, und wenn sie aufhören sollte zu wirken, so würde sie auch zu seyn aufhören, und die Aeußerung der Gedanken sey nur ein anderer Nahme der das Wesen derselben vernichte. Dieser Vernunftschluß ist sehr spitzfündig ausgedacht, aber in dem Folgesatze unrichtig, denn er setzt etwas voraus, das noch nicht erwiesen ist, nämlich, daß man das Wesen der Seele richtig angegeben habe. Andere verwerfen daher diese Spitzfündigkeit, weil sie sich nicht damit fortzukommen getrauen, und berufen sich auf die tägliche Erfahrung. Sie sagen, wir bringen viele Stunden mit schlafen zu, ohne daß wir uns im geringsten eines Gedanken zu erinnern wüßten, der indessen in unsrer Seele vorgegangen wäre. Und wenn wir bloß durch unser eigenes Bewußtseyn überzeugt werden, daß wir denken, warum sollen wir uns denn einbilden etwas gedacht zu haben, da wir uns dessen nicht mehr bewußt sind.

Aber

Aber dieser Schluß, der sich auf die Erfahrung gründen soll, kann eben so leicht durch die Erfahrung wieder umgestoßen werden. Wir thun alle Tage etwas und vergessen es wieder, daß wir es vollbracht haben, und aus der Folge wissen wir es doch, daß es gethan worden sey. Man giebt es zwar zu, daß wir unsere wachenden Stunden mit Denken zugebracht haben, aber wer sich die Mühe geben will, die Jdeen des einen Tages, von den vorigen zu sammlen, der wird überall ein großes Leere antreffen. Er wird finden, daß der größte Theil auf eine unwiederbringliche Art vergeblich gewesen, und sich wundern, wie die Augenblicke seines Lebens kommen und vergehen, und doch so wenig hinter sich lassen können.

Das einzige, warum beyde Beweisthümer so fehlerhaft sind, ist, wenn wir auf den Grund derselben zurückgehen wollen, dieses, daß sie bloß zum Scherze und aus einer unartigen Begierde an allen zu zweifeln hervorgebracht worden, da man sich darüber freuet, wie die Verehrer der Weltweisheit sich über eine Sache bearbeiten, die sie niemals zu Ende bringen, und Fragen auf verschiedene Weise verändern, die doch nie können völlig entschieden werden. Jch will daher einen Beweis hinzusetzen, den man bisher aus der Acht gelassen hat, und der vielleicht auf einmal dem Streite ein Ende machen wird.

Wenn es ohnmöglich wäre zu denken, ohne einen gewissen Gegenstand vor sich zu haben, so muß es nothwendig Leute geben, die nicht eben allemal denken. Denn wo sollen wir gnug Stoff zum Denken, für den Schwelger zwischen seinen Mahlzeiten, für den Liebhaber der Jagd bey nassem Wetter, für den, der bloß von Renten lebt, zwischen den vierteljährigen Terminen, und für den Staats-

mann,

mann, wenn die Posten wegen des widrigen Windes aussenbleiben, hernehmen?

So häufig nun auch diese Beyspiele gedankenloser Seelen seyn mögen, so bleibt es doch allemal eine Sache, die man sich nicht eben so sehr wünschen darf. Denn demjenigen, der in einer trägen Unempfindlichkeit dahin lebt, fehlt nichts mehr zu einem todten Aase als die Fäulniß. Es kömmt aber jedem Bewohner dieses Erdballs mit Recht zu, an dem Vergnügen und Misvergnügen seiner Nebengeschöpfe Theil zu nehmen, und, wie ein Reisender sich auf der Straße durch eine wüste und sich immer gleiche Landschaft, nach einer Veränderung sehnet, so muß auch das Leben für denjenigen sehr verdrüßlich und ekelhaft werden, der dasselbe nicht durch mannigfaltige Ideen zu versüßen weiß.

* *

Fünf und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 7. October.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Ich bin ein großer Liebhaber der Schauspiele, einer Sache, gegen die meines Erachtens der Müssiggänger nicht gleichgültig seyn kann, zumal da er an diesem Orte, mehr als sonst mit leichter Mühe so viel angenehme Unterhaltung haben kann. In allen andern Gesellschaften muß derjenige, der dahin kommt, sich zu vergnügen, selbst einigen Anlaß dazu geben; aber in der Comedie bedarf es weiter nichts sich auf zwey Stunden zu erquicken, als sich nur hinzusetzen, und vergnügen zu lassen.

In

In der vergangenen Woche haben wir zwey neue Schauspieler auftreten sehen. Der Auftritt und die Entfernung eines Acteurs, sind die einzigen großen Begebenheiten in der theatralischen Welt. Ihre erste Rolle die sie spielen, erfüllet das Parterre eben so mit Muthmaßungen und guten Vorbedeutungen, wie die ersten Handlungen eines neuen Regenten, bey dem Volke Furcht oder Hoffnung erwecken.

Was ich von dieser angehenden Candidaten des dramatischen Ruhms, künftigen Vorzügen für eine Meinung gefaßt habe, darf ich ihnen nicht erst entdecken. Ihr Auftritt gab mir gleich ein so hohes und edles Vergnügen, als nur jemals ein erborgter Character geben kann. Ich sahe, wie die Menge der Zuschauer sich um die Wette beeiferte, eine zufriedene und freundliche Mine an sich zu nehmen, und mit einander um den Vorzug stritten, wer am nachdrücklichsten dem Werke Beyfall zulächeln, den Argwohn beschämen, und die blöde Furchtsamkeit vertreiben würde.

Dergleichen Aufführung schickt sich vollkommen für ein Volk, das viel zu zärtlich denkt, als daß es diejenigen abschrecken sollte, die uns zu gefallen wünschen, und nur allzu großmüthig ist, diejenigen zu beschimpfen, die keinen Widerstand thun können. Ein öffentlicher Schauspieler steht so sehr unter der Gewalt des Zuschauers, daß alle unnöthige Strenge durch das allgemeine Gesetze der Menschenliebe eingeschränkt wird, welches uns verhindert grausam zu seyn, wo nichts zu befürchten ist.

Hiernächst muß man auch schon einem neuen Schauspieler etwas nachsehen. Niemand hat es sogleich in seiner Gewalt, sich des günstigen Vorurtheils gegen seine eigenen Kräfte für den Augen einer so zahlreichen Versamm-

lung zu versichern. Die veränderten Stellungen, die Wendungen der Stimmen können einzig und allein durch die Uebung erlernt werden.

Es ist auch in der That nichts, wozu sich nicht ein jeder geschickt zu seyn dünkt, als zu dergleichen theatralischen Vorstellungen. Jeder Mensch hat ein Wohlgefallen an guten Stellungen, die seinen Augen angenehm ausfallen, an einer Stimme die in seinen Ohren selbst harmonisch ist, und die Natur hat ihn mit einer Empfindung begabt, die nichts weniger leiden kann, als daß sie fürchten sollten, von jemand übertroffen zu werden. Eine solche Geschicklichkeit darinne sich eine so große Anzahl über andere erhaben zu seyn dünket, und die den Beyfall des Publici nach sich ziehet, wird viele zur Nacheiferung antreiben, und bey so vielen Versuchen wird es noch manchmal fehl schlagen müssen.

Die Kunstrichter sollten daher sorgfältig die Irrthümer von dem Unvermögen und die Fehler der Unerfahrenheit von den Mängeln der Natur unterscheiden. Die unordentliche und ungestüme Action kann verbessert, und das allzustarke und undeutliche Schreyen eingeschränkt und gemäßiget worden: der stolze Schritt des Tyrannen kann noch wohl der ordentliche Gang eines Mannes werden, und das unvernehmliche ängstliche Geschrey, sich in ein sanftes Klagen verwandeln. Alle diese Fehler muß man auf einige Zeit übersehen, und hernach mit Glimpf und Sanftmuth beurtheilen. Alsdenn aber wenn der Schauspieler eine gänzliche Ungeschicklichkeit, Kaltsinn, schläfriges Wesen, und Unempfindlichkeit von sich blicken lässet, dann ist die größte Gefälligkeit die man ihm erzeigen kann, diese, daß man bey Zeiten auf seine Entfernung dringet. Ich bin ꝛc.

Ich bin weit entfernt zu wünschen, daß diese Vertheidigung, die mein Correspondent für die jungen Schauspieler über sich genommen hat, sollte unkräftig gemacht werden, zumal da ich oft bemerkt habe, daß dergleichen vermischte Handlungen die auf dem Theater vorgehen, mehrentheils Betrug oder Grausamkeit zum Grunde haben. Denn wer den andern lobt, wenn er es nicht verdient, sucht das Publicum dadurch zu hintergehen, und wer entweder aus Bosheit oder zum Scherze einen andern verachtet und auszischet, der ist so gut als ein Räuber und ein Tyranne.

Mit weit größerm Rechte sollte man diese Nachsicht den jungen Dichtern angedeyen lassen. Die Geschicklichkeit des Schriftstellers sowohl als des Schauspielers gelangt nur erst nach und nach zur Vollkommenheit. Das Vermögen die comischen Charactere mit Verstande zu zeichnen, und eine Tragedie mit poetischen Bildern anzufüllen, ist bloß ein Geschenke der Natur, das durch keinen Unterricht und Fleiß kann erlangt werden. Aber die dramatische Ausführung, die Einrichtung der Scenen, der Contrast der Charactere, die Verwickelungen, die Kunst Zweifel und Erstaunen zu erregen, dies alles muß aus der Erfahrung erlernt werden. Und man würde sehr grausam handeln, wenn man einem Dichter deswegen auf einmal den Muth benehmen wollte, weil ihm sein Genie dasjenige versaget hat, was er einzig und allein aus der Erfahrung lernen muß.

Eben so gleicht das menschliche Leben einem Schauspiele. Laßt uns daher die jungen Anfänger die auf demselbigen hervortreten, mit gleicher Aufrichtigkeit beurtheilen. Nur allzuoft werden diejenigen die in die Welt treten, durch eine unvernünftige Strenge derer abgeschreckt, die doch

vordem eben so unwissend und hitzig waren. Man macht nicht allemal den gehörigen Unterscheid zwischen solchen Fehlern, die man allerdings geschwind und mit Gewalt ausrotten sollte, und zwischen solchen, die sich mit der Zeit von selbst wieder verliehren. Lasterhafte Neigungen der Begierden werden bald heftiger, wenn man sie nicht bey Zeiten dämpfet, und die kleinen Regungen des Eigennutzes oder Ehrgeizes, werden sich bald mit stärkerer Kraft in der Seele einwurzeln, wenn sie nicht frühzeitig unterdrückt werden. Aber übelverstandene Begriffe von Hoheit, unnöthige Begierde sich sehen zu lassen, der kleine Stolz auf seine Fähigkeiten, und alle diese Eitelkeiten verschwinden am Ende mit der Zeit von sich selbst. Man sollte daher über solche geringfügige Fehler nicht sogleich mit aller möglichen Strenge herfahren, sondern vielmehr wider die Einschleichung der Laster ein wachsameres Auge haben, und warten bis die kleinen nichtsbedeutenden Thorheiten von selbst nachlassen werden.

* *

Sechs und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 14. October.

Mein Herr!

Ich hätte es mir nicht eingebildet, daß ich in meinem Leben etwas schreiben würde, das gedruckt werden könnte. Da ich aber letzthin ihr erstes Blatt laß, welches mit einem großen Päcktchen Zeitungen und andern unnützen Pappieren herunter in die Küche geschickt wurde, fand ich, daß sie willens sind, jeden Correspondenten zu zu-

lassen,

lassen, ich hoffe daher, sie werden mir meine Freyheit nicht übel deuten. Werden sie meinen Brief drucken lassen, so wird dieses vielleicht noch viele andere meines Standes antreiben, ihre Geschichte zu erzählen, die manchmal eben so nützlich seyn könnte, als der größten Dame vom Stande ihre.

Ich bin ein armes Mädchen, und auf dem Lande in einem Armenhause erzogen worden, das durch die milde Beysteuer der reichen Nachbarn unterhalten wurde. Unsere wohlthätigen Damens besuchten uns öfters, fragten nach was wir lerneten, und sahen, ob wir auch in Kleidern reinlich gehalten würden. Wir lebten glücklich genung und wurden jederzeit dazu angeführet, gegen diejenigen uns dankbar zu erweisen, auf deren Kosten wir erzogen wurden. Ich war vornehmlich der Liebling meiner Wohlthäterin, sie ließ mich allemal etwas vorlesen, zeigte mein Schreibebuch denen Fremden, und man ließ mich niemals ohne Lobeserhebungen und selten ohne eine kleine Verehrung an Gelde weggehen.

Einstweilen kam unsre oberste Aufseherin, nachdem sie den Winter in London zugebracht hatte, zu uns zurück, aber mit einer Entschließung, die jedermann sehr neu und fremde vorkam. Sie hielt es für ein überaus großes Verbrechen, daß wir armen Mädchens weiter lesen und schreiben lernen sollten. Dann sagte sie, diejenigen welche arm gebohren wären, müßten auch unwissend bleiben, und sie würden desto besser arbeiten je weniger sie verstünden. Sie erzählte ihren Freunden, daß in London die allgemeine Klage über das unverschämte Gesinde gienge, und daß kaum mehr eine Magd zu kriegen sey, die zu allerley Arbeit zu gebrauchen wäre, seit dem die Erziehung eine solche Menge kluger Frauenzimmer hervorgebracht, daß kein Mensch nunmehr einen niedri-

gern, als den Titel eines Kammermädchens, oder sonst keine Bedienung annehmen wolle, wobey sie nicht im Stande wären, eingefaßte Schuhe, lange Manschetten zu tragen, und nur bloß am Fenster sitzend ihre Arbeit verrichten zu können. Sie war daher ihres Orts gänzlich entschlossen, kein Mädchen mehr auf solche Weise verderben zu lassen, und sie wollte nicht das geringste mehr aus ihrem Beutel dazu hergeben, daß diejenigen die sich von ihrer Hand nähren könnten, mehr sollten lesen und schreiben lernen, die Welt wäre ohnedem schlimm genung, und sie wollte sie nicht noch schlimmer machen helfen.

Einige Zeit widersprach man ihr noch heftig, aber sie blieb bey ihrer Meynung, und nahm ihre Unterschrift wieder zurücke. Und da man sich nur gar zu leicht von denjenigen einnehmen läßt die uns lehren, wie man Geld ersparen könne, so machte ihr Beyspiel sowohl als ihre Bewegungsgründe von Tage zu Tage mehr Eindruck, und in weniger als einem Jahre, sahe sich das ganze Dorf davon überzeugt, daß die Nation bald untergehen würde, wenn armer Leute Kinder lesen und schreiben lernen sollten.

Unsere Schule gieng nun aus einander, meine Frau Patronin küßte mich beym Abschiede, und sagte zu mir, sie sey nun zu alt und unvermögend mir zu helfen; sie gäbe mir daher den Rath Dienste zu suchen, und befahl mir nicht zu vergessen, was ich gelernt hätte.

Aber mein Ruhm, daß ich etwas gelernt hatte, und der mir bisher so viel Gunst zuwege gebracht, ward bey allen Anhängern dieser neuen Meynung, als ein großes Verbrechen angesehen. Wenn ich daher einer Dame meine Dienste anbot, so erhielt ich keine andere Antwort, als diese: Ach mein Kind, ihr schickt euch zur Arbeit nicht; solche harte Arbeit ist nichts für ein Mädchen, das sich auf

die Feder versteht, der Scheuerwisch würde eure zarten Hände gar sehr verderben, mein Kind!

Zu Hause konnte ich nicht leben, und da ich mirs überlegte, was ich anfangen sollte, kam ein junges Mädchen, die aus unsrer Schule nach London gegangen war, in einem seidenen Rocke zu uns, und erzählte es ihren Freunden wie gut sie es hätte, was für schöne Dinge sie zu sehen kriegte, und was sie für ein ansehnliches Lohn bekäme. Ich entschloß mich auch mein Glück zu versuchen, und gieng mit der ersten wöchentlichen Landkutsche nach London. Ich fand bey meiner Ankunft keine Hindernisse vor mir, sondern kam sicher bey der Schwester von meiner gnädigen Frauen an, die es über sich nahm, mir einen Ort zu verschaffen. Sie war zwar nur in den Familien gemeiner Handwerksleute bekannt, aber da ich eben keine große Meynung von meiner Geschicklichkeit gefaßt hatte, so war ich willig den ersten besten Vorschlag anzunehmen.

Meine erste Herrschaft war die Frau eines arbeitsamen Uhrmachers, der sich mehr verdiente, als hinreichend war, seine Familie erbar und reichlich zu erhalten. Aber sie hattens in Gewohnheit des Sonntags eine Kalesche zu miethen, und den halben Verdienst der Woche zu Richmond Hill zu verzehren. Den Montag brachte er gemeiniglich die eine Hälfte im Bette, und die andere mit Lustbarkeiten zu. Dienstags und Mittwochs verzehrte er vollends den Rest seines Geldes, und die übrigen drey Tage mußten wir zu Hause unsre Zeit im äußersten Mangel zubringen, weil mein Herr indessen auf Credit im Bierhause lebte. Sie können leicht erachten, daß die Magd am meisten dabey litte; ich verließ daher nach drey Monaten lieber den Dienst, als daß ich Hunger leiden wollte.

Ich kam hierauf zu einer Hutmachers Frau, und da hatte ich keinen Mangel zu befürchten, denn die Leute lebten in beständigem Ueberflusse. Meine Frau war ein überaus fleißiges Weib, sie stand sehr früh auf den Gesellen Arbeit zu geben. Der Herr aber war bey seinen Nachbarn sehr beliebt, und alle Nächte in Gesellschaft. Ich mußte allemal des Nachts auf meinen Herrn warten, und des Morgens sollte ich schon wieder die Frau zu rechter Zeit aufwecken. Nun kam er aber selten für zwey Uhr nach Hause, und sie stand ordentlich um fünf Uhr auf. Ich konnte so wenig ohne Schlaf als ohne Essen leben, und sagte es daher meiner Herrschaft, daß sie sich nach einer andern Magd umthun möchten.

Mein nächster Dienst war darauf bey einem Leinwandshändler der sechs Kinder hatte. Die Frau sagte mir sogleich bey meinem Eintritt ins Haus, daß ich den Kindern niemals widersprechen, und sie nicht sollte schreyen lassen. Da ich eben nicht willens war, sie zu beleidigen, so versprach ich, mein Bestes bey der Sache zu thun. Aber wenn ich ihnen das Frühstücke reichte, so konnte ich doch ohnmöglich allen auf einmal geben, und wenn ich mit dem einen auf meinen Schooß spielte, so mußte ich die andern mit der Hoffnung abspeisen. Dasjenige nun, dem ich nicht seinen Willen that, fieng allemal sich zu rächen ein lautes Geschrey an, das brachte meine Frau entsetzlich wider mich auf, und sie gab jedesmal dem Kinde ein wenig Zuckerbrodt. Ich konnte sechs Kinder ohnmöglich in Ruhe erhalten, die schon verwöhnt waren, über alles zu schreyen, ich kriegte daher meinen Abschied, als ein ehrliches aber dabey unartiges Mädchen.

Ich hielt mich hierauf bey ein paar Leuten auf, die einen kleinen Spitzenkram hatten. Weil ich mich nun ein wenig

wenig aufs Rechnen und Buchhalten verstand, so ward ich oft wenn viel zu thun war, gerufen, die Kundleute mit abzuwarten, und nun dachte ich, ich wäre recht glücklich, weil ich mich so brauchbar gemacht hatte. Aber meine Frau maßte sich alle Tage einen Theil des Profits zu ihrem eigenen Gebrauche an, und da sie in ihrem Diebstahl immer kühner ward, entwandte sie endlich so beträchtliche Summen, daß mein Herr sich zu wundern anfieng, woher es doch kommen müsse, daß er so viel Abgang hätte, und gleichwohl so wenig vor sich brächte. Seine Frau stellte sich als ob sie ihm in seiner Untersuchung beystehen wollte, und fieng an ganz ernstlich auf die Gedanken zu gerathen, daß Elisabeth zwar ehrbar sey, aber dergleichen schlaue Mädchens könnten gleichwohl manchmal auch lange Finger haben. Sie werden es leichtlich glauben, daß ich mich nicht länger an diesem Orte aufgehalten habe.

Den Rest meiner Geschichte will ich ihnen in einem andern Briefe erzählen, und nur dieses einzige bitten, mich in einigen Zeilen zu berichten, an welchem von allen diesen Orten, ausgenommen den letzten, mich mein Schreiben und Lesen zum Dienste untüchtig gemacht habe? Die ich übrigens bin,

Mein Herr,

ihre schuldige Dienerin

Elisabeth Broom.

---

* *

Sieben und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 21. October.

Es ist jederzeit eine Hauptbeschäfftigung aller derjenigen gewesen, die von der Welt als große Kenner der Weisheit verehret worden sind, daß sie die Menschen dahin bringen möchten, sich mit sich selbst besser bekannt zu machen, ihre eigenen Kräfte und ihre Schwäche kennen zu lernen, und diejenigen Uebel zu bemerken, die ihnen am gefährlichsten sind, oder die Versuchungen zu entdecken, wodurch sie am leichtesten überwunden werden.

Dieser Rath ist sehr oft mit einem sehr nachdrücklichen Ernste gegeben, und auch zuweilen mit einem Anschein einiger Ueberzeugung angenommen worden. Aber wie wenige können so tief in ihr eigenes Herz eindringen, daß sie nicht zugleich dasjenige darinne antreffen sollten, was sie doch für sich selbst zu verbergen wünschen. Und kaum wird ein einziger gefunden werden, der eine so unangenehme Bekanntschaft fortsetzen, und nicht lieber einen Vorhang zwischen seine Augen und sein Herze ziehen, seine Leidenschaften und Begierden wie er sie findet, lassen, und es andern erlauben wird, in dieselben hinein zu schauen.

Selbst bey denjenigen, die sich doch bemühen immer weiser und besser zu werden, ist dieser Unwille sich selbst zu erforschen, sehr allgemein. Doch auch diese Bemühung weiser zu werden, wird man selten antreffen. Der größte Theil des gemeinen Pöbels der auf der Erde herumschwärmt, läßt sich durch diese verdrüßliche Neubegierde nicht

nicht sehr beunruhigen. Sie überlassen sich entweder den Geschäfften oder dem Vergnügen, stürzen sich in den Strom des Lebens hinein, er mag nun ruhig oder ungestüm seyn, sie gehen von einer schönen Aussicht zur andern über, und geben auf nichts weniger als den Zustand ihres Gemüths Achtung. Sie beruhigen sich immer mit der leichtsinnigen Meynung, daß sie nicht schlimmer als andere wären, daß jedermann auf seinen eigenen Nutzen bedacht seyn müsse, und da ihr Vergnügen niemand außer ihnen selbst zum Nachtheile gereiche, so wären sie nicht verbunden, jemand davon Rechenschaft abzulegen.

Dem ohnerachtet giebt es doch noch einige, die, wenn ihr Gewissen aufwacht, und sie auf bessere Gedanken bringet, oder durch gute Beyspiele gereizt sich selbst heimliche Vorwürfe machen müssen, nicht allemal mit ihrer eigenen Aufführung zufrieden sind. Diese sehen sich sodann genöthiget ihre aufrührische Vernunft mit eitlen Versprechungen zu beruhigen, und ihre Gedanken mit dem festen Vorsatze einzuschläfern, daß sie alle ihre Handlungen mustern, und inskünftige eine bessere Lebensart anfangen wollen.

Aber nichts ist wohl betrüglicher, als die Gewalt die wir über unsre eigenen Entschlüßungen zu haben glauben, und wir sind nirgend träger und unwilliger, als wenn wir diesen Betrug entdecken sollen. Derjenige der sich tausendmal entschließt, und tausendmal seinen Vorsatz wieder verläßt, fühlt nicht die geringste Minderung seines Vertrauens auf sich selbst, er glaubt immer noch sein eigner Herr, und im Stande zu seyn, bey der ihn angebohrnen Lebhaftigkeit des Geistes, dennoch wohl, ohnerachtet aller Hindernisse, die sich ihm entweder zu seinem Vergnügen oder Unlust in Weg stellen könnten, seinen Endzweck durchzusetzen.

Es ist ganz natürlich, daß uns dieser Irrthum auf eine gewisse Zeit überwältigen kann. Denn wenn die Ueberzeugung gegenwärtig, und die Versuchung weit von uns entfernt ist, können wir es niemals recht begreifen, wie es wohl möglich sey, daß ein vernünftiges Wesen sich so weit von seinem wahren Nutzen verlieren könne. Dasjenige, was wir zu thun haben, so lange es noch von unserm Nachdenken abhängt, ist so deutlich und gewiß, daß wir gar keinen Zweifel darüber fassen. Unsere ganze Seele begiebt sich willig unter die Herrschaft der Wahrheit, und bestimmt sich sehr leicht etwas zu thun, was wir doch, wenn die Zeit der Ausführung kommt, am Ende gewiß allemal unterlassen.

Ich weiß zuverläßig, wenn manche Menschen ihre ganze Lebenszeit mit Bedacht durchgehen sollten, sie würden sich nicht eines wirklichen Entschlusses erinnern können, oder im Stande seyn, uns nur einen einzigen Vorfall zu sagen, wo sie eine gewisse Gewohnheit zu Folge eines richtigen Urtheils oder ordentlichen Bestimmung, abgeleget hätten. Es verändern wohl viele ihre Aufführung, und sind in ihrem funfzigsten Jahre das nicht mehr was sie im dreyßigsten waren, aber sie wissen selbst so wenig davon, daß sie blos dem Zuge äußerlicher Ursachen folgen, und vielmehr die Veränderung zulassen müssen, ohne selbst etwas dabey gethan zu haben.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Unterscheid zwischen versprechen und halten, zwischen sagen und wirklich thun, auf einen festen Vorsatz und wohlbedächtigen Betrug gründet. Aber das ist doch auch wahr, daß in diesem Falle am wenigsten die Verstellung statt findet. Wir bemühen oder wünschen nicht so oft andere, als uns selbst zu hintergehen. Wir nehmen es uns vor anders zu

werden,

werden, und hoffen es, daß wir diesen Vorsatz halten werden, wir machen ihn andern bekannt, unsre eigene Hoffnung dadurch zu bestärken, ja wir rufen, unsere eigene Unbeständigkeit einzuschränken, Zeugen darzu, die auf unsere Handlungen Achtung geben sollen, aber endlich überwiegt die Gewohnheit, und diejenigen die wir beriefen unsern Sieg über uns selbst mit anzusehen, lachen sodann über unsre Niederlage.

Die Gewohnheit ist gemeiniglich ein nur allzu strenger Tyranne, selbst für diejenigen die am allerstandhaftesten bey ihren Entschlüßungen sind, und sich mit allen möglichen Waffen der Vernunft gegen diesen Angriff versehen haben. Derjenige, der sich bearbeitet von einer übeln Gewohnheit zu befreyen, sagt Bacon, muß nicht allzu viel auf einmal unternehmen, weil einem sonst die vorkommenden Schwierigkeiten leicht den Muth benehmen könnten, aber auch nicht zu wenig, denn sonst würde man allzu langsam damit fertig werden. Diese Regel möchte noch wohl in einem Buche Beyfall finden, aber in der Ausübung würde sie gewiß fehl schlagen, wo man jede Veränderung entweder zu wichtig oder zu gering finden möchte. Und solche Leute, die über eine Gewohnheit zu siegen gelernt haben, kommen mir eben so für, wie jene, von denen die Fabel uns erzählet, daß sie aus dem Reiche des Pluto wieder zurück gekommen wären.

Pauci, quos aequus amauit
Jupiter, atque ardens euexit ad aethera virtus.

Wenige, sieht die Gottheit gnädig an,
Und der Ernst der Tugend führt wenige zur Sternen Bahn.

Sie sind vergnügt, wenn sie nur hoffen können, ob sie gleich niemals zu einer Gewisheit gelangen, und es ist ih-

nen genung, daß sie sich zum Streite aufmuntern, ob sie sich gleich den Sieg nicht zu versprechen haben.

Wer nun aber schon einmal unter der Herrschaft einer bösen Gewohnheit seufzet, muß sie so gut er kann, zu bestreiten suchen, und sie müssen schlechterdings bekämpfet werden, denn sonst kann weder Weisheit noch Glückseligkeit erhalten werden. Die aber noch nicht ihrer Macht unterworfen sind, mögen bey Zeiten dahin trachten, ihre Freyheit zu behaupten, und sich nachdrücklich angelegen seyn lassen, diesem Tyrannen zu entfliehen, weil es hernach überaus schwer fallen wird; ihn zu überwinden.

* *

Acht und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 28. October.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Es ist für einen Mann, der zu Hause müssig sitzt, und weiter niemanden gefallen darf als sich selbst, sehr leicht sich über die Handlungen der Menschen aufzuhalten, und sie von ihrer lächerlichen Seite zu betrachten. Und wer immer sein eigener Herr seyn kann, dem stehet es frey, sich an die Urtheile anderer nicht zu kehren, und nach seinem Gefallen fröhlich zu seyn. Aber, wenn nur der Herr Autor und seine Leser unter die Leute kommen sollten, so würden sie finden, daß sie eben sowohl von dem Strome der Gewohnheit würden hingerissen werden, und wenn sie lange genung über andere gelacht haben, werden

sie

sie sich bequemen müssen zu vertragen, daß man sich über sie ebenfalls aufhält.

Unter allen ihren Blättern, hat mir dasjenige am besten gefallen, wo sie die schändliche Gewohnheit tadeln, daß man die Heyrathen gemeiner Leute in die Zeitungen zu setzen pfleget. Ich steckte dieses Blatt zu mir, und las es allen vor, von denen ich wußte, daß sie ihre Hochzeit auch hatten öffentlich kund machen lassen, oder es noch zu thun willens waren. Ich schickte allen denen eine Abschrift davon zu, die in den vergangnen vierzehn Tagen ihre Vorschrift übertreten hatten. Ich bildete mir ein, daß ich sie rechtschaffen damit gekränket, und freute mich bey mir selbst über ihr Elend.

Aber meine boshafte Freude währete nicht lange. Ich heyrathete vorige Woche die Jungfer Ziegenhaarin, eines Trödlers Tochter, und da ich den andern Tag nach der Hochzeit zu meiner Schwiegermutter kam, fragte sie mich sogleich ob ich auch meine Hochzeit in den Zeitungen hätte vermelden lassen. Ich bemühte mich ihr zu zeigen, daß es unnöthig sey, die Aufmerksamkeit des Publici auf unsre häuslichen Geschäffte zu ziehen, aber sie erwiederte, mit großen Ungestüm: Sie wollte es durchaus nicht haben, daß man es für eine verstohlne Heyrath halten sollte; ihre ganze Familie würde dadurch beschimpft; ihr Mann hätte dem Lande eben so gute Dienste geleistet als jemand; sie hätte fünf und dreyßig Jahr in einem Hause gewohnt, und keinen Menschen um einen Heller betrogen, und ich müßte wissen, ob sie gleich nicht so hübsch, und eine solche Putzdocke wie die Frau Ginghum wäre, so dürfte sie sich doch nicht schämen, ihren Nahmen nennen und sich so gut als andere sehen zu lassen, und da ich ihre Tochter geheyrathet hätte. — Hier trat mein Schwiegervater den Augenblick

herein,

herein, ein sehr ernsthafter Mann, und ich dachte er würde mir helfen. Als er aber die Sache vernommen hatte, sprach er: es würde sehr unweislich gethan seyn, wenn ich diese schöne Gelegenheit verabsäumen wollte, meinen Handelskram bekannt zu machen, es würden sich vielmehr viele von meiner Frauen Freunden, wenn sie die Heyrath in den Zeitungen lesen, für verbunden achten ihre Kundschaft inskünftige bey mir zu nehmen. Ich ward auf der einen Seiten durch das Geschrey und durch das Ansehen auf der andern Seite übertäubt: und sahe mich genöthiget, der Stadt öffentlich bekannt zu machen: Daß vor drey Tagen Herr Timotheus Pilz, ein berühmter Oelhändler im Steinkohlengäßgen, sich mit Jungfer Ziegenhaarin von Charlottenburg, einem schönen jungen Frauenzimmer mit vielem Vermögen verheyrathet habe. Ich bin ꝛc.

Mein Herr!

Ich bin die unglückliche Frau, von demjenigen Theriack, dessen Brief sie vor zehn Wochen bekannt gemacht haben, darinne er sich, als einen höchst unglücklichen Mann angiebt, weil ich mit meiner Nätherey im Laden herumtrödelte, und ihn nöthigte des Sonntags mit mir aus zu fahren, und ein Kindermädchen zu halten. O! mein lieber Herr Müßiggänger, wenn ihnen nur alles recht bekannt wäre, sie würden einem so unvernünftigen Grübelkopfe gewiß nicht helfen. Ich brachte ihm drey hundert Pfund zu, womit er sich ein Gewölbe und ein hübsches Waarenlager kaufte, dabey wir unser gutes Auskommen hätten haben können. Aber nun ich ihm dazu geholfen habe, sehe ich mich genöthiget ihn und den Laden zu bewachen. Ich will ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Uns gegen

über

über ist ein Gasthof mit einem Kegelschube, wo er sich allemal ganz gewiß einfindet, so bald ich nur den Rücken wende, und da verspielt er sein Geld, denn er schiebt für sein Leben gerne Kegel. Mittlerweile, wenn er bey diesen seinem liebsten Zeitvertreibe ist, stellt er einen garstigen Jungen für sein Gewölbe, der ihn abrufen muß, wenn die Kundleute kommen, aber der Junge ist so langsam und so grob, daß unsre Kundschaft von Tage zu Tage abnimmt.

Wer sich selber zu regieren nicht im Stande ist, den muß man regieren. Ich entschloß mich daher ihn fürs künftige hinter seinem Schreibtische zu bewachen, und ihn anzuhalten, seine Kundleute besser abzuwarten. Nun ist es schlechterdings unmöglich, daß ich zugleich oben und unten seyn kann, daher habe ich mir eine Magd gemiethet, die nach dem Kinde sehen, und den Tisch beschicken muß. Sagen sie mir nun in welchen, von diesen allen ich zu tadeln bin.

Des Sonntags das ist wahr, gehe ich mit ihm aus, und er muß zuweilen das Kind führen, und ich wüßte nicht, warum ers nicht thun sollte. Doch geschieht es niemals eher als nach der Kirche, und noch würde ichs nicht thun, aber wenn er allein ist, so liegt er die ganze Zeit auf dem Bette. Ist er des Sonntags zu Hause, so hält er gemeiniglich sechs Mahlzeiten, oder wenn er nicht mehr essen kann, so wird er tausenderley Ränke hervorsuchen, sich von mir wegzuschleichen, und in das Bierhauß zu gehen. Aber ich schlüße ihm die Thüre zu, bis der Montag ihm endlich wieder was zu thun verschafft.

Dies ist der wahre Verlauf der Sache, und dieses sind die Ursachen, warum er seinen Brief an sie geschrieben hat. Ich habe das gute Zutrauen zu Ihnen, Sie werden

den in einem Blatte zeigen, daß eine Frau, wenn sie den ganzen Tag über ihren Mann bewachen muß, ohnmöglich immer auf ihr Kind Achtung geben oder über ihrer Näthe-rey sitzen kann. Ich bin ꝛc.

Mein Herr!

Es giebt in unserer Stadt noch einen gewissen Misbrauch dem die Gesetze bisher noch nicht vorbeugen oder auf die Abschaffung desselben bedacht seyn können. Ich bin ein Chaisenträger. Sie wissen es, mein Herr! wir kommen sogleich wenn wir gerufen werden, und sind bereit jedermann zu tragen, der unsern Beystand verlangt. Nun ist es gebräuchlich, daß die meisten überaus schwerfällige Leute sich in den Sitz hinein drängen, und für einen Schilling eben so weit, als ein leichtes junges Frauenzimmer die wir auf unsern Schultern kaum fühlen, müssen getragen werden. Wir sollten also billig, wie alle andere Leute, nach dem Verhältnisse unserer Arbeit bezahlt werden. Man könnte daher an gewissen Orten Wagen anbringen, die Chaisen auf gleiche Weise wie die Lastwagen, wiegen zu können, und diejenigen, die der Ueberfluß und die Ruhe untüchtig gemacht hat, ihre eigene Last zu tragen, sollten etwas von ihrem Uebrigen an die armen Lastträger abgeben müssen. Ich bin ꝛc.

Neun

Neun und zwanzigstes Stück.

Sonnabends, den 4. November.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Ich habe angemerkt, daß Freunde ohne einander auf beyden Theilen beleidiget zu haben, wegen eines unterbrochenen Briefwechsels, getrennt worden sind, und ich habe es schon längst gewußt, daß es weit gefährlicher ist vergessen, als beschimpft zu werden, daher habe ich nicht unterlassen können, ihnen eiligst die Fortsetzung meiner Geschichte zu übersenden, damit nicht der Nahme der Elisabeth Broom, wenn ich es noch andere vierzehn Tage aufgeschoben hätte, bey ihnen und ihren Lesern in Vergessenheit gerathen möchte.

Als ich meinen letzten Ort in aller Eil verlassen, um den Verdacht oder die Beschuldigung eines Diebstahls zu entgehen, so hatte ich mich nicht mit einem andern Dienste versehen, und war also genöthiget mir eine Stube in einer schlechten Straße zu miethen. Ich hatte mir hübsche Kleider indessen angeschafft, und die Frau, die meiner Stube gegen über wohnte, war überaus dienstfertig, und erbot sich auf mein Zimmer Achtung zu geben, und es ein wenig zu saubern, wenn ich etwa bey meinen Bekannten herum gieng, mir eine neue Herrschaft auszumachen. Ich konnte es nicht einsehen, warum die Frau so überaus freundlich gegen mich that, oder wie ich ihre Dienste vergüten

sollte. Aber einige Tage drauf, vermißte ich etwas von meiner Wäsche, ich zog daher in eine andere Stube, und verlangte eben keine so gute Freundin mehr in der Nachbarschaft zu haben.

Sechs Wochen drauf ward ich junge Magd in dem Hause eines Seidenkrämers zu Cornhill, dessen eigener Sohn bey ihm als Lehrpursche war. Dieses junge Herrchen hatte es im Brauch, bis in die späte Nacht, ohne Vorbewust seines Vaters, im Weinhause zu sitzen, und meine Frau befahl mirs ihn stillschweigend herein zu lassen, zu Bette zu bringen, und nur auf das Licht gute Obacht zu haben. Diejenigen Stunden nun, die ich auf ihn warten mußte, waren, weil alles im Hause schon schlief, zu meinem eignen Gebrauche, und da mir nichts zu thun aufgegeben wurde, so dachte ich, die Freyheit zu haben, dieselben nach meinen Gefallen anzuwenden. Ich laß indessen in einem Buche, um nicht einzuschlafen, und ich befand mich recht wohl dabey. Aber zum Unglück fand die Köchin einmal mein Buch, sie zeigte es meiner Frauen, die mir einen derben Verweiß gab, und sagte, daß dergleichen Menscher, wie ich, ihre Zeit besser anwenden könnten, sie hätte auch niemals gefunden, daß in solchen Leuten viel Gutes wäre die immer läsen, sie wüßte allemal etwas, womit sie sich ihre Zeit anders vertreiben könnte, als über den Büchern zu liegen, und es gefiele ihr nicht, daß ein so feines Mädchen länger auf ihren jungen Herrn warten sollte.

Das war das erstemal da ich es erfuhr, daß es strafbar oder doch gefährlich sey, lesen zu können. Ich ward wie ich nicht anders sagen kann, mit aller Bescheidenheit fortgeschickt, und hatte schlechten Dank zum Lohne.

Ich

Ich kam sodann zu einer Edelfrau, die eben nicht viel übrig hatte, und dies war der glücklichste Zeitpunkt in meinem Leben. Meine Frau, der die öffentlichen Lustbarkeiten zu kostbar waren, brachte ihre Zeit mit Bücherlesen zu, und es war ihr lieb, eine Magd gefunden zu haben, die an ihrem Vergnügen Theil nehmen konnte. Ich stand allemal sehr früh auf, damit ich des Nachmittags Zeit hatte, zu lesen oder zuzuhören, und es stand mir frey, ihr mein Gutachten darüber zu eröffnen, oder mein Wohlgefallen an den Tag zu legen. So vergiengen funfzehen Monate, und es hat mich die ganze Zeit über noch nicht gereuet, daß ich zur Dienstbarkeit gebohren war. Aber meine Frau starb jähling an einem hitzigen Fieber, von der ich weiter nichts sagen will, als daß sie von allen ihren Bedienten herzlich bedauert wurde.

Ich hatte bisher meine Lebenszeit in einer Art von Wollust zugebracht, die mich zu einem anderweitigen Dienste ganz unfähig machte. Ich hatte vielmehr gegen die Gesellschaft in der Küche einen solchen Abscheu gekriegt, daß, als ich mich hernach in das Haus eines Directors von der Ostindischen Compagnie vermiethete, mein Betragen, wie man sagte, von andern gemeinen Dienstboten so verschieden wäre, daß man mich gar für ein verstelltes Mädchen vom Stande hielt. Ich kriegte nach drey Wochen meinen Abschied, weil man mich wegen gewisser Absichten im Verdacht hatte, die sie nicht einsehen konnten.

Ich nahm daher zu einem andern Theile der Stadt meine Zuflucht, wo ich wegen meines neuen Unterkommens keine Schwierigkeiten zu finden glaubte, und vermiethete mich zu einem Verwalter in einer ansehnlichen Wirthschaft. Hier war ich den andern Mägden zu klug, und den Bedienten im Hause zu spröde. Doch würde ich meine Zeit

noch ziemlich ruhig haben zubringen können, wenn nicht die Frau des Verwalters, die mich dazu brauchte, die in die Wirthschaft nöthigen Sachen einzukaufen, einsmals eine Rechnung bey mir gefunden hätte, die ich von den täglichen Ausgaben gemacht hatte. Vermuthlich mochte dieselbe nicht mit ihrem eigenen Buche übereinstimmen, denn sie gab mir ihre Meinung ziemlich hart zu verstehen, daß in ihrer Küche niemand als sie selbst Feder und Dinte haben müsse.

Doch ließ sie mir noch die Gerechtigkeit wiederfahren, und war so klug mich nicht um meinen guten Nahmen zu bringen, daher es mir denn sehr leicht war in einem Hause in der Nachbarschaft anzukommen, wo ich weiter nichts als die Zimmer auszukehren, und die Betten zu machen hatte. Hier war ich auf einige Zeit der Liebling, von der Frau Simpern, meiner gnädigen Herrschaft Kammerfrau, welche die Mägde von der gemeinen Gattung nicht leiden konnte, und überaus zufrieden war, daß sie an mir ein Mädchen von einiger Erziehung gefunden hatte. Sie war eine große Liebhaberin von artigen Geschichten, ob sie gleich nicht ein Wort lesen konnte. Wenn daher die gnädige Frau ausgieng, so machten wir uns geschwind über ihre Bücher her. Endlich wurde meine Geschicklichkeit so bekannt, daß der Haushofmeister mich gar zu seiner Rechnungsführerin gebrauchte. Die Frau Simpern fand sodann, daß ich im höchsten frech würde, uns nicht mehr mit mir auszukommen wäre, daher gab sie mich bey meiner gnädigen Frau an, und sagte, daß seitdem die Elisabeth ins Hauß gekommen wäre, kein Zimmer mehr recht ausgekehrt worden sey.

Ich kam hierauf zu einer Dame, die die Schwindsucht hatte, und ein Mädchen brauchte, welches *lesen* und schrei-

schreiben könnte. Ich diente vier Jahr bey ihr, und ob ich es ihr gleich niemals recht machen konnte, so brach sie doch allemal in Thränen aus, wenn ich mich erklärte, daß ich von ihr weg ziehen wollte, und bat mich, ich sollte nur immer mit ihrer Wunderlichkeit Geduld haben, sie würde auch schon in ihrem Testamente meiner eingedenk dafür seyn. Ich gab mich zufrieden, und es ward wirklich ein Testament zu meinem Vortheile gemacht. Aber in weniger denn acht Tagen, warf sie dasselbe ins Feuer, als ich ihr den Habertrank brachte, und aus Versehen den Löffel auf die linke Seite gelegt hatte. Zwey Tage drauf machte sie ein anders, verbrannte es aber auf eben die Weise, weil ihr das junge Huhn nicht schmecken wollte. So ward noch ein drittes gemacht und wieder zerrissen, weil sie eine Maus in der Gypsdecke hörte, und ganz sicher glaubte, daß ich sie wohl lebendig würde fortwischen lassen. Hierauf hatte ich auf einige Zeit alle Gunst bey ihr verlohren, als aber ihre Krankheit zunahm, brachte sie ihr Eigensinn und Wunderlichkeit auf bessere Gedanken. Sie starb endlich und vermachte mir fünfhundert Pfund Sterling, und mit diesem Gelde bin ich gesonnen, mich in meinem Vaterlande niederzulassen, wo ich mich entschlossen habe alle Tage einige Stunden damit zuzubringen, daß ich arme Mädchen will schreiben und lesen lehren. Ich bin,

Mein Herr,

ihre ergebne Dienerin

Elisabeth Broom.

---

* *

Dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 11. November.

Die Begierden des Menschen vermehren sich mit seinen Einkünften. Jeder Schritt den er weiter fortgehet, bringt ihm etwas vor Augen, das er zuvorher nicht gesehen, aber auch so bald er es siehet, nöthig zu haben anfängt. Wo die Nothdurft aufhöret, tritt die Neubegierde an die Stelle, und es wird uns nicht so bald etwas unter die Hände gegeben, womit uns die Natur versehen kann, so setzen wir uns den Augenblick hin, unser Verlangen damit zu befriedigen.

Diese unruhige Gemüthsart hat daher auch jede volkreiche und begüterte Stadt mit unzähligen Verrichtungen angefüllt, denen die meisten Menschen selbst keinen rechten Nahmen zu geben wissen. Es giebt eine Menge Künstler, die sich mit nichts weiter abgeben, als allerhand artige Kleinigkeiten zu erfinden, und ihre Buden mit solchen Waaren aufzuputzen, wovon man den Nutzen überaus schwer einsehen kann, und doch werden sie, wenn man sie nur einmal zu Gesichte bekömmt, flugs unter die unentbehrlichsten Dinge gerechnet.

Ja bey allem Fleiße, womit auch unter den gesittesten Völkern, die eine Hälfte der Einwohner für die andere arbeitet, kann man denen Bedürfnissen nicht geschwinde gnung abhelfen, und der Müssige und Wollüstling finden das Leben sehr beschwerlich für sich, weil es ihnen immer an etwas fehlet dasselbe in beständiger Bewegung zu erhalten.

halten. Daher hat man auf neue Mittel denken müssen diesem Ungemache zu steuern, und man siehet, daß ein großer Hause sich damit beschäfftiget, denen Reichen und Wohlhabenden im Volke etwas zu thun zu machen.

Man würde nicht unrecht thun, wenn man dergleichen brodlose Künstler verwürfe, die nur lauter überflüssige Sachen verfertigen, die weder dem Leibe zu seiner Bequemlichkeit, noch der Seele auf irgend eine Weise nützlich sind, und wovon man sich weiter keine Wirkung versprechen kann, als daß sie vortrefliche Gelegenheiten sind, das Geld und die Zeit zu verschwenden.

Doch dieses scharfe Urtheil, wird sich in etwas vermindern, wenn man es nur ernstlich überlegen will, daß Geld und Zeit dem meisten Menschen eine unerträgliche Last sind, und daß diejenigen, die allerunglücklichsten unter der Sonnen sind, die mehr von einem dieser beyden Stücke besitzen, als sie zu gebrauchen wissen. Daher kömmt es, daß viele nur sich von diesen Beschwernissen zu befreyen, nach Newmarket laufen, oder eine Reise durch Europa vornehmen. Der eine reisset deswegen sein Haus nieder, und bauet ein neues auf, und ein anderer kauft sich ein Rittergut, und läuft seinen Jagdhunden über Stock und Steine nach. Der, macht sich eine Sammlung von Muscheln, und der andere verwendet alles auf Tulpen und Nelken.

Derjenige ist also ein großer Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes, der für solche Leute eine Unterhaltung zu erfinden weiß, denen es zu schwer fällt, sie von selbst zu finden. Aber so viel ist sicher, es geschiehet dieses selten aus Grosmuth oder Mitleiden, denn jedermann suchet seinen eigenen Vortheil dabey wenn er andern hilft; daher kömmts auch, daß eine so gewinnsüchtige Dienstwilligkeit,

gemeiniglich lieber darauf sieht was annehmlich ist, als auf dasjenige was recht ist.

Wir wissen es alle, daß es weit vortheilhaftiger ist, beliebt als angesehen zu seyn, daher wird man überall genung Beförderer des Vergnügens antreffen, die sich recht darauf befleißigen, sich unentbehrlich zu machen, und andere ihres gleichen zu übertreffen.

Unter diesen müssigen Zeitvertreiben nimmt das Lesen auch eine Stelle ein, dabey man sich den Kopf nicht sehr zerbrechen darf. Daher wimmelt es auch in der Welt von solchen Schriftstellern, die weiter nichts verlangen, als bloß ohne weiteres Nachdenken gelesen zu werden.

Es ist auch keine Gattung von Gelehrten, die sich seit kurzen so häufig vermehrt hätte, als die Zeitungsschreiber. Nur noch vor wenig Jahren, war die Nation mit einer einzigen Zeitung zufrieden. Nunmehr aber haben wir nicht nur in der Hauptstadt unsre Morgen- und Abendblätter, sondern auch jedwede große Stadt beynahe, hat ihre wöchentlichen Anzeigen, die ordentlicher Weise zu jedermanns Nachricht herum gehen, und sogar die nahgelegenen Dorfschaften mit Muthmaßungen über die Kriegsbegebenheiten, und Urtheile über das Staatsinteresse von Europa anfüllen.

Rechte gute Zeitungen zu schreiben, werden so verschiedene Eigenschaften erfordert, daß man nicht überall einen solchen Mann finden wird, der zu dieser Arbeit vollkommen geschickt wäre. Nach Sir Henry Wottons kurzweiligen Beschreibung, ist ein **Gesandter** wie er spricht, ein Mann von Tugend, welcher auswärts verschickt wird, um für das Beste seines Landes Lügen zu sagen; aber ein **Zeitungsschreiber** ist ein Mann ohne Tugend, welcher zu Hause zu seinem eigenen Vortheil Lügen schreibt. Zu dergleichen Auf-

sätzen

sätzen wird weder Genie noch Gelehrsamkeit, weder Fleiß noch Lebhaftigkeit erfordert, sondern die Verachtung der Schande, und Unpartheylichkeit gegen die Wahrheit, sind hier schlechterdings nothwendig. Denn derjenige, welcher durch eine lange Bekanntschaft mit der Schande, es zu dieser Geschicklichkeit gebracht hat, wird heute ganz zuversichtlich dasjenige sagen, was er morgen zu widerrufen willens ist, er wird ohngescheut etwas behaupten, wovon ihm schon bekannt ist, daß er es wird widerlegen müssen, wenn er sich auch selbst dazu die Briefe von Amsterdam oder Dresden erdichten sollte.

Zur Zeit des Krieges ist die Nation allemal einmüthiglich begierig, etwas Gutes von ihrer Seite, und etwas Böses von Seiten des Feindes zu hören. Und in diesem Falle ist es sehr leicht einen Zeitungsschreiber abzugeben: denn er hat weiter nichts zu thun, als zu schreiben, daß eine Schlacht bevorstehe, und nachher, daß sie glücklich gewonnen sey, und daß wir und unsere Freunde alles, unsre Feinde dagegen gar nichts dabey gethan hätten.

Nichts macht überdies unsre Aufmerksamkeit leichter rege, als die Erzählung von verschiedenen verübten Grausamkeiten. Der Zeitungsschreiber wird es daher selten unterlassen, mit beyzubringen, wie der Feind die Kinder in der Wiege getödtet, und die Jungfrauen gemishandelt habe: ja wenn die Sache etwas weit von uns vorgegangen ist, so muß gewiß die Helfte der Einwohner der Provinz ihre Hirnschalen dabey eingebüßt haben.

Man kann daher mit allem Rechte unter die vorzüglichsten Drangsale des Krieges, die Verminderung der Liebe zur Wahrheit mitrechnen, welche durch die gröbsten Lügen, die der Eigennutz eingiebt und die Leichtgläubigkeit unterhält, befördert wird. Der Friede würde daher bey-

des den Kriegshelden, und den Zeitungsschreiber in große Verlegenheit setzen, und ich weiß in der That nicht, ob man sich künftig auf der Straße mehr für Soldaten die zu plündern gewohnt sind, oder auf der Stuben für Scribenten, die sich das Lügen angewöhnt, wird zu fürchten Ursache haben.

* *

Ein und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 18. November.

Viele Moralisten haben angemerkt, daß der Stolz unter allen Lastern, die größte Herrschaft über die Menschen habe, daß er seine Gestalten am häufigsten vervielfältigen könne, und oftmals unter den größten Verstellungen verborgen liege; unter solchen Verstellungen, die, wie der durchsichtige Schleyer des Monds, ihm beydes Licht und Schatten sind, und dasjenige gegen andere verrathen, was sie für uns selbst zu verbergen suchen.

Es ist meine Absicht gar nicht, den Stolz von dieser vorzüglichen Ehre herunter zu setzen, aber ich weiß nicht, ob der Müssiggang ihm nicht noch diesen Vorzug hartnäckig genung bestreiten, oder doch gewiß sehr zweifelhaft machen möchte.

Es giebt viele die sichs für eine Ehre schätzen, sich zum Müssiggange in seiner ganzen Würde zu bekennen. Sie nennen sich selbst müssige, so wie Busiris in der Comödie sich stolz nennte. Sie rühmen sich, daß sie nichts thun, und danken es dem Himmel, daß sie nichts zu thun haben. Sie schlafen alle Nächte so lang bis sie nicht mehr

mehr schlafen können, und stehen auf, bloß damit sie im Stande seyn mögen wieder zu schlafen. Sie verlängern sich das Reich der Finsterniß mit allem Fleiß durch gedoppelte Vorhänge, und sehen die Sonne niemals an, außer ihr zu sagen, daß sie für ihren Strahlen einen großen Abscheu hätten. Ihre einzige Beschäfftigung bestehet darinn, daß sie ihre nachläßigen Stellungen manchmal verändern, übrigens ist bey ihnen der Tag von der Nacht nicht anders unterschieden, als etwa eine Kutsche oder Tragsessel von einem Bette unterschieden ist.

Dieses sind die wahren und öffentlichen Ordensbrüder des Müssiggangs, für den sie Kränze von Mohn flechten, und in dessen Schaalen sie das Wasser der Vergessenheit ausschütten. Sie befinden sich in einem Stande einer ruhigen Tummheit und Vergessenheit, und kommen selbst ins Vergessen. Sie haben schon längst aufgehört zu leben, und bey ihrem Tode kann man weiter nichts sagen, als daß sie zu athmen aufhören.

Aber der Müssiggang wird auch bey solchen Leuten angetroffen, wo man es nicht vermuthen sollte. Denn da er ein Laster ist, welches in sich selbst eingeschränkt bleibt, so kann man es ohne Nachtheil des andern besitzen. Man darf sich daher nicht so für ihm in Acht nehmen, wie für dem Geiz, welcher begierig ist, nach des andern Gute, oder dem Stolze, der seine Befriedigung natürlicher Weise in der Herrschaft über andere suchet. Der Müssiggang ist eine friedliche und stille Gemüthsbeschaffenheit, die sich weder durch Großthun Neider, noch durch Widersprechen Feinde zu machen sucht, daher ist auch niemand im Stande ihn recht zu ergründen.

Wie aber der Stolz sich zuweilen hinter der Demuth verbirgt, so ist auch oftmals der geschäfftigste und unge-

schäfftigste Mensch doch ein Müssiggänger. Denn wer sein Amt und seine Schuldigkeit vernachläßiget, wird freylich bemühet seyn, den Geist mit etwas andern zu beschäfftigen, damit er nur nicht an seine eigne Thorheit sich erinnern dürfe, und er nimmt sich etwas zu thun vor, wobey er eifriger zu Werke gehen sollte, bloß damit er nur sich selbst zufrieden stellen möge.

Solche Leute sind daher beständig geschäfftig, vorläufige Anschläge und Plans zu entwerfen, Gedanken zu sammlen, und zu wichtigen Händeln Anstalt zu machen. Aber sie stehen ganz sicher unter der geheimen Herrschaft des Müssiggangs. Man hat sich wenig Gutes von einem Künstler zu versprechen, der immer sein Handwerkszeug suchen muß, und ich habe mir von einen großen Meister sagen lassen, daß es derjenige niemals in der Malerey weit bringen werde, der allzu sorgfältig in Pinseln und Farben wählen ist.

Es sind noch andre, denen die Muße ein bequemes Mittel an die Hand giebt, wobey sie ihr Leben ungebraucht hinbringen, und doch nicht in Gefahr stehen dürfen, viel müssige Stunden zu zählen. Die ganze Kunst besteht darinne den Tag mit lauter kleinen Geschäfften anzufüllen, immer was in Händen zu haben, das die Neugierde unterhält, aber wenig Sorge verursacht, und den Geist in einer beständigen Bewegung zu erhalten, die nicht viel Mühe kostet.

Diese Kunst hat mein alter Freund Sober, schon manches Jahr lang ausgeübet. Er ist sonst ein Mann von heftigen Begierden, und feuriger Einbildungskraft, die aber durch die Liebe zur Gemächlichkeit dergestalt im Gleichgewichte erhalten werden, daß sie ihn selten zu einer Unternehmung von Wichtigkeit antreiben werden. Sie haben

aber

aber gleichwohl noch so viel Gewalt über ihn, daß sie ihn nicht gänzlich ruhig werden lassen, und ob sie ihn gleich nicht hinlänglich für andern unbrauchbar machen, so verursachen sie doch so viel, daß er sich selbst zur Last wird.

Sobers Hauptvergnügen ist in Gesellschaften zu gehen, wo er nicht aufhören kann zu plaudern, und auf die Reden anderer Achtung zu geben. Beydes macht ihm einerley Vergnügen, er mag selbst sprechen oder nur zuhören, denn er bildet sich ein, daß man doch immer was dabey lernen, oder auch andere unterrichten könne, und zu der Zeit hat er sich nicht das geringste vorzuwerfen.

Es kömmt aber doch endlich eine Zeit, da er, wenns Nacht wird, wieder nach Hause gehen und seine Freunde ausschlafen lassen muß, und des Morgens will ein jeder gern über seinen Geschäfften ungestört bleiben. Und dies sind eben die schrecklichen Augenblicke, woran der gute Herr Sober niemals ohne Zittern denken kann. Daher hat er auch schon manche Mittel ersonnen, sich diese verdrüßlichen Stunden zu erleichtern. Er ist vollkommen der Meinung, daß man die Künstler und Handwerker unverdienter Weise mit Verachtung belege, daß aber auch bey manchen Handthierungen das Nachdenken und eine richtige Beurtheilungskraft gar nicht ohne Nutzen wären. Daher sucht er auch seine Wissenschaft alsbald in Ausübung zu bringen, und nimmt die Zimmeraxt zur Hand, womit er seinen Kohlenkasten ausbessert, und bey aller Gelegenheit fortfähret, sich damit zu beschäfftigen. Er hat es auch zu anderer Zeit mit den Handwerken der Schuhmacher, Klempner, Zinngießer und Töpfer versucht, aber er hat nicht recht damit fortkommen können, und ist daher entschlossen, sich durch einen bessern Unterricht darinne vollkommener zu machen.

Sein

Sein alltäglicher Zeitvertreib ist die Destillirkunst; und er hat einen kleinen Ofen dazu, der schon lange der einzige Trost seines Lebens gewesen ist. Er zieht Oele und Wasser ab, und macht Essenzen und Spiritus, wovon er selbst überzeugt ist, daß sie zu nichts nütze sind. Da sitzt er nun, und zählt die Tropfen ab, wie sie von der Retorte kommen, und vergißt dabey, daß mit jedem Tropfen der herabfällt, zugleich allemal ein Augenblick vorbeystreichet.

Der arme Sober! Ich habe ihm deswegen schon manchen Verweiß gegeben, und er hat mir immer versprochen sich zu bessern. Aber niemand ist leichter zu überzeugen als ein Müssiggänger, nur schade, daß auch bey niemanden weniger ausgerichtet wird als bey ihm. Ich weiß daher nicht, was gegenwärtiges Blatt für Wirkung haben möchte, vielleicht wird er es lesen und lachen, und das Feuer dem ohnerachtet in seinem Destillirofen anzünden, ich wünschte aber, daß er solche Kleinigkeiten fahren ließe, und sich auf vernünftigere und nützlichere Dinge legte.

* *

Zwey und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 25. November.

Nichts kann den menschlichen Stolz empfindlicher beugen, als unsre Unwissenheit der gemeinsten Gegenstände und Wirkungen. Ein Mangel den wir erst recht einsehen lernen, je mehr wir uns bemühen demselben abzuhelfen. Gemeine und träge Seelen vermengen hier die alltäglichen Begriffe mit der Gelehrsamkeit, und bilden sich ein, sie wären von der Natur der Dinge sattsam unter-

unterrichtet, wenn sie uns die Gestalt derselben, oder höchstens ihren Nutzen erzählen und zeigen können. Allein nachdenkende Seelen, die mit dergleichen seichten Kenntnissen nicht zufrieden sind, ermüden sich mit fruchtlosen Untersuchungen, die sie am Ende nur noch mehr davon überzeugen, daß sie nichts wissen.

Der Schlaf ist ein Zustand, in welchem ein großer Theil unsers Lebens zugebracht wird, und man wird kein einziges Thier finden, dessen Wesen nicht zu gewissen Zeiten der Sinnlosigkeit unterworfen wäre, ja einige der neuern Weltweisen haben behauptet, daß sich die Herrschaft des Schlafs auch über das Pflanzenreich erstrecke.

Und doch hat von dieser so gewöhnlichen großen, allgemeinen, und so nothwendigen Veränderung, bisher kein einziger Naturforscher, weder die wirkende noch die Endursache ausfündig machen, oder uns sagen können, durch was für eine Gewalt der Körper und die Seele zu einer so unwiderstehlichen Fühllosigkeit gezwungen werde. Kein einziger hat uns den Nutzen entdecken können, welchen die Thiere von dieser abwechselnden Unterbrechung ihrer Bewegungskräfte haben müssen.

So vielfältig und verschieden die Meinungen über diesen Punkt ausgefallen sind, so hat die Natur hinlängliche Sorge dafür getragen, daß die besten Beweisgründe wenig Einfluß in die Ausübung selbst gehabt haben. Der fleißigste Nachforscher kann nicht lange seine Augen offen behalten, und der hitzigste Vertheidiger eines Satzes, wird, wenn es um Mitternacht kömmt, anfangen seine Schlußreden abzubrechen, und alle vier und zwanzig Stunden wird der Lustige und Mürrische, der Witzige und der Narr, der Unruhige und Stille, der Geschäfftige und der Müssiggänger, wenigstens einmal von diesem freundlichen Tyrannen

rannen überwältiget, und sie liegen alle gleich durch in Schlaf hingestreckt.

Die Weltweisheit hat es oft versucht, den Stolz der Menschen dadurch zu unterdrücken, wenn sie behauptet, daß im Tode alle Menschen einander gleich würden. Dieses ist ein Satz, der, so wenig er die Glückseligen unter den Sterblichen demüthiger macht, auch überdieses den Elenden selten eine wahre Zufriedenheit mit ihrem Stande einflößen wird. Es wird weit angenehmer seyn, wenn wir behaupten, daß der Schlaf uns eben sowohl als der Tod unter einander gleich mache, und daß diejenige Zeit, wo der Balsam der Ruhe sich über jedes Haupt ergießet, mit derjenigen in einer genauen Verwandschaft stehe, wo die Mühseligkeiten des Lebens aufhören, und Hohe und Niedrige unter einander liegen werden.

Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß Alexander mitten im Stolze über seine Eroberungen, und von der Schmeicheley berauschet, sich öffentlich erkläret habe; dieses einzige erinnere ihn noch daran, daß er ein Mensch sey, weil er sich genöthiget sehe zu schlafen. Er mag nun den Schlaf entweder für seinem Leib oder für die Seele nothwendig gehalten haben, so war dieses doch in der That ein hinlänglicher Beweis der menschlichen Schwachheit. Denn ein Körper welcher eine so oftmalige Erholung erfordert, wird uns gewiß wenig Hoffnung zur Unsterblichkeit übrig lassen, und die Seele, die von Zeit zu Zeit mit Lust in eine solche Fühllosigkeit hinabsinket, muß sich noch nicht weit zu der Glückseligkeit einer höhern, und für sich selbst bestehenden Natur, hinangeschwungen haben.

Ich wüßte daher nicht was dienlicher wäre, alle diejenigen Leidenschaften zu besiegen, welche die allgemeine Ruhe in der Welt stören, als die Betrachtung, daß es keine

so große Glückseligkeit oder Ehre gebe, von der sich nicht die Menschen selbst mit allen Fleiße zu einer Art einer gewissen sich selbst unbewußten Ruhe herablassen sollten. Es ist oft mit den besten Umständen des Lebens so beschaffen, daß wir freywillig uns eines Gutes begeben, um nur des Bösen zugleich los zu werden. Die Pracht verschwindet in wenig Stunden für unsern Augen, und der Ruhm selbst ist unsern Ohren verdrüßlich zu hören. Wir wenden daher die Sinnen von solchen Gegenständen ab, und die Vernunft billiget diese Absonderung.

Was ist also die Hoffnung, was sind die großen Aussichten des Geizes, des Ehrgeizes, und der Habsucht? Laßt alle diese Begierden in voller Maaße befriediget seyn, derjenige, der sie besitzet, wird es niemals so weit bringen, daß er sich nur einen ganzen Tag und eine Nacht, an dem Genuß derselben wird vergnügen können, oder, wenn auch eine beständige Wachsamkeit in seiner Gewalt stünde, so wird er sich gewiß nach einer Entfernung auf einige Zeit sehnen.

Der Neid würde gänzlich aus der Welt verbannet werden, wenn nur ein jeder bedenken wollte, daß in der That niemand zu beneiden sey, da ein jeder ohnehin schon mit sich selbst nicht zufrieden ist. Es ist auch sehr vernünftig zu glauben, daß der Unterscheid zwischen den Menschen mehr scheinbar als wirklich sey, da man findet, daß alle darinne übereinkommen, daß sie des Vergnügens eben so leicht als der Seegen überdrüßig werden, und daß sich endlich Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, in dem gemeinschaftlichen Wunsche vereinigen, sich von der gütigen Hand der Natur den Nectar der Vergessenheit auszubitten.

So groß ist unsre Begierde uns von uns selbst abzuziehen, daß sogar wenige Menschen mit dem Maaße der Fühllosigkeit zufrieden sind, das die Bedürfnisse des Leibes ihrer Seele abzwingen. Alexander selbst setzte dem Schlafe die Unmäßigkeit an die Seite, und machte sich mitten unter den Dünsten des Weins, zum Herren der Welt. Und so hat gemeiniglich jeder etwas, womit er sich gleichsam seine Gedanken auf einige Zeit wegstiehlet.

Die wenigste Zeit unsers Lebens wenden wir dazu an, eine oder die andere wichtige Pflicht, wie sichs gebühret zu beobachten. Manche Stunde des Tages lassen wir vorbeygehen, ohne daß sie in unserm Verstande die geringsten Spuren hinter sich ließe. Wir machen uns allerhand Phantasien, und vertreiben uns die Zeit damit, daß wir Schlösser in die Luft bauen, die wir nach der Zeit auf immer losgeben, und wissen nicht womit wir uns beschäfftiget haben.

Manche sind nie vergnügter, als wenn sie ihre Zeit in der Einsamkeit zubringen können, wo sie ihren eigenen Gedanken überlassen, sich manchmal Kronen und Scepter in die Hände geben, und den Schauplatz ihres Vergnügens auf unzählige Weise verändern, wo sie alle Arten der Schönheiten in ihrem vollen Glanze aufbieten, und sich mit lauter eingebildeten Wollüsten sättigen.

Es ist solchen schlaftrunkenen Seelen sehr leicht, sich alle mögliche Glückseligkeiten vorzustellen, den Lauf der Sonne nach ihrem Gefallen zu ändern, das Vergangene zurück zu rufen, und das Zukünftige sich als gegenwärtig vorzustellen. Sie wissen das Angenehme von allen Jahrszeiten, und die Bequemlichkeiten aller Himmelsgegenden in einem Gesichtspuncte zusammen zu vereinigen. Sie

nehmen

nehmen Glücksgüter ein, und theilen sie aus wie sie nur wollen, und vergessen dabey, daß das Elend das allgemeine Schicksal des Sterblichen ist. Alles dieses sind selbst gemachte Träume, wo man sich auf eine Zeit von den wirklichen Vortheilen des Lebens zu eitlen Erdichtungen wendet, weil man gewohnt ist, die Vernunft den Phantasien zu unterwerfen.

Andere hingegen sind niemals gerne alleine, und es ist ihnen nichts liebers, als wenn sie beständig abwechselnde Gesellschaften haben können. Aber der Unterschied ist eben nicht zu groß. In der Einsamkeit haben wir unsere Träume für uns selbst, und in der Gesellschaft träumen wir gemeinschaftlich. Die Hauptabsicht bey beyden ist allemal die Zerstreuung unsrer selbst.

* *

Drey und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 2. December. *

- - - Non ita Romuli
Praescriptum, et intonsi Catonis
Auspiciis veterumque norma. HORAT.

Mein Herr!

Sie verlangen, daß man sich mit ihnen in einen Briefwechsel einlassen soll. Hier übersende Ihnen das Tagebuch eines Studenten, oder recht vollkomme-

* In diesem Briefe sind einige Stücke ausgelassen worden, weil der Verfasser die Anmerkung macht, daß man in dem Zuschauer, an dem Tagebuche eines Bürgers, ein besseres Muster von dieser Art, antreffen werde.

kommenen Müssiggängers, das wir eben itzt von Cambridge, durch einen meiner Freunde zugeschickt worden, welcher mich versichert, daß es aus seiner eigenen Schreibtafel herausgezogen worden.

Montags um neun Uhr. Dankte ich meinen Bedienten ab, weil er mich um acht Uhr geweckt hatte. Regnericht Wetter. Sahe ich nach dem Wetterglase. Ich werde schwerlich eher, als nach Tische ausreiten können.

Um zehn Uhr. Nach eingenommenen Frühstücke, schrieb ich mir eine halbe Predigt von D. Hickmann ab. NB. Niemals mehr eine abzuschreiben, denn die Frau Pilcock, wo ich Substitute bin, hat einen Band von diesem Verfasser bey sich auf dem Fenster liegen.

Um eilf Uhr. Gieng ich in meinen Keller. Mein Lager wird binnen einen Monat alle seyn. NB. Nicht zu vergessen den fünfjährigen rothen Wein auf ein neu Faß zur linken Hand abzuziehen.

Um zwölf Uhr. Schnitte ich mir eine Feder. Sahe wieder nach dem Wetterglas — sehr gefallen. Ließ mich barbieren. Er zitterte ziemlich.

Um ein Uhr. Speisete alleine auf meinem Zimmer, Schollen. Die Fischbrühe war nicht so gut als ich sie letzthin beym Herrn H. in Peters Gasthofe, und vergangenen Winter zu London im Bischoffe, in der Fleetstrasse gegessen habe. Trank eine Kanne Madera. Herr H. traf mich darüber an. Wir trunken noch zwey Flaschen Porto zusammen, und waren recht vergnügt. NB. Nicht zu vergessen auf die Mittwoche bey Herrn H. in Peters Gasthofe zu speisen. Ich nahm mir unter andern vor, Schinken mit Erbsen zu essen.

Um

Um sechs Uhr. Wurden die Zeitungen im Sprachsal vorgelesen.

Um sieben Uhr. Begab mich wieder auf mein Zimmer. Trank Puntsch, und gieng noch vor neun Uhr zu Bette, konnte aber vor zehn Uhr nicht einschlafen, denn mein Hauspursche über mir machte viel Lermen.

Dienstags. Neun Uhr. Stand voller Verdruß auf. Ein schöner Morgen. Das Wetterglas sehr hoch.

Um zehn Uhr. Ließ mir mein Pferd bringen, und ritte fünf Meilen die Newmarketstraß hinaus. Hatte guten Appetit zum Essen. Eine Menge Hunde liefen im vollen Schreyen über den Weg, und machten mein Pferd stutzig.

Um zwölf Uhr. Kleidete mich an. Fand einen Brief auf dem Tische den neunzehnten dieses in London zu seyn. Bestellte mir eine neue Perucke.

Um ein Uhr. Zu Tische. Viel Wasser in der Suppe. Doctor Dry läßt das Rindfleisch immer zu sehr salzen für mich.

Um zwey Uhr. In Sprachsaal. Doct. Dry erzählte uns eine Geschichte von einem Edelmanne, der sich den Magen mit Madera trinken verdorben hatte. Wir kriegten unvermuthet Gesellschaft. Sie brach um vier Uhr wieder auf. Ich und der Doctor spielten Trictrac, um ein paar Schnepfen. Ich gewann.

Um fünf Uhr. Aufs Coffeehaus. Traf H. daselbst an.

Um sieben Uhr. Gieng nach Hause, machte mir Feuer. Gieng in Sprachsaal, aß die Schneppen mit D. Dry.

Um acht Uhr. Wir blieben den Abend bey einander. Der Doctor erzählte mir verschiedene Historien. Wir waren recht lustig. Unser neuer Camerade der Medicinam studieret, war überaus gesprächig bis gegen zwölf Uhr. Er behauptete, daß er die Jungfer *** nächstens zum Thee mitbringen wolle. Der Narr!

Mittwochs. Um neun Uhr. Empfand einen Schmerz am Knöchel. Hatte keinen Appetit. Ich zweifle, ob ich im Peters Gasthofe werde speisen können. Ich werde mich durchs Ausreiten curiren. Das Wetterglas läßt sich gut an.

Um zehn Uhr. Setzte mich zu Pferde, obgleich das Wetter sehr zweifelhaft war. Der Schmerz in meinem Knöchel verließ mich gänzlich. Da ich zurück kam, überfiel mich ein kleiner Schauer. Ich ward überzeugt, daß mein Wetterglas das beste in Cambridge sey.

Um zwölf Uhr. Kleidete ich mich an. Gieng auf den Fischmarkt spatzieren, traf Herrn H. daselbst an, und gieng mit ihn in Peters Gasthof. Der Koch ließ uns sechs und dreyßig Minuten über die gesetzte Zeit warten. Die Gesellschaft bestand meistens aus meinen guten Freunden. Wir hatten Schollen, Schinken mit Erbsen, und noch andere Speisen mehr. NB. Die Erbsen waren nicht gut gekocht. Der Koch ward daher in meiner Gegenwart, weidlich herunter gemacht.

Nach Tische. Der Schmerz in meinem Knöchel stellte sich wieder ein. Ich war den ganzen Nachmittag verdrüßlich. Gieng wider Willen in Gesellschaft. Herr H. erzählte die Bequemlichkeit, die er auf seiner Reise nach dem Bade gehabt.

Um sechs Uhr. Wurde ich wieder lustig und überaus gesprächig. Wir setzten uns nieder und spielten Whist.

Herr

Herr H. und ich beredeten uns beym Abschiede, morgen einen Ritt vorzunehmen, und in dem alten Hause in der Londnerstraße zu Mittage zu speisen.

Donnerstags. Um neun Uhr. Kam meine Wäscherin. Sie hatte das Maaß von meinen Armbindgen verlohren, und mußte es noch einmal nehmen. Das Mensch sieht noch so dumm genung aus.

Von zehn bis eilf Uhr. Nieste ich einigemal. Las im Magazin. Kriegte ein Stücke Pöckelfleisch von der Jungfer Pilcocks zum Geschenke. NB. Ich muß ihr etwas geräucherten Lachs dagegen schicken, ich weiß daß sie und ihre Alte große Liebhaber sind.

Um eilf Uhr. Das Glas war sehr hoch gestiegen. Ich ritte um die Stadt mit Herrn H. Mein Pferd war stettig, und schlecht zugeritten. Wir kamen zum alten Hause. Das Essen war alles für einige Studenten im Nebenzimmer versprochen, die zu Newmarket gewesen waren. Wir konnten weiter nichts, als schlecht Schöpsenfleisch bekommen. Der Portwein war auch sehr neu. Wir nahmens vor, es Morgen in einem andern Hause zu versuchen.

Hier hört das Tagebuch auf. Den andern Morgen wie mein Freund mich berichtet, kriegte unser lustiger Bruder einen Anfall vom Podogra, und gegenwärtig hat er diese Krankheit im höchsten Grade an sich. Aber ich glaube nicht, daß wir bey dieser Abbrechung etwas verlohren haben, denn die Fortsetzung von dem Besitzer dieses Journals, würde die übrigen Tage der Woche wahrscheinlich nichts mehr enthalten haben, als eine wiederholte Erzählung von seinem Müssiggange und wollüstigen Leben.

Ich hoffe nicht, daß man hieraus den Schluß machen wird, als ob ich durch diese Probe der academischen Lebens-

art, unsere Universitäten dadurch in üblen Ruf bringen wollte. Wenn die Gelehrsamkeit nicht das Wesentliche bey den alten Academicis ausgemacht hat, so bin ich immer noch überzeugt, daß Cambridge und Oxford so sehr sie auch davon abgewichen seyn mögen, dennoch die hohen Schulen in unserer Hauptstadt, und die Gymnasien außer Landes übertreffen werden. Die Anzahl gelehrter Leute ist, an diesen beyden Orten noch sehr beträchtlich, und es giebt daselbst für die Studierenden mehr Bequemlichkeiten und Gelegenheit etwas zu lernen als an andern Orten. Wenigstens findet man doch daselbst einen mächtigen Bewegungsgrund sich auf die Wissenschaften zu legen, ich meine den Schutzgeist des Ortes. Dieser ist eine Art von Gottheit, die jedem Jüngling der eine lebhafte Empfindung und glückliches Genie besitzet, von selbst antreibet, wenn sie bedenken, daß sie sich in den berühmten Mauern befinden, wo ein Hooker, ein Hammond, ein Bacon und ein Neuton den Wissenschaften obgelegen, und sich in der gelehrten Welt so berühmt gemacht haben. Eben dieses erfuhr Cicero, nach seinem eigenen Geständnisse zu Athen, wenn er die bedeckten Gänge betrachtete, wo ein Socrates gelehrt, und die Lorbeerwälder durchstrich, wo Plato seine Lehrsätze vertheidiget hatte. Aber es sind noch andere Umstände von großer Wichtigkeit vorhanden, welche unsre Academien über alle andere Pflanzschulen der guten Erziehung erheben. Ihre Einrichtungen, ob sie gleich etwas von ihrer ersten Einfalt verlohren haben, haben einen ganz besondern Einfluß in die moralische Bildung der Jugend, und bey den jetzigen verkehrten Sitten und gefährlichen Grundsätzen, wird die reine Religion nirgends besser eingepräget als hier. Die Englischen Universitäten, machen ihre dasigen Studierenden tugendhaft, da sie ihnen wenigstens

stens die Gelegenheit zum Laster versperren; und da sie ihnen die Grundsätze der Englischen Kirche beybringen, bestätigen sie dieselben zugleich in den Lehren des wahren Christenthums.

* *

Vier und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 9. December.

Eine Sache auf ihrer schönen Seite einem andern vorzustellen, ist bisher immer die gemeinste und beste Art des Unterrichts gewesen. Es giebt auch in der That keine andere Methode dasjenige zu lehren, wovon der andere noch keinen Begriff hat, als wenn man solche Hülfsmittel dabey gebraucht, die bereits in etwas bekannt sind. Ein Genie das auf diese Weise durch Betrachtung und Nachforschen bereichert wird, daß es immer mannigfaltige Gegenstände vor Augen siehet, wird durch solche bekannte Bilder gar bald geschickt seyn, zu entferntern und tiefsinnigern Wahrheiten überzugehen.

Unter den Vergleichungen, die man zwischen dem Verstande und dem Sinnlichen angestellt, sind einige buchstäblich und wirklich, als zum Exempel zwischen der Mahlerey und Dichtkunst. Beydes sind Künste, die einerley Endzweck haben, und durch eben dieselben Kräfte der Seelen hervorgebracht werden, und sie unterscheiden sich blos dadurch, daß wenn uns die eine Dinge unter natürlichen und beständigen Merkmalen vorgestellt, so thut es die andere durch zufallige und willkührliche Zeichen. Daher ist

auch die eine leichter und allgemeiner zu erlernen als die andere, denn die Gleichheit der Gestalten wird unmittelbar empfunden; die andere aber bedarf schon mehrere, und deutlichere Ideen, denn man hat viele Dinge erdacht und beschrieben, die man nicht gesehen hat.

Andere Vergleichungen sind zufällig, und bestehen blos in der Einbildung, aber sie haben zuweilen durch eine glückliche Verbindung des Fleisses und der Wahl, verschiedene Aehnlichkeiten hervorgebracht. Der thierische Körper bestehet aus vielen Gliedern, welche durch die Seele in Ordnung erhalten werden. Daher nennt man eine gewisse Anzahl Personen, die sich zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke vereinigen, auch einen Körper. Daraus entstehet nun die Vergleichung zwischen den natürlichen und dem Staatskörper, davon man aber, ob es gleich schon so lange für erwiesen angenommen worden, gleichwohl bis hieher keine Endursache hat angeben können.

Ja bey diesen eingebildeten Aehnlichkeiten wird eben dasselbe Wort sehr oft, in seinem eigentlichen und figürlichen Verstande gebrauchet. So wird z. E. die Gesundheit, die man dem Leibe natürlicher Weise zuschreibet, der Krankheit entgegen gesetzt, und in Absicht auf den Staatskörper wird sie als das Gegentheil von der Widerwärtigkeit angesehen. Diese Vergleichungen haben mehr sinnreiches als wahres an sich, die wohl zuweilen gefallen, aber doch niemals recht zur Ueberzeugung führen.

Von dieser Art ist nun auch der seltsame Einfall eines meiner Freunde und sonst tiefsinnigen Philosophen, welcher die artige Entdeckung gemacht hat, daß man die Eigenschaften die zum gesellschaftlichen Umgange erfordert werden, sehr füglich unter einer Schale Puntsch vorstellen könne.

Der

Der Puntsch, sagt dieser tiefdenkende Weltweise, ist ein Trank der aus geistigen und scharfen Säften, Zucker, und Wasser zusammen gesetzt ist. Der flüchtige und feurige Geist, ist das wahre Sinnbild der Lebhaftigkeit und des Witzes. Die Schärfe der Limonien, kann uns die beissenden Stichelreden und bittere Tadelsucht vorstellen. Der Zucker ist das natürliche Bild der süßen Schmeicheleyen, und des angenehmen Wesens, so wie das Wasser ein Bild des leichtsinnigen, unschuldigen und unschmackhaften Gewäsches abgiebt.

Der Spiritus allein ist zum Gebrauche zu stark. Er würde uns eher trunken als lustig machen, und anstatt unsern Durst zu stillen, unser Geblüte mehr erhitzen. So würde durch den Witz, wenn er zu häufig angebracht würde, der Zuhörer in allzuheftige Bewegungen gesetzt werden, als daß er ihm ein wahres Vergnügen machen sollte: jedermann geräth über seine einnehmende Gewalt in einen heiligen Schauer, die ganze Gesellschaft sitzt wie betäubt und entzückt da, alle sind erstaunt, aber kein Mensch vergnügt dabey.

Die scharfen Säfte geben diesem natürlichen Tranke seine völlige Stärke dadurch, daß sie den Gaumen kützeln. Der gesellige Umgang würde bald schläfrig und unschmackhaft werden, wenn die Nachläßigkeit und Trägheit nicht zuweilen, durch einen zu rechter Zeit angebrachten und ernsten Verweis aufgeweckt und lebhaft gemacht würde. Die scharfen Theilchen, wenn man sie nicht mit etwas versetzte, würden nur dazu dienen, das Gesichte zu verzerren und den Geschmack zu verderben. So wird auch ein Mensch, der weiter keine Eigenschaften an sich hat, als nur immer sauer und ernsthaft zu sehen, dessen beständige Beschäfftigung diese ist, Fehler zu entdecken, und sogleich seinen beissenden

Tadel darüber auszulassen, ein solcher Mensch wird gar bald von jedermann gefürchtet, gehasset und vermieden werden.

Der Geschmack des Zuckers ist von Natur angenehm, aber man kann niemals viel auf einmal davon essen. Auf eben diese Weise wird die Sanftmuth und Freundlichkeit bey der ersten Zusammenkunft uns bey jedermann beliebt machen, aber man wird ihrer bald bis zum Ekel überdrüßig, wenn sie nicht mit andern angenehmen Eigenschaften vergesellschaftet sind. Der vornehmste Nutzen des Zuckers bestehet darinne, daß er den Geschmack anderer Säfte mäßigen muß: und ein sanftmüthiges Bezeigen wird auf eben diese Weise, bey den Widersprüchen das Unangenehme versüßen, und einer Wahrheit, die man nicht gerne höret, die Bitterkeit benehmen.

Das Wasser endlich, ist das allgemeine Hülfsmittel wodurch diejenigen Theilchen, die zu unserer Erhaltung und Wachsthume nöthig sind, hinunter in den Magen gebracht werden. Es löschet den Durst, und alle Bedürfnisse des Lebens und der Natur werden durch dasselbe hervorgebracht. Also muß auch der Umgang mit der Welt, mit ungekünstelten und leichten Redensarten unterhalten werden, die weder allzusehr durch die Einbildungskraft ins Erhabene noch durch ein affectirtes Wesen ins Unangenehme fallen, und ohne beissende Satiren und allzusüße Schmeicheleyen mit einzumischen hervorgebracht werden. Durch eine so reine und fließende Sprache wird unsere Neugierde befriediget, und wir werden dadurch zur Kenntniß alles dessen gelangen, was nur ein Mensch dem andern zu seiner Sicherheit und zu seinem Besten sagen kann. Das Wasser ist das einzige von alle dem, woraus der Puntsch gemacht wird, dessen wir uns von den andern abgesondert allein

bedie-

bedienen, und damit zufrieden seyn könnten, wenn nicht die Eitelkeit sich überdieß allerhand künstliche Wasser zu den Bedürfnissen des Lebens hinzugesetzt hätte. So lange wir daher unsere Unwissenheit blos unterrichtet wissen wollen, so lange werden wir auch mit den ungekünstelten Worten vorlieb nehmen, und es ist blos ein Werk des Müssiggangs oder des Stolzes, daß wir uns nach witzigen und schmeichelhaften Unterhaltungen umsehen.

Derjenige wird daher am längsten gefallen, der die Schärfe der Satire, durch den Zucker der Höflichkeit zu mäßigen weiß, und wer die Lebhaftigkeit des Witzes mit der Kaltsinnigkeit eines freundlichen Gespräches zu mischen verstehet, der kann den besten Puntsch für die Gesellschaft machen. Wie sich aber derjenige Puntsch in weit größern Maße trinken lässet, der den größten Theil Wasser hat, so wird derjenige Gesellschafter allemal am meisten willkommen seyn, dessen Rede, auf eine unschuldige Art weitläuftig, aber auch auf eine erlaubte Weise scherzhaft seyn wird. Ich bin rc.

* *

Fünf und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 16. December.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Wenn es schwer ist, den Müssigen zu überreden, geschäfftig zu seyn, so ist es gewiß, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auch nicht leicht, einen Geschäfftigen zu überführen, daß es besser wäre müßig zu

seyn.

seyn. Wenn sie daher sehen werden, daß nichts helfen will die Trägheit zur Bewegung aufzumuntern, so hoffe ich, sie werden ihre Gedanken dahin richten, ein Mittel ausfindig zu machen, wie man die Unruhe einer allzuschädlichen Geschäfftigkeit stillen könne.

Ich bin der unglückselige Mann einer Frau, die alle Waaren zusammen handelt. Sie mag irgendwo gehört haben, daß eine gute Wirthin eine Sache niemals zu der Zeit kaufen müsse, wenn die Noth an den Mann gehet. Diesen Grundsatz führet sie oft im Munde, und noch mehr steckt er ihr beständig im Kopfe. Sie ist nicht eine von den philosophischen Großprahlern, die eine Sache blos überlegen, ohne sie in Ausübung zu bringen, und sich weise Sittenlehren auswendig lernen, um sie bey aller Gelegenheit zu wiederholen. Nein! sie vermehret ihren Vorrath täglich, und wird selten in eine Trödelbude kommen, wo sie nicht etwas antreffen sollte, was sie mit der Zeit einmal brauchen möchte; ja es ist ihr unmöglich, für einem Hause vorbey zu gehen, wo sie höret, daß eine Auction gehalten wird.

Was ihr nur wohlfeil fürkommt, das hält sie für die Schuldigkeit einer guten Haushälterin, es an sich zu kaufen, und vermöge dieses Grundsatzes sind wir auf allen Seiten mit unnützem Hausrathe belästiget. Die Bedienten können kaum mehr zu ihren Betten sich drängen, für lauter alten Kasten und Schachteln die um selbige herum stehen. Der Tischler muß alle Wochen einmal zu uns kommen, die Schränke auszubessern, und die Tische und Bänke feste zu machen, und mein Haus sieht vollkommen einem Schiffe ähnlich, das im Begriff stehet, eine Reise nach den Colonien zu unternehmen.

Ich

Ich hatte es ihr abgemerkt, daß die Zeitungen zuweilen mit Schuld daran waren, deswegen faßte ich den Entschluß, um ihre löbliche Sparsamkeit zum Scheine nachzuahmen, daß die Zeitungen nicht mehr sollten mitgehalten werden. Aber meine Vorsichtigkeit ist vergeblich gewesen, und ich weiß nicht durch was für einen Zufall oder heimliche Bestallungen ihr der Henker alle Verzeichnisse von Meublen in die Hände spielet. Alle Nachrichten von einem neulich eröfneten Waarenlager führet sie in ihrer Schreibtafel, und sie weiß es allemal, ehe noch ein Mensch etwas erfähret, wenn die Güter eines Mannes, der seine Handlung niederleget, um billigen Preis gegen baare Bezahlung zu verkaufen gehen.

Dergleichen Nachrichten sind meiner Frau so reizend, als die Stimme der Sirenen. Weder wichtige Geschäffte, noch Pflicht oder Eigennuz sind im Stande, sie abzuhalten, in die Auction zu laufen, aus der sie allemal mit großer Zufriedenheit über den guten Kauf den sie gethan hat, zurück kommt. Der Hausknecht legt seine Last im Hause nieder, sie zerrt ihre sieben Sachen aus einander, und bringt den Rest des Tages damit zu, daß sie sichs hin und her überlegt, wo sie dieselben hinsetzen will.

Da sie es nicht leiden kann, eine Sache unvollkommen liegen zu haben, so hat sie immer triftige Ursachen, mehr zu kaufen. Sie hat zwanzig Federbetten mehr als sie braucht, und nur erst in der letztern Auction hat sie sich mit einer ziemlichen Anzahl weißer Ueberzüge, ganzer Rollen Leinwand zu Betttüchern, und fünf Matratzen für jedes Bette versehen, die sie deswegen kaufte, weil ihr derjenige der sie erstanden hatte, sagte, wenn sie ihm etwas zugäbe, wolle er ihr selbige um einen billigen Preis ablassen.

Bey

Bey so stündlicher Ueberhäufung wird meine Wohnung immer enger und enger. Das Speisezimmer ist so mit Tischen vollgepfropft, daß das Essen kaum kann aufgetragen werden. Das Putzzimmer ist mit so viel Chinesischen Porcellain aufgeputzt, daß ich kaum bis über die Thürschwelle schreiten kann. In jeden Treppwinkel habe ich eine Uhr, und auf dem obern Saale sind die halben Fenster mit Schränken versetzt.

Doch dies möchte noch so hingehen, ich wollte ihr ihre Neigungen gerne lassen, wenn sie sich nur nicht den meinigen dabey widersetzte. Aber da ich ein wenig faul bin, und gerne was Gutes essen mag, so zwingt sie mich alle Tage eingepöckeltes Fleisch zu essen. Denn sie weiß, daß man allemal Einbuße hat, wenn man eine Sache im Kleinen kauft, daher haben wir ganze Schweine und Viertheile von Ochsen liegen. Manches stinkt schon ehe wirs noch essen, und ein guter Theil wird weggeworfen, weil es gar verdorben ist, und doch bleibt sie bey ihrem Kopfe, nicht um eines Pfennigswerth einzeln zu kaufen.

Es ist sonst ein gemeiner Fehler, bey Leuten die immer mehr zusammen scharren wollen, daß sie dasjenige vernachlässigen, was sie schon besitzen, aber mein liebes Weibchen ist frey von diesem Fehler. Sie sieht sehr genau darauf, daß das Rindfleisch in der Ordnung wie sie es kauft, gekocht werde, und sie wird den andern Sack Erbsen gewiß nicht eher anreissen, als bis der erste aufgezehret ist. Sie läßt jedes Federbette nach der Reihe einlegen, die Teppiche alle Monate ausbürsten, und das Leinengeräthe waschen. Sie forschet fleißig nach den besten Mäusefallen, und räuchert alle Tage die Zimmer aus, die Motten damit zu vertreiben. Sie hält einen Mann, der von Zeit zu Zeit sechs Uhren anrichten muß, die niemals gehen, und fünf

Braten=

Bratenwender ausputzen, die in der Kammer stehen und verrosten. Und eine gewisse Frau in der nächsten Straße lebt blos davon, daß sie das Kupfer und Zinn scheuert, welches sie hernach hinleget, damit es wieder schmutzig werden könne.

Bey dem allen glaubt sie immer noch, daß wir zu seiner Zeit alles brauchen werden, was sie zusammen kauft. Sie hat vier große Spiegel, die sie aber in ihrem Hause nicht aufhängen kann, weil die Zimmer zu klein und zu niedrig sind, und sie giebt jährliche Zinse für einen großen küpfernen Kessel, der in einem Packhause steht, weil sie, wenn wir leben sollen, noch selber Bier zu brauen gedenket.

Ich bin dieses Leben schon längst überdrüssig, und weiß gleichwohl nicht wie ich es ändern soll. Alle verheyrathete Männer geben mir den Rath, ich müßte Geduld haben: aber einige alte Junggesellen sind der Meinung, weil sie sie die Auctionen so sehr liebte, sollte sie mit ihren eigenen Sachen eine anstellen, und ich bin es nicht übel Willens, einmal ihren ganzen Kram zu nehmen, und eine Auction davon zu machen. Ich bin

Mein Herr,

ihr gehorsamer Diener

Peter Reich.

Sechs

Sechs und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 23. December.

Die großen Hindernisse, die sich unserer Gemüthsruhe entgegen stellen, haben wohl alle ihren zureichenden Grund, aber es fehlet uns an kräftigen Mitteln darwieder. Wir haben alle einerley Begierden, aber wie wir dieselben vollkommen erfüllen können, das wird allzeit überaus streitig bleiben. Der Hauptendzweck der bürgerlichen Verfassung ist die zeitliche, und in der Religion ist es die ewige Glückseligkeit. Hierinne kommen wir allesammt überein, aber wir trennen uns alsbald wieder, wenn es darauf ankommt, zu zeigen, wie man bey der unendlichen Verschiedenheit der Leidenschaften und unserer Begriffe, wenn beyde zusammen genommen werden, alle mögliche Regierungsformen und Religionsverfassungen, prüfen und bewähren könne.

Cumberland sagt, daß die Richtigkeit einer Sache, wenn sie auf unsre Handlungen und Urtheile angewendet würde, blos im figürlichen Verstande zu nehmen sey. Und daß, wie eine grade Linie uns den kürzesten Weg, von einem Punkte zum andern beschreibet, auch eine Handlung ihren Endzweck durch die kürzesten Mittel müsse zu erreichen suchen. Und auf gleiche Weise wird eine richtige Meinung diese seyn, welche die entfernten Wahrheiten; auf dem kürzesten Wege der dazwischen liegenden Sätze verbindet.

Den nächsten Weg also, von einer Wahrheit zur andern, und von einem Satze zum andern zu finden, ohne

mehr Mittel dabey anzuwenden als nöthig sind, und das nicht erst durch Umwege zu suchen, wozu wir den graden Weg vor uns haben, dies ist ein deutlicher Beweis eines gesunden und wackern Verstandes, der weder durch eine allzugroße Unwissenheit geschwächt, noch durch allzuweitläuftige Gelehrsamkeit überladen ist.

Aber es giebt Leute, die es dem Character eines grossen Geistes gemäß zu seyn glauben, gemeine Sachen auf eine ungewöhnliche und außerordentliche Art zu verrichten, wie etwa Hudibras die Uhr auf algebraisch zählte, oder wie jene Dame in Youngs Satiren, auf eine ganz besondere Weise Thee zu trinken pflegte. Sie verlassen die gebähnte Straße, blos weil sie allzu bekannt ist, und nehmen einen neuen Weg, so rauh und höckericht er auch ist, weil man denselben erst kürzlich ausfündig gemacht hat.

Man redet sonst und schreibt etwas, um verstanden zu werden, und es wird sich nicht leicht zutragen, daß derjenige, der sich selbst verstehet, seine Begriffe nicht auch andern sollte mittheilen können, wenn er nicht bewundert zu werden verlanget, sondern zufrieden ist, wenn man ihn nur verstehet. Sobald aber einer anfängt, darauf zu sinnen, wie man seine Gedanken nicht zum Besten des Lesers, sondern zu seinem eigenen Ruhme verstehen möge, sobald wird er auch aus einzeln Worten ganze Sätze, und aus einzeln Sätzen ganze Perioden machen; aber je zierlicher ers macht, desto unverständlicher wird er auch werden.

Es ist überaus schwer, alle Arten von Schriftstellern anzugeben, deren Werke in diesem Stücke gefehlet haben. Ich würde hier die weitschweiffigen Gelehrten anführen müssen, die jeden Gedanken durch so verschiedene Ausdrücke zu erweitern wissen, daß sie endlich wie Wasser im Nebel

verfliegen. Ich müßte diejenigen erwähnen, die immer viel Wichtiges zu sagen haben, und einen Satz auf den andern häufen, die wie ein ungearbeitetes Silber mehr Gewicht als Nutzen haben. Nicht zu gedenken die freygebigen Anmerkungsmacher, die mit einer Menge Beyspielen und Gleichnissen erläutern wollen, was einem schon im Vortrage selbst deutlich genung war; oder die stattlichen Philosophen, die mit lauter mathematischen Gründen etwas beweisen wollen, woran noch kein Mensch jemals zu zweifeln begehrt hat.

Man hat noch überdies eine gewisse Art zu schreiben, die von den Meistern in der Redekunst meines Wissens noch keinen Nahmen erhalten hat. Ich meine diejenige Schreibart, wodurch die deutlichsten Wahrheiten so dunkel gemacht, und die gemeinsten Sätze so verstellt werden, daß man sie ohnmöglich einsehen oder erkennen kann. Jede andere Art der Wohlredenheit hat ihre eigene Kleidung, die gleich in die Sinnen fällt, aber diese ist nur eine Masque, hinter welcher sich ein ächter Meister in dieser Kunst so artig zu verstellen weiß, daß es eben so leicht möglich ist, seine eigenen Grundsätze in dieser Verkleidung zu verkennen, als man zuweilen auf der Redoute seinen besten Freund vorbeygehen kann, ohne ihn zu kennen.

Man könnte ihn daher den Nahmen der erschrecklichen Schreibart geben, denn ihre vornehmste Absicht ist Schrecken und Erstaunen zu erregen; oder man möchte sie die abscheuliche heissen, denn ihre natürlichste Wirkung ist, dem Leser einen Abscheu beyzubringen. Am allerbequemsten könnte man ihn auf gut deutsch den Popanzstyl nennen, denn er hat mehr schreckhaftes als wirklich gefährliches an sich, und je näher man ihn betrachtet, desto weniger fürchtet man sich für ihm.

Eine Mutter sagt zum Exempel, ihrem Kinde, daß zwey mal zwey vier macht. Das Kind merkt sich den Satz, und kann bey allen Vorfällen bis auf viere zählen. Aber hernach wird das Kind, der Erziehung eines Weltweisen übergeben, der ihm gegen seinen vorigen Begriffen einen Ekel beybringen will und ihm saget: viere sey ein gewisses Aggregat von Einheiten. Denn alle Zahlen wären bloße Wiederholungen einer Einheit, die, ob sie gleich die Zahl selbst nicht ausmachte, gleichwohl der Vater, der Stamm oder Ursprung aller Zahlen sey; und der Nahme viere, bezeichnete eine gewisse Anzahl solcher Wiederholungen. Kein Wunder wäre es wohl, wenn das Kind gleich beym ersten male, wenn es diese fürchterliche Töne höret, auf und davon liefe; aber nur Geduld, wenn es Herze genung hat zu warten, bis der Schluß kommt, so wird es finden, daß nach aller tiefsinnigen Demonstration, zwey und zwey immer noch viere macht.

Ein überaus merkwürdiges Beyspiel dieser Art findet man in den Briefen für den Verstand. Der Verfasser fängt an zu erklären, daß die verschiedenen Gattungen der Dinge, eingetheilt würden, in Dinge die jetzo sind, die gewesen sind und seyn werden, und diejenigen Dinge die nothwendig sind. In diesem Satze ist nichts, ausgenommen in den letzten Worten, wo er sich ein wenig der scholastischen Sprache bedient, das nicht jedermann schon gehört hat, und von selbst zu wissen glaubet. Aber wer sollte sichs wohl einbilden, daß dem Verstande darinne eine wunderseltsame Neuigkeit vorgestellt würde, wenn er nun in einem vollkommenen Popanzstyl fortfährt: daß die Seyenden im ersten Verstande genommen, Dinge sind, die zwischen den Gewesenen und Seynwerdenden grade mitten inne liegen. Die Gewesenen sind Dinge die vorbey sind. Die Seynwerdenden aber sol-

che die noch kommen sollen; und die Seyenden im letztern Verstande sind Dinge die nicht gewesen sind, noch seyn werden, noch auch unter denen sich befinden, die vor ihnen gewesen sind oder nach ihnen kommen werden. Diejenigen Dinge die gewesen sind, und die seyn werden, beziehen sich auf das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige. So auch diejenigen die itzo sind, können an mehr als an einem Orte seyn, z. E. das was hier ist, ist auch eben dasjenige, was in Osten oder Westen zu gleicher Zeit ist.

Alles dieses klingt sehr fremde, aber so fremde es auch scheint, so ist es doch nichts neues: Man darf nur diese wunderlichen Sätze noch einmal übersehen, so wird man befinden, daß sie nichts weiter in sich enthalten, als die deutlichsten Wahrheiten, die jedermann, ehe dieser Verfasser auftrat, mit ungekünstelten Worten vorgetragen und verstanden hat.

****

Sieben und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 30. December.

Diejenigen, welche mit Schmelzung und Zubereitung der Metalle zu thun haben, behaupten, daß man das Eisen überall antreffe: und daß man es in seiner eigentlichen Gestalt nicht nur reichlich in den Eisengewerken unter der Erde finde, sondern daß seine kleinen Theilchen durch alle andere Körper zerstreut wären.

Könnte man mit menschlichen Augen die ganze Einrichtung des Weltgebäudes übersehen, so glaube ich, man würde es als eine unläugbare Wahrheit finden, daß die Vorsehung uns allemal dasjenige im größten Ueberflusse gegeben,

geben, was wir am nöthigsten im gemeinen Leben brauchen, und das uns nichts versagt worden oder in geringerm Maße geschaffen sey, das bey einer freygebigern Austheilung oder auch leichtern Erwerbung, unsere wahre und wesentliche Glückseligkeit zu vermehren dienlich wäre.

Das Eisen ist sehr gemein, und das Gold seltsam. Aber das Eisen trägt so viel bey, die Bedürfnisse der Natur zu ersetzen, daß der Gebrauch desselben allein den Unterscheid zwischen einer wilden und gesitteten Lebensart bestimmet, und den Zustand desjenigen, der in den europäischen Pallästen schlummert, weit glücklicher macht, als desjenigen, der sich in den Hölen der Felsen für dem nächtlichen Froste und den heftigen Stürmen zu verbergen sucht. Das Gold kann nimmermehr zu Sägen und Aexten abgehärtet werden, es taugt weder zu Handwerksgeräthe noch zum Ackerbaugeschirre, noch zu Kriegswaffen. Seine einzige Tugend ist der Schein, und der Werth desselben kömmt blos von seiner Dichtigkeit her.

Eben so sind in dem natürlichen und sittlichen Leben, die Nothwendigkeiten desselben mit dem Eisen, und das Ueberflüßige dabey, mit dem Golde zu vergleichen. Was wir wirklich benöthiget sind, ist sehr leichte zu haben, so leichte, daß der größte Theil der Menschen, aus Liebe zum Ueberfluß, die natürlichen Begierden durch die Kunst vermehret und sich allerhand Nothwendigkeiten ausgedacht hat, weil die Seele nicht gerne unwirksam ist, und das Leben mit so wenig Mühe unterhalten werden kann, daß sie sich, um nicht müßige Zeit zu haben, auf eine andere Weise haben helfen müssen.

Und so ist der Ueberfluß die wahre Ursache unserer Bedürfnisse geworden, daß sogar die Armuth, die unter den gesittesten Völkern häufig genung angetroffen wird, den

veränderten Sitten, welche die Begierde nach Reichthum eingeführet, ihren Ursprung zuzuschreiben hat. Die Natur macht uns arm, blos weil uns die nöthigen Bedürfnisse des Lebens fehlen, aber nach der heutigen Welt heißt derjenige schon arm, der nicht im Ueberflusse sitzet.

Wenn Socrates für einen Kramladen vorbey gieng, der mit allerhand Spielwerken und Zierrathen ausgeschmückt war, so rief er aus: **Wie viel Dinge sind hier vorhanden, die ich nicht nöthig habe.** Und so möchte ein jeder sagen, der die gemeinen Bedürfnisse des Lebens ansiehet.

Der Ueberfluß führet allezeit gewisse Beschwerden mit sich. Nahrung für seinen Leib zu erhalten, ist sehr leicht, aber seinen Gaum lüstern zu machen, wenn der Magen satt ist, dazu wird schon mehr Kunst erfordert. Man kan mit leichter Mühe Mauren aufrichten, Häuser bauen, und Zimmer anlegen, und sich mit alle demjenigen versehen, was zur Bedeckung und Sicherheit erfordert wird; aber wir müssen auch noch feinere Künstler haben, die uns allerhand Säulenwerk schnitzen, und unsere Zimmer ausmahlen. Solche Kleidung als wir nöthig haben unsere Körper für der abwechselnden Witterung zu verwahren, sind die dümmsten Völker im Stande zu machen, aber wo der Ehrgeiz gern von andern unterschieden seyn will, wo die Moden veränderlich sind, und wir es einander in der Pracht zuvorthun wollen, da müssen uns die Werke der Kunst zu Hülfe kommen. Das Getrayde wird mit leichter Feldarbeit erzeuget, aber die Gärtnerkunst wird auch dabey angewendet, uns schmackhafte Früchte und schöne Blumen zu liefern.

Selbst in der Gelehrsamkeit sind diejenigen Sachen am leichtesten zu erlernen, die wir am meisten brauchen. Die menschliche Gesellschaft würde ohne eine zierliche Spra-

che bestehen, aber die Figuren, das Critisiren und die Spiele des Witzes sind einzig und allein das Werk müssiger Menschen, die sich selbst zur Last sind. Die Handlung kann in der ganzen Welt durch das leichte Mittel der Rechnung betrieben werden, Spitzfündigkeit und Tiefsinn aber werden nur da erfordert, wo man schwere Aufgaben erfindet, und große Rechnungen machet, die weiter zu nichts dienen, als den andern verwirrt zu machen, oder höchstens seine Geschicklichkeit im Rechnen zu zeigen. Die Sonne theilt ihr Licht in gleichem Maße sowohl demjenigen mit, welcher glaubt, daß sie sich bewege, als dem, nach dessen Meinung sie stille stehen soll, und die Pflanzen wachsen in eben dem Ueberflusse fort, wir mögen behaupten, daß entweder die Erde oder das Wasser das meiste zu ihrem Wachsthume beytrage.

Ja wenn wir unsere Gedanken auf edlere Gegenstände richten wollen, so werden wir finden, daß das nützliche allezeit mit einer gewissen Leichtigkeit dasselbe zu erhalten, verbunden sey. Die Menschen können tugendhaft leben, ohne erst von den Sittenlehrern die Bestimmung des Wesens einer Tugend zu erwarten, und unsere Pflichten werden immer nach gewissen Grundsätzen verrichtet, wenn uns gleich ihre Grund- und Endursachen niemals bekannt gemacht würden. Ein Mensch kann sein Leben der Religion gemäß einrichten, ob ihm gleich der Unterschied zwischen den Thomisten und Scotisten unbekannt ist, und die Vertheidiger der Gnadenwahl und des freyen Willens, so verschieden sie auch in ihren Reden sind, stimmen in ihren Handlungen vollkommen mit einander überein.

Ich verlange eben dadurch keinesweges, daß man die schönen Künste und höhern Wissenschaften schlechterdings verachten solle. Denn diese Wißbegierde die allemal eine

Folge der Ruhe und des Ueberflusses ist, soll uns ohnstreitig statt eines Beweises dienen, wie wenig wir in unsrer gegenwärtigen Verfassung fähig sind, unsere Begierden zu befriedigen, und daß wir auf einen bessern Zustand uns vorbereiten sollen, wo für unsere Seele unendliche Vergnügungen aufbehalten werden, die mit unsern Kräften dasselbe zu genießen, vollkommen übereinstimmen. Unterdessen wollen wir diejenige Liebe des Schöpfers mit Dank erkennen, der uns unsre Bequemlichkeiten um einen so leichten Preiß verschaffet, der die Jahrszeiten verändert, ehe wir noch die Natur der Hitze und Kälte untersucht haben, und Tag und Nacht immer abwechseln lässet, wenn wir auch niemals die beyden Wendezirkel gekannt, oder uns um den Lauf des Gestirns bekümmert hätten.

* *

Acht und dreyßigstes Stück.

Sonnabends, den 6. Januar.

Seint dem letztern Schreiben, daß wir wegen der elenden Umstände derjenigen bekannt gemacht haben, die von ihren Gläubigern in finstere Kerker eingeschlossen worden, hat man eine Untersuchung darüber angestellt, und gefunden, daß gegenwärtig mehr denn zwanzig tausend Menschen ihrer Schulden wegen im Gefängnisse sitzen.

Wir sehen oft solche Dinge, die nach und nach sich zutragen, mit sehr gleichgültigen Augen an, worüber wir doch, im Ganzen betrachtet, nicht wenig erstaunen würden. Ein Schuldner wird in das Gefängniß geschleppet, wir sehen es, bedauren

bedauren ihn auf einige Augenblicke, und bald ist er wiederum vergessen; ein anderer folgt ihm nach, und kommt eben so geschwind wieder in Vergessenheit. Aber wenn wir uns die ganze Summe auf einmal vorstellen, wenn zwanzig tausend vernünftige Wesen in einem unnöthigen Elende schmachten müssen, worein sie nicht die Schwachheit ihrer Natur, sondern eine übelverstandene oder vernachläßsigte Policey gebracht hat, wer wird da nicht Mitleid und Erbarmung, Verwunderung und Entsetzen fühlen müssen.

Es bedarf hier keines rednerischen Eifers. Wir leben in einem Zeitalter wo die Handlung und Rechenkunst aufs höchste gestiegen ist. Nun laßt uns einmal mit kaltem Blute nachrechnen, wie viel Schaden die Einsperrung der Schuldner dem ganzen Lande verursacht.

Nach der gemeinsten Ausrechnung erstrecket sich die Anzahl der Einwohner in England ohngefähr auf sechs Millionen, wovon zwanzig tausend den dreyhundertsten Theil ausmachen. Was sollen wir nun noch von der Menschenliebe und Klugheit einer Nation urtheilen, die allemal unter drey hundert Personen freywillig einen Menschen einem langwierigen Elende aufopfert.

Das Unglück einer einzelen Person, hat eben nicht allezeit einen Einfluß auf die übrigen, aber wenn wir die Bande der Blutsverwandschaft und anderer Freundschaft in Erwägung ziehen, wenn wir überhaupt annehmen, daß die allgemeinen Pflichten der gemeinschaftlichen Hülfe, einen Menschen dem andern werth oder nothwendig machen, so kann man sicher voraus setzen, daß ein jeglicher von denen die im Gefängnisse stecken, wenigstens zwey andere, die ihn lieben oder nöthig haben, mit unglücklich machet. Rechnet man nun diese Elenden zusammen, so sehen wir, daß der hundertste Theil der Nation darunter leidet.

Wenn wir nun weiter auf einen jeden Tag nur einen Schilling rechnen wollen, der entweder wegen des Unvermögens, etwas zu erwerben, verlohren geht,, oder auch was ein jeder der wider seinen Willen müssig gehen muß, zu unterhalten kostet, so wird die Summe des Verlusts in einem einzigen Jahre dreymal hundert tausend Pfund, und in zehn Jahren über den sechsten Theil unserer ordentlichen Einkünfte betragen.

Vielleicht werden auch diejenigen, denen die Beschaffenheit unser Gefängnisse besser bekannt ist, mir eingestehen, daß meine Muthmaßung der Wahrheit ziemlich nahe komme, wenn ich voraussetze, daß das kränkende Aergerniß, der nagende Kummer, die üble Luft, der Mangel der Bewegung, und zuweilen auch der Speise, die ansteckenden Krankheiten, denen nicht abgeholfen wird, die Grausamkeit der Gefangenenwärter, denen man nicht widersprechen darf, und alle diese Schrecknisse des Kerkers zusammen genommen, des Jahrs, wenigstens einen gegen viere wegraffen, denen man mit Fleiß die gemeinsten Gemächlichkeiten des Lebens versaget hat. Auf diese Weise sterben jährlich fünf tausend Menschen, die für Kummer, Hunger und Unflath elendiglich umkommen müssen. Und die meisten in der besten Blüthe ihrer Jahre, eben da sie der Welt noch am meisten hätten nutzen sollen. Denn Leichtsinn und Unvorsichtigkeit trifft man gemeiniglich bey jungen Leuten an, und die am meisten Geschäffte haben sind selten über ihre besten Jahre hinaus.

Es ist bekannt, daß nach der allgemein angenommenen Regel, da jährlich einer von dreyßigen sterben soll, das menschliche Geschlecht so zu reden, alle dreyßig Jahre wieder verjüngt werden müsse. Wer würde es sich also bisher haben einbilden sollen, daß in England jedes Manns-

alter

alter hundert und funfzehn tausend Menschen in unsern Gefängnissen umkämen, und daß in einer Zeit von hundert Jahren, eine Nation, die wegen ihrer vorzüglichen Gelehrsamkeit, vortreflichen Handlung und guten Regimentsverfassung so berühmt ist, eine Summe von fünfmal hundert tausend ihrer Einwohner freywillig in garstigen Kerkern einbüßen sollte. Eine Zahl, die weder durch Krieg noch Pestilenz, in eben diesem Zeitraume höher anlaufen kann.

Nur erst kürzlich hat sich ein Zufall ereignet, der uns schon auf den Werth so vieler Menschen, die wir auf eine so schändliche Weise unbrauchbar machen, Achtung zu geben lehren sollte. Da wir nemlich die Landmiliz wieder aufrichteten, so schienen uns zwanzig tausend Mann schon im Nothfalle hinlänglich zu seyn. Nun bedenke man, ob wir nicht eben dadurch, daß wir zwanzig tausend Menschen im Gefängnisse sitzen haben, zwey Drittheil wenigstens einer Armee die wir zur Vertheidigung unsers Landes für hinreichend genug ersehen, ungebraucht in finstere Kerker einschließen lassen.

Man hat sonst die Einrichtungen des Mönchslebens sehr oft getadelt, als ob sie die Vermehrung des menschlichen Geschlechts verhinderten. Es ist auch wahr, dergleichen Absonderungen sollten nur selten erlaubt seyn, ausgenommen blos denjenigen, die sich mit abstrakten Wissenschaften abgeben, und ob sie gleich einsam leben, doch auch nicht müssig dabey gehen. Nur denen könnte man es vergönnen, die wegen ihrer Gebrechlichkeit zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt untauglich wären, oder die das Ihrige zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft schon beygetragen hätten, und da sie genug für andere gelebt, könnte ihnen schon frey stehen, mit Ehren für sich selbst leben zu können. Aber so groß auch das Uebel oder die Thorheit

bey

bey dergleichen Absonderungen seyn mag, so haben gewiß diejenigen am allerwenigsten Ursache, sich darüber aufzuhalten, deren Gefängnisse eine größere Anzahl Menschen in sich fassen, als alle Klöster in unserm Lande zusammen genommen. So viel ist allemal gewiß, es ist nicht so thöricht und strafbar, die Unthätigkeit zulassen, als einen mit Gewalt dazu zwingen; es kann eher hingehen, sich mit einer eingebildeten Glückseligkeit schmeicheln, als die Menschen zu einem gewissen und augenscheinlichen Elende verdammen; und ich würde zehnmal lieber den Ausschweifungen einer solchen Frömmigkeit nachsehen, als die Gelegenheit zu offenbaren, Gottlosigkeiten vervielfältigt und eingeführt zu wissen.

Denn die Beschwerlichkeiten, die man im Gefängnisse ausstehen muß, sind noch lange nicht das einzige Uebel, das sie zu erdulten haben. Alles mögliche Verderben, das nur immer die Armuth und Bosheit hervorbringen kann, wird man daselbst beysammen antreffen. Die unverschämtesten und abscheulichsten Laster kommen da zum Vorschein, welche nur immer die Schande, der Mangel und die Verzweiflung, die solche Leute zu unverschämten, rasenden und boshaften Menschen machet, aushecken kann. Im Gefängnisse fällt alle Furcht für den Leuten weg, und aller Zwang der Gesetze wird verachtet. Ein liederlicher steckt den andern an, und ein frevelhafter verstockt den andern. Jeder sucht sich so gut er kann seinen Schmerz zu vertreiben, und bemüht sich an andern das auszuüben, was ihm selbst geschicht, und sucht die Freundschaft seiner Cameraden dadurch zu gewinnen, daß er ihnen in ihren Sitten gleich wird.

So stürzen sich einige mitten in ihrem Elende in Abgrund, und andere überleben es blos die Gottlosigkeiten

fortzupflanzen. Es wäre daher zu wünschen, daß unsere Gesetzgeber uns endlich einmal von diesen Gewaltthätigkeiten befreyten, welche machen, daß so viele jämmerlich umkommen müssen, und einer den andern verderbet. Sollte es aber ja nicht möglich seyn, ein Mittel zu finden, wie man diesen alten eingewurzelten Uebel, in unserm Zeitalter, welches durch gute Policeyordnungen, so weit über die vorigen Zeiten erhaben ist, abhelfen könnte, so sollten alle diejenigen, welche in ihren Schriften die Sitten und den Verstand ihrer Zeitgenossen bilden wollen, künftighin bemühet seyn, die Schande welche mit einen so harten Gefängnisse verknüpfet ist, von dem Schuldner auf seinen Gläubiger zu wälzen, damit ein allgemeiner Schimpf diese Bösewichter treffe, die aus Muthwillen und eitler Rachsucht, sich der Gewalt anmaßen, andern die entsetzlichsten Qualen und ihren Untergang zu bereiten. Sie sollten als wahre Menschenfeinde durch die ganze Welt verfolget werden, und in keinem Lande für Spott und Verachtung mehr sicher seyn.

Und gewiß, ein Mann, dessen Schuldner im Gefängnisse umkommt, wird, wenn er sich auch von einem vorsetzlichen Morde frey sprechen könnte, dennoch zuletzt ein böses Gewissen haben müssen, wenn er bedenkt, wie viel ein anderer seinetwegen gelitten habe, wenn er die Witwen ansieht, die den Tod ihres Mannes beseufzen, und die hinterlassenen Kinder sich das Brod betteln müssen, das ihnen ihr Vater hätte erwerben können. Sollte es noch Menschen geben, die der Geiz und die Unmenschlichkeit so verstockt gemacht, daß sie diese traurigen Folgen ohne Rührungen des Schreckens und Mitleids überdenken können, so muß ich sie einer höhern Macht überlassen, sie aufmerksam zu machen, denn ich schreibe nur für menschliche Seelen.

* *

Neun und dreyßigstes Stück.
Sonnabends, den 13. Januar.

An den Müßiggänger.

Mein Herr!

Da niemand fleißiger auf die Leute Achtung zu geben gewohnt ist, als diejenigen, die nichts zu thun haben, oder nichts thun wollen, so glaube ich gänzlich, sie müssen es ebenfalls gemerkt haben, daß die Armspangen, eine Zierrath die schon sehr alt ist, seit einigen Jahren unter unserm Englischen Frauenzimmer wieder Mode geworden sind.

Man sagt, ich weiß aber nicht warum, daß das Genie unserer Nation mehr zum Nachahmen als Erfinden aufgelegt sey. Es ist wahr, die Armspangen sind in den ältesten Jahrhunderten schon bekannt gewesen: sie bestanden aber ehemals blos aus einem Klumpen Golde, oder einer Menge Edelsteine, die weiter nichts als die Eitelkeit oder den Reichthum derjenigen, die sie trugen, anzuzeigen dienten, bis endlich unsre Damens, seitdem sie Gemählde an ihren Armen zu tragen angefangen, ihre Kleinodien zu Werken des Witzes, und Uebungen der Einbildungskraft gemacht haben.

Diese Vermehrung der äußerlichen Pracht, ist einer von den unzählbaren Beweisen, daß das weibliche Geschlechte, an Gelehrsamkeit seit kurzen gewaltig zugenommen habe. Und ich schätze es mir für ein besondres Glück, daß ich zu einer solchen Zeit in die Welt gekommen, wo diejenigen,

jenigen, von denen ein großer Theil der menschlichen Glückseligkeit abhängt, eben sowohl zu denken als zu reden gelernt haben, und daß uns nun auch durch unsere Ohren eine Hochachtung gegen sie eingeprägt wird, wenn das Auge sich an ihrer Schönheit erlustiget.

Ja ich habe angemerkt, daß sogar unter ihrem eigenen Geschlechte, diejenigen Damen einstimmig für die artigsten gehalten werden, die es sich für keine Schande achten gelehrt zu seyn. Daher habe ich mir fürgenommen, ihnen einige Muster zu dergleichen Armspangen vorzulegen, ohne daß ich etwa dabey das Schicksal des Orpheus werde zu befürchten haben.

Für diejenigen Frauenzimmer, die es im Gebrauch haben, die Bildnisse ihrer Männer, Kinder, oder eines ihrer nahen Anverwandten zu tragen, weiß ich nichts, das sich besser und eigentlicher für sie schickte anzugeben. Es ist vernünftig zu glauben, daß sie die Absicht dabey haben, wenigstens ihrer Pflicht ein Genüge zu leisten, wenn sie einen beständigen Denkzettel an sich tragen, dabey sie sich ihrer erinnern, und auf ihrer Hut seyn können, damit ihnen nicht ihre eigenen Zierrathen jeden Fehler vorrücken, und sie durch offenbare Beleidigung ihrer Treue zugleich ihr Armband beschimpfen möchten.

Doch ich weiß eben nicht, ob es für den Mann auch vortheilhaft seyn möchte, allzu ernstlich einen Platz auf den Armspangen zu begehren. Wenn sein Bildniß nicht im Herzen ist, so wird es wenig nützen dasselbe an die Hand zu hängen. Ein Mann mit Diamanten und Rubinen eingefaßt, wird zwar Hochachtung, aber keine Liebe zu wege bringen. Und wer seine Frau am sichersten zu haben glaubt, der muß sich in Acht nehmen, sie beständig mit seiner Gegenwart zu belästigen. Das einzige Vergnügen

des

des Lebens ist die Veränderung, die zärtlichste Liebe muß daher durch kleine dazwischen kommende Trennungen, nur desto feuriger gemacht werden, und die treuste Frau wird es endlich überdrüßig, wenn sie nur immer ihre Augen von dem Manne wieder auf sein Bildniß werfen soll.

In manchen Ländern kennt man den verschiedenen Stand der Frauenzimmer an ihrer Kleidung. Die Verheyratheten unterscheiden sich durch eine gewisse ehrbare Tracht, deren sich die Unverehlichten nicht bedienen dürfen. Ein gleiches Merkmal könnten daher die Armspangen abgeben, wenn die Frauenzimmer sich selbst in verschiedenen Classen vertheilen, und die Kennzeichen ihres Ordens für jedermanns Augen tragen müßten. Eine Autorin könnte die neun Musen in einem Lorbeerwäldgen auf ihren Armbande tragen; eine wirtschaftliche Hausfrau, das Bild der Penelope mit ihrer Nährahme. Die sich dem ehlosen Leben gewidmet hätte, könnte die heilige Ursula mit dem eilf tausend Jungfrauen zum Sinnbilde wählen; eine Spielerin das Glück mit dem Rade. Und diejenigen Frauenzimmer, welche ganz und gar keinen Character haben, dürften weiter nichts als ein weiß emaillirtes Feld gebrauchen, damit anzuzeigen, daß sie den leeren Platz gerne mit etwas ausgefüllt haben möchten.

Es giebt noch eine Art Frauenzimmer, die schon alle thierischen Vergnügungen überlebt haben, und weil sie nichts vernünftiges an deren Stelle zu setzen wissen, sich mit Kartenspielen über den Verlust desjenigen trösten, was ihnen die Zeit genommen, und den Mangel dessen dadurch zu ersetzen, was ihnen die Wissenschaften, um die sie sich eben nicht sehr beworben, niemals gegeben hatten. Für diese weiß ich in der That keine schickliche Zierrath zu erfinden.

Unter

Unter die Spielerinnen kann man sie nicht rechnen, denn ob sie gleich beständig spielen, so spielen sie um nichts, und haben sich nie darum beworben, etwas zu wagen, oder ihre Geschicklichkeit darinne sehen zu lassen. Sie sind nicht verliebt und werden auch nicht geliebt, daher kann ich kaum glauben, daß sie an der Betrachtung eines menschlichen Bildnisses eben viel Vergnügen finden würden. Gleichwohl aber wollen sie doch artig seyn, ob sie sichs gleich niemals in Sinn kommen lassen dürfen, daß sie jemand gefallen werden, sie müssen daher doch auch ein Armband haben. Diesen artigen Schwestern kann ich daher weiter nichts anpreisen, das ihnen etwa noch gefallen könnte, als den Treffle König, von einem lieblichen und majestätischen Ansehen, den sie niemals werden betrachten können, ohne das Andenken an eine vergangene oder künftige Parthie aufzuleben, und den sie beym Kartegeben, mit besonderer Anmuth und Geschicklichkeit vorzeigen können.

Das beste Armband unter allen, welches am bequemsten zum allgemeinen Gebrauche sollte eingeführt werden, ist ein kleiner runder Spiegel, darinne sich das Frauenzimmer allemal selbst sehen könnte, wenn sie die Hand aufhübe. Dies würde zu manchem Vergnügen Anlaß geben. Die andern Zierrathen sind blos für die öffentlichen Gesellschaften eingerichtet, aber dieses würde ihnen auch, wenn sie allein sind gute Dienste leisten. Sie würden daraus sehen können, welches Gesichte am besten gefällt. Welche von vielen Bewunderern umringt würde, trüge sodann überall etwas bey sich, womit sie diesen allgemeinen Zuruf rechtfertigen könnte; und diejenige, die man ohnbemerkt vorbeygienge, würde sich allemal von dem Vorurtheile auf ihre eigenen Augen berufen können.

Aber ich weiß nicht, warum es dem Frauenzimmer allein erlaubt seyn sollte, dergleichen Armbänder zu tragen, da sie doch vor alten Zeiten ebenfalls von den Männern im Kriege auch gebraucht worden sind. Da sich nun unsere heutigen Soldaten durch ihre äußerliche Kleidung unterscheiden, so würde ich mich überaus freuen, wenn ich sehen sollte, daß ihnen außer den Bandschleifen auf den Hüten, auch noch der Armbänder sich zu bedienen frey stünde.

In Hoffnung, daß man diese neue Zierrathen einführen wird, habe ich schon einige solche Armbänder für den Soldatenstand ausgedacht. Keine Leidenschaft ist heroischer als die Liebe, wenn daher künftig unsere Trouppen ins Feld rücken werden, so würde mir es sehr lieb seyn, wenn jeder das Bildniß eines vornehmen Frauenzimmers, welchem er aufwartet, an die Hand binden wollte. Da es aber unter der Armee mehr als irgendwo, Leute genung giebt, die niemanden als sich selbst lieben, oder die kein Frauenzimmer kriegen können ihm aufzuwarten, so muß man freylich andere Unterscheidungszeichen und Sinnbilder erdenken.

Ich habe einmal gelesen, daß ein gewisser Prinz, als er eine Stadt verlohren hatte, befahl, man sollte ihm den Nahmen derselben alle Morgen in die Ohren schreyen, so lange bis er sie wieder haben würde. Zu eben dem Ende möchten manche unserer Feldherren, meines Erachtens, den Prospect von Minorca an ihrer Hand tragen. Andere könnten sich selbst, und ihren Landsleuten ein Vergnügen machen, wenn sie sich die Lage von Rochefort, wie sich dasselbe von ferne in der See zeiget, mahlen lassen. Und diejenigen, die von den Feldzügen aus Amerika zurück kommen werden, dürfen nur das Fort Frontenac vor-

stellen

stellen lassen, mit der merkwürdigen Beyschrift, daß es in weniger denn drey Jahren, durch weniger denn zwanzigtausend Mann eingenommen worden. Ich bin

Mein Herr! ꝛc.

Thomas Kurzweil.

* *

Vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 20. Januar.

Die Gewohnheit, an die öffentlichen Zeitungsblätter, kleine häusliche Nachrichten hinten anzuhängen, hat sich heutiges Tages allmählich auch unter uns eingeschlichen.

Das Genie zeiget sich am besten durch sinnreiche Erfindungen. Derjenige Mann, der zuerst sich der Gelegenheit bediente, der allgemeine Neugier, die nur Schlachten und Eroberung haben wollte, diejenigen Läden bekannt zu machen, wo das beste Pulver verkauft würde, war ohne Zweifel ein Mann von großer Klugheit und Einsichten in die Neigungen des Menschen. Da er nur einmal die Bahne gebrochen hatte, war es sehr leicht ihm nachzufolgen, und jedermann weiß nunmehr auf eine überaus geschickte Weise, dem Publico allen nöthigen Unterricht zu verschaffen, von alle dem, was sie zu kaufen oder zu verkaufen Willens sind, die Waaren mögen für die Seele oder den Leib gehören, es mögen Kleider oder mathematische Versuche seyn, es mag ein Vormund gerne einen Mündel, oder das Mündel einen Vormund benöthiget seyn.

Was aber schon allgemein wird, das kommt nur allzu leicht in Verachtung. Unsere Nachrichten kommen so häufig, daß man sie sehr nachläßig durchsiehet, und man ist daher genöthiget worden, die Aufmerksamkeit durch grosse Versprechungen, und durch eine Schreibart, die zuweilen hochtrabend, zuweilen auch rührend wird, zu unterhalten.

Das Vielversprechende macht nunmehr die Seele eines Avertissements aus. Ich erinnere mich, von einer Seifkugel gelesen zu haben, die eine sehr wunderbare Eigenschaft hatte, denn sie konnte dem Scheermesser eine ausnehmende Schärfe mittheilen. Und itzo sind gegen baare Bezahlung einige Bettdecken von Pflaumfedern zu verkaufen, die mit den sogenannten Eiderfedern in gar keine Vergleichung zu setzen sind, und dabey so viele Tugenden an sich haben, daß man sie ohnmöglich alle her erzählen kann. Doch wird uns eine davon genennt, nämlich diese, daß sie wärmer als vier oder fünf wollene Decken, und leichter als eine einzige von diesen allen sind.

Es sind auch überdies noch andere, welche auf die Vorurtheile der Menschen recht ausgelernt sind, und den Schein einer sittsamen Ernsthaftigkeit annehmen können. So verkauft z. E. der Mann, der mit allerhand schönmachenden Wassern handelt, unter andern ein künstliches Wasser, welches die Blättergen im Gesichte vertreibt, die Sommersprossen wegbringt, klare Haut, und das Fleisch dichter macht, aber ganz großmüthig setzt er hinzu, um den Verdacht einer Pralerey von sich abzulehnen, daß es einer Frau von funfzig Jahren nicht die Schönheit eines Mädchens von funfzehen Jahren wiedergeben könne.

Und

Und wem muß nicht jene wahrhaftig rührende Nachricht nachdrücklich zu Herzen gegangen seyn, wenn er sich des Eifers erinnern will, womit der Verkäufer des **schmerzenstillenden Halsbandes**, zum Besten und Sicherheit derjenigen Kinder welche **Zähne kriegen sollen**, seine Arzney anpreiset, und wie beweglich er jede Mutter warnet, daß sie es sich niemals würde vergeben können, wenn eines von ihren Kindern ohne dieses Halsband sterben sollte.

Ich kann nicht umhin, den berühmten Verfasser der uns in seiner Beschreibung des **Cameels** und **Dromedar**, erst kürzlich ausnehmende Proben, einer wahren erhabenen Schreibart gegeben hat, zu benachrichtigen, daß voritzt ein anderer Gegenstand angelanget sey, der seiner Feder weit würdiger ist. **Ein berüchtigter Mohawke, ein Indianischer Kriegsheld, der den Französischen General Dieskau gefangen nahm, ist hier angekommen, auf eben die Art gekleidet, wie die gebohrnen Indianer wenn sie in den Krieg gehen, im Gesichte und am ganzen Leibe gemahlt, mit seinem Schabmesser und Streitaxt in der Hand, und allen übrigen gehörigen Waffen versehen. Ein Schauspiel, daß der Neubegierde eines jeden rechtschaffenen Britten schon werth ist.** Dies wäre eine überaus starke Beschreibung, aber ein scharfsinniger Kunstrichter würde sagen, daß sie mehr Abscheu als Verwunderung erregen würde. Denn einen Indianer in seinem Kriegshabit zu sehen, möchte wohl noch eine Menge Zuschauer zusammen bringen. Aber wenn er sein Schabmesser und Streitaxt bey sich führet, wird mancher rechtschaffene Britte immermehr zu bereden seyn, ihn anders als durchs Fernglas zu betrachten.

Einige ernsthafte Kunstrichter haben angemerkt, daß die angenehmen Empfindungen des Mittleids in unsern Trauerspielen, allzugeschwind wieder durch einen lustigen Nachredner unterdrückt würden. Gleiche Unbequemlichkeit findet sind auch bey der ungeschickten Einrichtung der Zeitungen. Die schönsten Gegenstände werden bald mit allerhand lächerlichen Historien verknüpft. Das Cameel und Dromedar würden vieles von ihrer Würde verliehren, wenn sie sich zwischen die Nachrichten von neuen Senfe, und extrafeinen Mageneliyir gesetzt sehen sollten. Und ich selbst empfand einen heimlichen Unwillen, da ich auf die Beschreibung des berühmten Indianers, sogleich die Nachricht fand, daß einige Fässer frische Butter von Dublin angekommen wären.

Dieser Zeitungskram ist nunmehr zu einer solchen Vollkommenheit hinangestiegen, daß es nicht leicht ist, einen Vorschlag zur Verbesserung desselben zu thun. Aber da doch jede Kunst in gehöriger Maße zum Besten des gemeinen Wesens sollte ausgeübt werden, so kann ich nicht umhin, diesen Herren, die sich des Beyfalls des Publici versichern wollen, dieses als eine moralische Frage vorzulegen: Ob sie nicht zuweilen gar zu muthwillig mit unsern Leidenschaften umgehen, wenn uns z. E. der Einsammler der Lotterieloose in seine Bude einladet, mit der Versicherung, daß man sie um eben den Preis wieder bey ihm haben könne, als er sie voriges Jahr verkauft hätte; und ob diese Herren Zeitungsschreiber, in Streitsachen sich nicht manchmal einer härtern Sprache als ihnen zukömmt bedienen, wie man es an der Streitigkeit wegen der Streichriemen, auf welchen man die Scheermesser abzieht, die nunmehr glücklich beygeleget ist, und an dem noch dauernden Zanke über das Lilienöl zur Gnüge gesehen hat.

In

In öffentlichen Nachrichten ist es jedermann erlaubt, von sich selbst das Beste zu reden, aber ich sehe nicht ein, wer ihm die Freyheit gegeben hat, andere neben ihn herunter zu machen. Er kann seine eigenen Tugenden und Verdienste ausposaunen, wie er nur will, aber es muß es auch andern nicht verwehren ein gleiches zu thun. Jeder daher der sich selber lobt, sollte allemal mit einem gewissen Bewußtseyn eines Characters schreiben, der die Aufmerksamkeit des Publici von selbst nach sich zöge. Er sollte sich erinnern, daß sein Nahme auf eben dem Blatte stehet, wo auch die Nahmen des Königs in Preussen, und des Römischen Kaisers angetroffen werden, und sich bemühen auch einer solchen ansehnlichen Gesellschaft würdig zu seyn.

Man muß aber dabey doch auch noch einige Rücksicht auf die Nachwelt haben. Denn es giebt Leute genung, die sich dergleichen Wochenblätter sorgfältig aufheben, blos weil andere sie vernachläßigen, und mit der Zeit werden sie sehr rar seyn. Wenn man nun diese Sammlung in einem Jahrhunderte wieder zu lesen bekäme, wie würde man wohl die unzähligen Widersprüche vergleichen können, oder wie würde es um den Ruhm unsrer heutigen Manns- und Frauenzimmerschneider aussehen?

Diese Dinge verdienen schon in Betrachtung gezogen zu werden. Ich habe genung gethan, daß ich meine Meinung über die Abschaffung solcher Misbräuche entdeckt habe. Doch, es ist nun schon nicht anders, was einem jeden zu thun frey stehet, das will mancher versuchen, ob er gleich nicht gehörigen Fleiß dran wendet, und nichts weniger als die dazu erforderlichen Eigenschaften besitzet.

Ein und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 27. Januar.

Gegenwärtiger Brief enthält eine traurige Begebenheit, die man vielleicht nicht erst nöthig hätte, dem Publico mitzutheilen. Doch ich konnte mich nicht überreden ihn wegzulassen, weil ich glaube, daß er viel schöne und gute Gedanken anbringt, und da ich überhaupt auf heute nicht aufgelegt bin, den Leser mit etwas anderm zu unterhalten.

At tu quisquis eris, miseri qui cruda Poetae
Credideris fletu funera digna tuo,
Haec postrema tibi sit flendi causa, fluatque
Lenis inoffenso vitaque morsque gradu.

Mein Herr Müssiggänger!

Ohnerachtet aller Ermahnungen der Weltweisen, und den täglichen Beyspiele von allerley Schaden und Unglück, die uns in dem Leben vor Augen kommen, geschieht es gleichwohl noch, daß wir unsere Gedanken in den Geschäfften eines jeden Tages zerstreuen, unsern Verstand den eitlen Hoffnungen eines künftigen Glücks überlassen, und mit Verdruß an die zu befürchtenden Uebel gedenken, so daß jede Widerwärtigkeit plötzlich über uns kommt, und uns nicht nur wie eine schwere Last zu Boden drückt, sondern auch mit einem male ganz darnieder schläget.

Einige sind solche Uebel, die sich wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zutragen, und für denen man sich nicht

nicht in Acht nehmen oder daraus helfen kann. Bald trifft ein Bliz den Wandersmann auf der Straße, bald werden ganze Städte vom Erdbeben über ihre Bewohner herabgestürzt. Andere Uebel bringt die Zeit mit sich, die, ob sie gleich stillschweigend kommen, und bey ihrem Einbruche vorausgesehen werden können, uns dennoch unversehens überfallen, weil wir unsre Augen mit Fleiß davon abkehren, und sie finden nicht den geringsten Widerstand, weil wir uns weiter nicht darwider gewaffnet hatten, als daß wir uns dieselben blos als möglich vorstellten.

Daß es vergeblich sey, demjenigen auszuweichen was wir schlechterdings nicht vermeiden können, und dasjenige für uns selbst zu verbergen, was doch die Zeit endlich an den Tag bringen muß, ist eine Wahrheit die wir alle wissen, aber auch alle vernachläßigen. Und vielleicht thun es diejenigen am allermeisten, deren vornehmste Beschäfftigung ist über alles vernünstige Betrachtungen anzustellen, die in ihren Gedanken allezeit recht zu Hause sind, die mit ihren Augen alle Auftritte des Lebens durchwandern, deren Einbildung sich nach einem glücklichen Gestirne umsiehet, daß sie vielleicht selbst auf die Bahn gebracht, und die ein jedes Ding eher als ihren eigenen Zustand untersuchen.

Nichts ist bekannter, als daß ein hohes Alter sich endlich mit dem Tode endigen muß, und doch ist kein Mensch, wie Cicero sagt, der sich nicht immer einbilden sollte, noch ein Jahr zu erleben, und nach eben diesem Grundsatze macht sich ein jeder die Hoffnung, seinen Vater oder Freund länger leben zu sehen. Aber der Betrug wird bey guter Zeit offenbar werden, das letzte Jahr der letzte Tag kommt, und wie es gekommen ist, so läuft es auch wieder dahin. Das Lebensziel, darauf ich noch meine angenehmste Hoff-

nung setzte geht zu Ende, und die Thore des Todes schliessen sich mir zu andern Aussichten auf.

Der Tod eines Freundes, den man herzlich liebte, auf den alle unsre Wünsche und Hoffnungen gerichtet waren, ist ein überaus betrübter und trauriger Zustand, wo die Seele unruhig um sich herum siehet, und nichts weiter als Eitelkeit und Schrecken erblicket. Der unsträfliche Wandel, die aufrichtige Zärtlichkeit, fromme Einfalt, und stille Gelassenheit, das geduldige Siechbette, und der sanfte Tod desselben, dienen blos dazu den Verlust desto größer zu machen, die Betrübniß zu vermehren, die man nicht ändern kann, und unsere Sorgen zu häufen, weil man ihn nicht wieder zurückrufen kann.

Dieses sind Trübsale, wodurch uns die Vorsehung nach und nach von der allzugroßen Liebe zum Leben abziehen will. Andere Uebel können vielleicht durch die Standhaftigkeit überwunden, oder durch die Hoffnung gemildert werden, aber bey so einem unersetzlichen Verluste bleibt nichts übrig unsere Herzhaftigkeit zu üben, oder unsrer Erwartung zu schmeicheln. Der Todte kömmt nicht wieder zurück, und wir können hier nichts weiter thun als ihn bedauern.

Der Lauf der Natur bringt es nun schon so mit sich, daß derjenige welcher lange lebet, nothwendig viele von denen, die er liebet und hochschätzet überleben muß. Die Beschaffenheit unsers Daseyns, wie es itzt ist, erfordert es nichts anders, als daß man einmal seine guten Freunde verlieren muß, und jeder Bewohner des Erdreichs muß allein und unbemerkt hinunter ins Grab wandern, ohne jemand zu haben, der an seiner Freude und Traurigkeit Theil nehmen könnte, ohne einen Zeugen seines glücklichen oder unglücklichen Schicksals mit sich nehmen zu können. Zwar,

das Unglück wird man noch immer fühlen, denn wo kann man das Ende des menschlichen Elends finden? Aber was hilft das Glücke demjenigen der niemanden neben sich hat, es recht genüssen zu können, da die Glückseligkeit nicht darinne beruhet, wenn man für sich selbst davon überzeugt ist, sondern man genüsset sie erst recht, wenn man einen Freund hat, mit dem man sie theilen kann.

Wir wissen wenig von dem Zustand der Seele nach dem Tode, weil diese Lehre zu einem rechtschaffenen Leben nicht nothwendig ist. Der Verstand verläßt uns am Rande des Grabes, und kann uns daher keine Nachricht weiter davon geben. Die Offenbarung schweigt nicht ganz davon stille, wenn sie sagt, daß Freude seyn würde für den Engeln im Himmel über einen Sünder der Buße thut, und wer sollte nicht glauben, daß diese Freude nicht auch den menschlichen Seelen, die von den Körpern abgetrennt, den Engeln gleich geworden sind, sollte mitgetheilt werden können.

Die Zukunft mag es uns also lehren, da die Offenbarung selbst nicht entgegen ist, ob uns nicht die Hoffnung immer noch übrig bleibe, daß unsere Seelen nach dem Tode wieder zusammen kommen werden. Uns, die wir noch mit der Sünde, Wiederwärtigkeit und Schwachheiten zu kämpfen haben, liegt blos ob, denenjenigen unser Andenken und Liebe zu widmen, die ihren Lauf bereits vollendet haben, und nun ihren Lohn empfangen.

Dieses sind die schönsten Gelegenheiten, welche unsern Geist antreiben müssen, unsre Zuflucht zur Religion zu nehmen. Wenn wir in uns selbst keine Hülfe finden, so bleibt nichts übrig, als daß wir auf eine höhere und größere Macht unser Augenmerk richten, und wie stark werden wir

unser

unser Herz nicht beruhigen können, wenn wir bedenken, daß das höchste Wesen die Güte selbst ist.

Und gewiß niemand, der auf eine solche Weise betrübet worden ist, wird vergeblich in dem Evangelio nach Troste fragen dürfen, welches das Leben und die Unsterblichkeit ans Licht bracht hat. Die Lehrsätze eines Epikurs, welche uns dasjenige zu tragen befehlen, was nach dem Zusammenhange des Ganzen nothwendig ist, werden uns wohl zum Stillschweigen aber nie bis zur Zufriedenheit bringen. Die Regel eines Zeno, die Dinge die außer uns sind gleichgültig zu betrachten, kann uns wohl dahin leiten, unsern Schmerz zu verbergen, aber es wird ihn doch niemals gänzlich zu stillen im Stande seyn. Die wahre Beruhigung über den Verlust unsrer Freunde, und eine vernünftige Ueberlegung unserer eigenen Nichtigkeit, muß sich einzig und allein auf die Verheissungen desjenigen gründen, in dessen Hand Tod und Leben stehet, und auf die Gewißheit eines andern bessern Lebens, wo alle Thränen von unsern Augen abgewischet, und unser Geist mit unendlicher Freude erfüllt werden soll. Die Philosophie wird uns zwar unempfindlich, aber die Religion allein geduldig machen können. Ich bin ꝛc.

* *

Zwey und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 3. Februar.

Den Gegenstand des nachfolgenden Schreibens findet man schon in dem Landstreicher ausgeführet. Und der Zuschauer hat auch einen Brief eingerückt, welcher von dem Inhalte ist. Ich glaube gegen-

wärtige

wärtige Zuschrift ist mehr ein Werk des Witzes, als die Wirkung der Empfindungen, und die Verfasserin hat vielleicht einen Versuch wagen wollen, ein blos mögliches Uebel zu schildern, als daß sie wirklich dasjenige empfunden haben sollte, was sie geschrieben hat.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Es giebt eine gewisse Ursache des Elends, die zwar Ihnen und allen ihren Vorgängern ganz gewiß bekannt ist, davon sie aber in ihren Blättern nur wenig gedacht haben, ich meyne diejenigen Hindernisse, welche durch das üble Bezeigen der Eltern, denen Kindern in den Weg gelegt werden, daß sie nirgends recht fortkommen können. Da ich nun nicht anders weiß, als daß sie, mein Herr, eben sowohl die Tugend beschützen, und die Thorheiten in ihrer Blöße darzustellen wissen, so zweifle ich gar nicht, sie werden ihre müssigen Stunden dazu anwenden, den Leser für einer solchen gefährlichen Sache zu warnen, und eine so üble Gewohnheit lächerlich zu machen. Daher habe ich mich unterstanden sie zu ersuchen, meiner Geschichte in ihren Blättern einen Platz zu vergönnen. Die ob sie gleich weiter nichts lobenswürdiges an sich hat als die Wahrheit, doch zugleich mit dem aufrichtigen Wunsche verknüpft ist, andere zu warnen, damit sie nicht in meine Fußtapfen treten, davon ich befürchte, sie werden mich zuletzt noch ins größte Unglück stürzen.

Ich bin das einzige Kind eines Vaters, der immer auf dem Lande wo er gebohren war lebte, und selbst wenig Erziehung gehabt hatte, daher glaubte er, man bedürfe keiner Geschicklichkeit weiter, als diejenige, wodurch man reich

reich werden könnte, und ich hätte weiter nichts zu lernen nöthig mich glücklich zu machen, als wenn ich verstünde, wie ich mich mit der Zeit am besten an den Mann bringen könnte. Zum Unglück bin ich schön, und mein Vater ließ es an nichts ermangeln, meiner Eitelkeit hierinne bey Zeiten zu schmeicheln. Er that mich anfänglich, weil ich noch sehr klein war, in eine Schule auf dem Lande, nachher aber kam ich, auf Anrathen seiner Freunde, in eine Stadtschule, wo mich aber seine übertriebene Zärtlichkeit nicht länger ließ, als es gerade genung war, seine niederträchtigen Absichten einzusehen, und mir einen Begriff von den mir nöthigen Vollkommenheiten beyzubringen, die ich aber in meiner gegenwärtigen Verfassung niemals erreichen werde. Ich hatte auch schon so ziemlich einsehen gelernet, daß man das Böse überall verabscheuen müsse, wenn man es auch selbst an seinem Vater wahrnehmen sollte.

Da ich nun nach seiner Meinung vollkommen zugestutzt war, ward ich wieder zurück berufen, und lebte mit ihm und meiner Mutter auf einem kleinen Dorfe das etliche Meilen von der Hauptstadt unserer Provinz gelegen war. Daselbst mußte ich anfänglich wider meinen Willen, unter solchen Leuten leben, die ich zwar nicht gänzlich verachtete, aber doch auch nicht recht ausstehen konnte, weil sie andere Neigungen und engere Einsichten als ich hatten. Mein Vater trug große Sorge dafür, mich überall zur Schaue auszustellen, sowohl zu Hause, als in den öffentlichen Gesellschaften wie man sie auf dem Lande haben kann. Er sagte es mehr als einmal allen Leuten, daß seine Tochter die Erbin von seinem ganzen Vermögen wäre. Er rühmte alle die Höflichkeitsbezeigungen, die ich von seinen Freunden in London genossen hätte, er erzählte wie sehr man mich be-

wundert,

wundert, und that alles, was ihm nur sein kleiner Ehrgeiz an die Hand gab, meine Verdienste heraus zu streichen.

Auf diese Weise war ich, so zu reden, zu feilem Kaufe, und durch sein väterliches Ansehen, zu einem Stande verdammt, der nicht viel besser ist als der gemeinsten Hure. Ich fieng an von Tage zu Tage in meinen Gedanken immer wohlfeiler zu werden, und habe beynahe alle Ehrliebe und sittsame Schamhaftigkeit verlohren, worinnen doch das wesentliche des Jungfernstandes bestehet. Doch dies ist mein Unglück noch nicht gar. Denn obgleich manche viel zu großmüthig seyn werden, die Thorheiten eines Vaters seinem Kinde zuzurechnen, dessen Herz weit über ihn erhaben ist; so muß ich doch befürchten, daß die billigsten unter ihnen, es sich schwerlich werden vorstellen können, daß es mir möglich sey, einen täglichen Zuschauer seiner Laster abzugeben, ohne sie heimlich zu billigen, und am Ende gar mit zu machen, wie etwan ein Kind, das zuerst furchtsam ist, nach und nach wenn es mit der Finsterniß bekannt wird, sich nicht mehr so sehr darüber entsetzet. Ja man sagt im gemeinen Sprichwort, wie sie selbst wissen, daß die Laster eben sowohl als die Krankheiten sehr oft erblich wären, und daß die angebohrne Art des einen, die Sitten eben so leicht verderben könne, wie die andere sogleich im Mutterleibe ansteckend ist.

So schlimm dieses ist, so ist es doch noch nicht das schlimmste. Mein Vater verdirbt sich selbst alle gute Hoffnung, die er von seinem Kinde haben könnte. Sein Haus ist ein beständiger Sammelplatz, von Trunkenbolden, Verschwendern und Religionsspöttern, die sich selbst in meiner Gegenwart nicht scheuen, das Gesinde im Hause zu verführen, mit öffentlichen Huren umzugehen, und an-

derer

derer Leute ihre Weiber abspenstig zu machen. Da ich nun von Jugend auf gewöhnt war, daß in meiner Gegenwart jedermann vergnügt war mich zu sehen, oder aus Ueberzeugung von meinen vortreflichen Reizen, die Augen niederschlug, so habe ich mich aus ihrer Gesellschaft wegbegeben, aus Furcht, ich möchte, wo nicht an meines Vaters lasterhaftem Leben, doch wenigstens an seiner Schande Theil nehmen müssen. Nun sagen sie mir, ist ein Vater, der sich so wenig um die Wohlfahrt seines Kindes bekümmert wohl viel besser, als ein Seeräuber, der einen Sclaven in ein Boot setzt, und ihm den Wind und Wellen überlässet, ohne ihm ein Steuerruder sich fortzuhelfen, oder einen Anker es zu befestigen, mitzugeben? Habe ich nicht mein ganzes Unglück demjenigen Hause zu danken, das nur allein zu meiner Beschützung hätte dienen sollen? Und wenn ich mich nunmehr genöthiget sehe, die Zahl derjenigen Elenden zu vermehren, die sich nirgend weder Rath noch Hülfe zu versprechen haben, muß ich da nicht mit Recht klagen, daß ich durch meinen eigenen Vater so unglücklich geworden bin? Und obgleich die Gesetze des Himmels das Ansehen eines Vaters wollen geehret und von aller Widerspenstigkeit und Beleidigung befreyet wissen, so sollen mich doch weder göttliche noch menschliche Gesetze aufhalten, mich aus dem Schatten einer so bösartigen Pflanze hinweg zu begeben, die alles um sich herum vergiftet, die beste Blüthe der Jugend verdirbt, ihren Wachsthum verhindert, und alle Blumen derselben welk machet. Aber wohin soll ich elende, ich unterthänige Sclavin hin? So bald ich aus meines Vaters Hause entfliehe, bin ich eine Bettlerinn: Doch ich habe noch einen Tröster in meiner größten Angst, eine fromme Freundin, die mir den Rath gegeben hat, dem Himmel zum Zeugen meiner redlichen Absichten anzurufen,

und als eine Verlassene unter seinen Schutz mich zu begeben, und wenn man mich fragen würde, wo mein Vater wäre, sollte ich es wie jener alte Weltweise machen, und mit meinem Finger gen Himmel zeigen.

In Hoffnung, sie werden meinem Briefe eine Stelle in ihren Wochenblatte geben, habe ich ihnen dies alles geschrieben. Es kommt doch zuweilen eines von ihren Blättern aufs Land, und vielleicht kriegt mein Vater es zu sehen: Wenn er es auch nicht um seinetwillen thun sollte, so möchte er doch wohl meinetwegen sich in acht nehmen, das größte aus allen meinen Bekümmernissen, den Verlust meines guten Characters vollkommen zu machen, wovon er sich selbst bey aller seiner Verstellung noch nicht hat losreissen können. Sagen sie es aller Welt, mein Herr, daß es der Tugend möglich ist, ihren Thron unerschüttert zu erhalten, ohne einen andern Führer als sich selbst zu haben, daß es möglich sey, die Keuschheit der Gedanken, die zur Vollendung der menschlichen Hoheit unumgänglich nöthig ist, sogar mitten unter den härtsten Versuchungen unbefleckt zu bewahren, wo man bey einer freywilligen lasterhaften Lebensart weder Freund noch Beystand zu gewarten hat.

Wo die Einrückung einer Geschichte, wie die meinige ist, nicht gänzlich wider den Plan ihrer Wochenschrift läuft, so steht es in ihrer Gewalt ein besserer Freund als ihr Vater zu seyn, gegen die

Perdita.

Drey und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 10. Februar.

Die natürlichen Vortheile, welche von der Lage unsers Erdballs in Rücksicht auf die übrigen Planeten entspringen, haben uns zu vielen mathematischen Versuchen Anlaß gegeben, und man hat gefunden, daß keine andere Einrichtung des Weltgebäudes als eben diese, für einen so beträchtlichen Theil desselben, eine bequemere Mittheilung des Lichts und der Wärme, oder bessere Fruchtbarkeit und Anmuth habe schaffen können.

Vielleicht werden es auch aus gleichen Gründen, die Sittenlehrer bemerkt haben, daß unsere Erdkugel, noch ganz auf eine besondere Weise geschickt sey, einen Wohnplatz solcher Wesen abzugeben, die nur auf eine kurze Zeit in dieselbe gesetzt werden, und deren Bestimmung dahin abzielet, sich zu einem höhern und glückseligern Stande, durch unablässige Bestrebung, nach Weisheit und thätigen Tugenden, zuzubereiten.

Die menschlichen Pflichten sind aber so beschaffen, daß wir sie von Natur nicht gerne in Ausübung bringen, und selbst diejenigen, die noch zuweilen willig genung sind, sie zu erfüllen, sind doch sehr geneigt, sie von einer Zeit zur andern aufzuschieben. Es war daher nöthig, daß man dieser allgemeinen Widerspenstigkeit kräftige Mittel entgegen stellte, und die schläfrige Trägheit zu ernsten Entschlüßungen aufgemuntert würde, damit man die Gefahr der Verzögerung beständig für Augen habe, und der Betrug einer schädlichen Sicherheit stündlich entdeckt werde.

Zu

Zu diesem Endzwecke trägt alles was wir nur in der Natur erblicken, das seinige bey. Alles erinnert uns auf allen Seiten an die Flucht der Zeit, und die Vergänglichkeit des Lebens. Tag und Nacht wechseln mit einander ab, und die vier Jahrszeiten verändern sich ein Jahr wie das andere. Die Sonne gehet auf, erreichet den Mittagscirkel, entfernt sich wieder, und gehet unter, und der Mond verändert alle Nächte seine Gestalten.

Jeder Tag ist ein Bild des Jahres, und jedes Jahr stellet das menschliche Leben für. Der Morgen gleicht dem Frühlinge, und der Frühling unserer Kindheit und Jugend. Der Mittag kömmt mit dem Sommer überein, und der Sommer wieder mit dem männlichen Alter. Der Abend ist ein Sinnbild des Herbstes, und der Herbst für die abnehmenden Jahre unsers Lebens. Die Nacht mit ihrer feyerlichen Stille und Dunkelheit stellt uns den Winter für, wo die ganze Natur in tiefen Schlaf verhüllet ist, und der Winter schildert uns wieder diejenige Zeit ab, wo unser Leben aufhöret, und mit demselben alle unsere Hoffnungen und alles Vergnügen begraben wird.

Ein Läuffer, so geschwind und leichte er sich auch von einem Orte zum andern beweget, merket die Veränderung desselben nicht anders, als durch die Veränderung der Gegenstände. Wenn das Rad des Lebens, welches stillschweigend für sich wegschießt, mit einer unmerklichen Gleichheit fortliefe, so würden wir es niemals gewahr werden, wenn es sich dem Ende seines Laufes näherte. Wenn eine Stunde der andern gleich wäre, und die untergehende Sonne uns nicht zeigte, daß der Tag zu Ende gienge, und der Wechsel der Jahrszeiten, uns die Flucht des Jahres nicht zu erkennen gäbe; so würden unzählige Tage und Jahre, bey einer sich immer gleichen Dauer unter unsern

Füßen unbemerkt hingleiten. Wenn die Eintheilung der Zeit nicht mit so veränderlichen Farben bezeichnet wäre, so würden wir niemals weder ihre Ankunft noch Abgang unterscheiden können; sondern wir würden weder an das Vergangene denken, noch uns um das Zukünftige sehr bekümmern, ohne ein großes Verlangen, vielleicht auch ohne Vermögen zu haben, die Zeitläufte zu berechnen, oder die vergangene Zeit mit derjenigen die wir noch vor uns haben, in einige Vergleichung zu ziehen.

Aber der Umlauf der Zeit ist so sichtlich und kenntlich, daß sogar gewisse Vögel denselben beobachten, die zu gesetzter Zeit wegziehen und wiederkommen, und auch bey solchen Völkern ist er bekannt, die nicht viel von den Thieren unterschieden sind. Es giebt gewisse Völker, die in ihrer Sprache keine Worte haben, die Zahlen damit auszudrücken, aber mir ist noch keines bekannt, das keine Namen für Tag und Nacht, Sommer und Winter haben sollte.

Und doch ist es gewiß, daß alle diese kräftigen und zuweilen ziemlich empfindlichen Erinnerungen der Natur, nur allzuoft vergeblich sind, und daß sehr viele, welche die Abwechselungen der Zeit mit der größten Sorgfalt bemerken, wenig Empfindung in Absicht auf die Abnahme ihres Lebens zu äußern scheinen. Jedermann hat etwas zu thun, was er vernachläßiget, und jeder hat genung Fehler an sich zu bekämpfen, die er aber immer von einem Tage zum andern aufschiebt.

Wir gewöhnen uns so wenig daran, diese Wirkungen der Zeit zu betrachten, daß uns oftmals die nothwendige und gewisse Dinge, als unvermuthete Zufälle vorkommen, darüber wir erstaunen. Wir verlassen eine Schönheit in ihrer Blüthe, und wenn wir zwanzig Jahre abwesend sind,

wundern

wundern wir uns bey unsrer Zurückkunft, daß wir sie so verwelkt antreffen. Wir sehen diejenigen wieder, die wir als Kinder gekannt hatten, und können uns kaum überreden, mit ihnen als Männern umzugehen. Ein Reisender besucht in seinem Alter diejenigen Länder, die er in seiner Jugend durchwandert hatte, und glaubt eben diejenigen alten Lustbarkeiten wieder zu finden. Ein Mann von Geschäfften, welcher seines Glücks, das ihm niemals recht befriedigen können, überdrüßig ist, begiebt sich in seine Vaterstadt, und denkt daselbst seine übrigen Jahre, mit seinen Jugendfreunden durchzubringen, und die Jugend in jenen Gefilden wieder zu finden, wo er ehemals jung gewesen war.

Von dieser Unachtsamkeit, die so allgemein aber überaus schädlich ist, sollte sich jedermann mit Fleiß zu befreyen suchen. Wenn daher doch diejenigen, welche gerne andere glücklich sehen wollen, bey Zeiten anfiengen gutthätig zu seyn, weil man ihre Wohlthaten noch genüssen kann, und bedächten, daß jeder Augenblick, da sie es aufschieben, etwas von dem Werthe ihrer Gutthätigkeit hinwegnimmt. Möchten doch diejenigen, die sich selbst glücklich wissen wollen, überlegen, daß, indem sie ihre Entwürfe machen, der Tag sich zu Ende neiget, und die Nacht einbrechen wird, wo niemand mehr arbeiten kann.

* a * * * * * * * * *

Vier und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 17. Februar.

Das Gedächtniß, ist unter den Kräften der Seelen, diejenige, die wir am meisten brauchen, oder besser zu sagen, deren Wirksamkeit am beständigsten und dauerhaftesten ist. Es ist die erste und wesentliche Kraft, ohne welche der Verstand nicht wirken kann. Das Urtheilen und Schlüsse machen setzet allemal die Erkänntniß einer Sache voraus, und nimmt die Entscheidungen derselben blos von der Erfahrenheit her. Die Einbildungskraft sammlet sich ihre Ideen aus den Schätzen des Gedächtnisses, und wenn sie was Neues hervorbringt, so geschicht es durch die abwechselnden Verbindungen verschiedener Ideen. Und wir werden niemals über entfernte oder zukünftige Begebenheiten unser Urtheil fällen, ohne nicht dabey unsere Schlüsse auf die Erinnerung des Vergangenen zu gründen.

Die Pflichten des Gedächtnisses sind daher zweyerley, es muß Begriffe sammlen, und sie hernach geschickt wieder anzuwenden wissen. Jenes ist die Beschäfftigung unserer jugendlichen Jahre, und dieses, wenn wir ein reiferes Alter erlangt haben.

Sich verschiedene Begriffe von Sachen sammlen, und gleichsam als einen Schatz beylegen, ist beynahe die angenehmste Beschäfftigung unsers Geistes. Wir sind ohnedem von Natur neugierig, und es giebt eine Zeit, wo alles was wir sehen für uns noch neu ist. Wenn wir zuerst in

der Welt auftreten, so treffen wir überall, wo wir nur unsere Augen hinwenden, etwas an, wodurch wir unsere Wißbegierde auf eine angenehme Weise befriedigen können. Jede Veränderung in der Natur füllt unsere Seele mit Ideen an, ohne daß wir viel Suchens und Mühe dabey anzuwenden brauchen. Wir dürfen nichts weiter vornehmen, als unsere Augen aufthun, und unsere Neubegierde wird sattsam vergnüget werden.

Das meiste Vergnügen, das wir bey der ersten Aussicht in die Welt genossen, verschwindet ehe wir uns unsrer Glückseligkeit selbst bewußt sind, oder unsern Zustand mit einer andern möglichen Verfassung vergleichen können. Es bleiben daher nur wenig Spuren von unsern ersten Entdeckungen zurücke: und wir erinnern uns alle einer Zeit, da die Natur für uns so viele unempfundene Reize gewährte, und jeder Spaziergang uns ein Vergnügen verschaffte, das wir jetzt nicht mehr fühlen, wenn das Lispeln eines Baches, das Rauschen des Waldes, das Singen der Vögel, und Spielen der Lämmer, so viel Macht über unsere Aufmerksamkeit hatte, daß uns die Zeit niemals lang dabey wurde.

Aber diese leichten Freuden nehmen bald ein Ende, in sehr kurzer Zeit haben wir uns satt gesehen, daß wir uns bald nach neuen Gegenständen, die unserer Betrachtung würdig sind, umschauen. Wir nehmen unsre Zuflucht zu Büchern und dem gesellschaftlichen Umgange, uns damit eine Veränderung zu schaffen. Aber das Studieren ist mühsam, und der Umgang mit den Menschen ist mit so viel Unlust als Vergnügen verknüpft. Wir sind willig etwas zu lernen, aber wir mögen uns nicht gerne unterrichten lassen: die Unwissenheit ist uns zuwider, aber noch mehr schmerzt es uns, wenn wir sehen, daß andere etwas wissen.

Von diesem beschwerlichen Schülerstande, machen sich die Menschen gemeiniglich selber frey, wenn sie ihre besten Jahre antreten. Sie verschließen sodann dem Verstande alle Zugänge, und sind willens, es bey ihren gegenwärtigen Umständen bewenden zu lassen. Und diejenigen, welche die Liebe zum Studieren noch länger beybehalten, befinden, daß sie von ihren Lehrmeistern schändlich hintergangen worden. Und ie höher man an Jahren steigt, desto mehr empfindet man, daß das Verhältniß, zwischen uns und denen, die entweder jünger oder älter sind als wir, sich beständig verändert. Und derjenige, der funfzig Jahr in der Welt gelebet hat, wird gewahr, daß er immer noch denjenigen Unterricht bedürfe, den er in seinen jüngern Jahren erwartete.

Dann fängt man an, die Vorrathskammer seines Gedächtnisses aufzuthun, und die Schätze unserer gesammleten Erkänntnisse, werden nur auf Eitelkeit, Ehrgeiz, oder auf ein ehrliches Gewerbe, wodurch der gemeinschaftliche Nutzen befördert wird, verwendet. Denn da jeder des andern Hülfe bedarf, so ist man vergnügt, wenn sich eine Gelegenheit findet, andern dienen zu können; und da niemand ohne Noth sich gerne mit anhaltendem Studieren abgiebt, so wird derjenige, welcher gnung gelernt zu haben glaubt, sich Vortheil oder Ehre dadurch zu erwerben, sehr wenig nach einer fernern Erweiterung seiner Wissenschaften fragen.

Das Vergnügen, das man aus der Erinnerung seiner erlernten Begriffe haben kann, würde nicht weniger angenehm seyn, als dasjenige, welches man bey der ersten Erwerbung derselben empfand, wenn man sie nur allezeit unverfälscht bewahren, und mit den Zufällen dieses Lebens unverworren leben könnte. Aber so ist es nicht zu vermeiden,

daß nicht in der Reihe unserer Gedanken Gutes und Böses, gleich als in einer Kette mit einander verbunden seyn sollte, und wir wissen uns keines Vergnügens zu erinnern, das nicht zugleich mit einiger Unlust wäre verknüpft gewesen. Jede Idee, die in uns auflebt, führt uns in eine Zeit zurücke, da wir entweder was genossen haben, das wir jetzt nicht mehr besitzen, oder da unsere Hoffnung noch nicht vereitelt war, und wir diesen oder jenen Vorschlag weder so schläfrig noch so gleichgültig betrieben hatten.

Es mag nun überhaupt wahr seyn, daß das menschliche Leben mehr Unlust als Vergnügen mit sich führe, oder, welches am Ende einerley ist, daß das Uebel allezeit einen tiefern Eindruck habe, als das Gute, so ist doch dieses gewiß, daß nur wenige Menschen in die vergangenen Zeiten ohne Betrübniß des Herzens zurück sehen können. Man wird sich manches Unfalls erinnern, darein man durch seine Thorheit gerathen ist, und manches Vortheils, den man aus Nachläßigkeit verlohren hat. Ja die Schatten des Todes selbst werden sich unsern Augen darstellen, wenn wir so manchen Freund unserer Jugend, manchen Gesellschafter unsers Vergnügens, und manchen Beystand in unsrer Arbeit bedauern müssen, den die Hand des Todes von uns gerissen hat.

Als Themistocles einmals von jemand ersucht ward, er möchte ihn doch die Gedächtnißkunst lehren, so gab er zur Antwort, daß er sich lieber die Kunst der Vergessenheit wünschen möchte, denn er selbst fühle es, daß seine Einbildungskraft mit unzähligen Erscheinungen des Elends geplaget würde, die er nicht im Stande wäre zu unterdrücken, und es würde ihm sehr lieb seyn, wenn er ein Mittel wüßte, das ihm dergleichen Gedanken vergessend machen könnte. Und so geht es mit uns allen, der Held und der Weise sind

wie alle andere gemeine Sterblichen, der Last ihres Lebens überdrüßig, alle erzittern für ihrem allzugetreuen Gedächtnisse, und alle wünschen sich die Kunst der Vergeßlichkeit.

* *

Fünf und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 24. Februar.

Manche Menschen lassen eine gewisse Art einer Eitelkeit an sich blicken, die ihnen selbst den größten Schaden zuziehet: Sie wollen wegen einer vorzüglichen Scharfsinnigkeit gelobt seyn, die man doch schwerlich anders wird entdecken können, als wenn man sie zu ihres gleichen herunter setzet, oder nach der Art ihres Landes prüfet.

Zur Verläumdung findet sich immer Gelegenheit. Und die allgemeinen Satirenschreiber werden Gegenstände genung antreffen, worüber sie ihren Eifer oder Witz lange auslassen können. Sie dürfen nur die Fehler der Natur, die thörichten Meinungen, die Beschwerlichkeiten des Lebens, und die verderbten Sitten der Menschen angreifen. Aber das Erdichten ist leichter als scharfsinnig Denken; daher ersparen sich die meisten von diesen Schriftstellern die Mühe, erst lange nachzudenken, und schütten ihr Gift über eingebildete Laster aus, welche, da sie nicht in der Welt sind, auch keiner Verbesserung bedürfen.

Daß die Mahler z. E. in England keine Gelegenheit etwas anders als Portraits zu mahlen finden, will man dem Nationalstolze zuschreiben. Es ist vergeblich, sagt

der Satiricus, daß man einem Engländer eine schöne Landschaft, oder das Bildniß eines Helden aus der Geschichte vorhält; Natur und Alterthümer sind nichts in seinen Augen, er weiß sonst nichts zu schätzen als sich selbst, und mag kein ander Bild wissen, als sein eigenes.

Wer an seinem eigenen Gemählde einen Gefallen hat, muß sein Vergnügen von dem Vergnügen anderer herleiten. Man ist sich ja selbst überall gegenwärtig, und hat daher seines eigenen Bildes nicht nöthig. Man kann es also aus keiner andern Ursache verlangen, als daß es um derentwillen geschiehet, die man liebet, und von denen man in gutem Andenken behalten zu werden wünschet. Der Gebrauch dieser Kunst ist eine natürliche und ganz vernünftige Folge der Liebe, und ob sie gleich, wie andere menschliche Handlungen sehr oft mit einen kleinen Stolze verbunden ist, so scheint doch dieser Stolz weit lobenswürdiger zu seyn, als wenn man ganze Palläste mit Gemählden auszieret, die, so vortrefflich sie auch seyn mögen, doch wenig zu des Besitzers Tugend beytragen, oder ihn dazu aufzumuntern dienen.

Das Genie zeigt sich, vornemlich in historischen Gemählden, denn die Kunst eines Portraitmahlers verliehret sich oft in der Unkenntlichkeit seines Gegenstandes. Aber es geht in der Mahlerey wie im gemeinen Leben: das größte ist nicht allemal das beste. Es würde mich sehr kränken, wenn ich sehen sollte, daß ein Reinold seine Kunst auf Helden und Gottheiten, auf leere Pracht, und eitle Erdichtungen richten wollte, die doch gemacht ist, die Freundschaft zu unterhalten, Zärtlichkeit und Liebe der Abwesenden gegen einander anzufeuern und aufzuleben, und das Andenken der Verstorbenen zu erneuern.

Doch

Doch unter einer großen und reichen Nation sollte die Mahlerkunst nach allen ihren verschiedenen Vorzügen allerdings Eingang und Unterstützung finden. Und es ist zu wünschen, daß der Preiß, den man jetzt für das beste historische Gemählde ausgesetzt hat, viele glückliche Nacheiferer erwecken, und den Grund zu einer Mahlerakademie auch in England legen möchte.

Es ist aber nicht so leichte als man denkt eine Handlung oder Geschichte zu erfinden, die von einem Mahler mit gutem Erfolge könnte vorgestellt werden.

Er muß eine Handlung wählen, die nicht kurz auf einander, sondern auf einmal geschehen ist. Denn die Zeit eines Gemähldes muß die Einheit zum Grunde haben. Daher würde sich der Tod des Hercules nicht wohl mahlen lassen, ob er gleich beym ersten Anblick der Einbildungskraft mit überaus glänzenden Ideen schmeicheln würde. Ein rauher Fels, der über die See hervorragt, und mit Bäumen bedeckt ist, davon einige vom Winde getrieben, andere aus ihren Wurzeln von dem rasenden Helden gerissen worden; die Wuth, womit er das vergiftete Gewand von seinen Schultern herunter reisset; die eigene Zeichnung seiner Musceln und nackten Körpers; der Tod des Lycas, der von Felsen herab stürzt; die gigantische Gegenwart des Philoctets; die Flammen des unglücklichen Scheiterhaufens, welchen die Götter vom Himmel, mit Wehmuth und Schrecken betrachten: Alles dieses sind Bilder, die die Seele sich zwar auf einmal denken kann, aber zu einem Gemählde nicht tauglich sind, weil sie ohnmöglich in einem Gesichtspunkte können vereiniget werden. Hercules muß doch zuvor sein Fleisch sich abreissen, ehe er den Lycas in die Luft schleudert, er muß erst die Bäume heraus drehen, und dann sich auf den Scheiterhaufen legen.

Die

Die Handlung muß auch zugleich umständlich und deutlich ausgedrückt seyn. Man findet in der Iliade eine Stelle, die man nicht ohne starke Rührung lesen kann. Ein Trojanischer Held, der vom Achilles im Zweykampfe überwunden wird, fällt für ihm nieder, und bittet beweglich um sein Leben. Wie kann wohl ein elender Sclave wie du bist, sagt der stolze Grieche, zu leben verlangen, da du doch weißt, daß die Zeit kommen wird, da Achilles auch sterben muß? Dieses kann auch nicht gemahlt werden, da weder die Geschicklichkeit des Mahlers noch die Einrichtung selbst, die Sprache so vorstellen kann, wie sie auf unsere Empfindung nothwendig wirket.

Eine Geschichte muß also gemahlt werden, daß sie unsere Leidenschaften rege macht, und zwar verschiedene Leidenschaften, nach der Verschiedenheit der handelnden Personen selbst, oder überhaupt einen Contrast vieler streitenden Leidenschaften.

Vielleicht wäre die Entdeckung Ulyssis gegen seine Amme von dieser Art. Das Erstaunen der Amme mit Freude vermischt; Ulyssens Angesicht zurück haltend und vorsichtig, mit Sorgen umwölkt, und besonders der deutliche Ausdruck des Umstandes, wo er an seiner Narbe erkannt wird, alles dieses würde den Gegenstand vollkommen schön machen. Da aber das Gemählde nur zwey Personen enthält, würde es an der Veränderung fehlen.

Eine edlere Aussicht könnte der Tod des Epaminondas darbieten. Die Mischung der Freude und des Schmerzens in dem Angesichte des Boten, welcher seinem sterbenden Feldherrn, die Nachricht vom Siege bringt, die verschiedenen Gemüthsbewegungen der Umstehenden, die außerordentliche Standhaftigkeit, da er auf seinem eigenen Befehl sich den Pfeil aus der Wunde ziehen lässet, und der

schwache Strahl seiner Zufriedenheit der sich selbst über den Kampf mit dem Tode verbreitet, wären schon desjenigen Pinsels würdig, den ich doch vorjetzt noch nicht gerne damit wollte beschäfftiget wissen.

Wenn die Ausführung nicht allzumannigfaltig und zu weitläuftig wäre, so wünschte ich, daß unsre Mahler sich an die Zerstreuung des Parlaments durch Cromwelln wagten. Der Zeitpunkt könnte da genommen werden, wo Cromwell, mit Verachtung sich rund im Saale umschauet und Befehl ertheilet, diese Puppenspiele wegzuthun, und wo Harrison die Hand an den Sprecher legt, ihm vom Sessel herunter zu reissen.

Die verschiedenen Veränderungen, welche Wuth, Schrecken, Erstaunen und Verbrechen auf den Gesichtern dieser verhaßten Versammlung hervorbringen würde, wovon man die Zeichnungen der vornehmsten Personen von ihren Gemählden oder Kupfern treulich abschildern müßte; der unentschlossene Widerstand einiger unter ihnen, und die heuchlerische Unterwerfung anderer, der grausame Stolz Cromwels, die harte Unmenschlichkeit Harrisons, kurz die allgemeinen Regungen der Furcht und Bosheit, würden, wenn man eine geschickte Einrichtung dabey zu treffen wüßte, ein Gemählde, das an der Ausführung und Mannigfaltigkeit seines gleichen nicht haben müßte, hervorbringen.

Sechs

* *

Sechs und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 3. März.

Mein Herr Müßiggänger!

Die Achtung, welche sie gegen die Elisabeth Broom bezeuget haben, hat mich angetrieben Ihnen auch mein klägliches Schicksal zu eröffnen, daß ich wegen einer gewissen Art von Tyranney erdulden muß, die, wie ich glaube nichts ungewöhnliches ist, ob es gleich diejenigen vielleicht aus der Acht lassen mögen, die wenig Umgang mit artigen Damens haben, oder sie blos nach ihrem äußerlichen Character kennen.

Es ist mir auch auf diese Art viel lieber, mich meines Kummers zu entladen, denn wenn ich Ihnen denselben nicht offenbare, so muß ich ihn stillschweigend verbeissen, weil meine Frau mich so entsetzlich quälet, daß ich es nicht länger aushalten kann, und gleichwohl darf ich nicht das geringste wider ihr Verfahren sagen. Die Mädchen in gemeinen Diensten können sich doch noch beschweren, oder wieder wegziehen wenns ihnen nicht gefällt, und andere Dienste suchen; aber wir, die wir mit vornehmen Leuten zu thun haben, müssen, wenn wir sie einmal beleidigen, gerades Weges wieder hingehen, wo wir hergekommen sind.

Ich bin Kammermädchen bey einer Dame, welche die besten Gesellschaften hält, und sich bey allen öffentlichen Lustbarkeiten einfindet. Alle Mädchen in unsrer Gegend beneiden mich. Denn wenig Gräfinnen legen so viel Kleider

der ab, als meine gnädige Frau, und ich darf sie mit keinem Menschen theilen, so daß ich zwey Familien auf dem Lande mit Putz zu den Landtägen und Turnieren versehen kann, ohne was ich selber behalte. Daher haben auch der Haushofmeister und der Verwalter schon lange darnach getrachtet, wie sie mich wegbringen, um eine ihrer Verwandten an meine Stelle setzen könnten. Aber meine Frau hat ihre Anschläge entdeckt, und sagt, sie sey ihrer nicht benöthigt, und wolle keine plumpe Bauermägde um sich haben.

Sie werden vielleicht eben so denken, mein Herr, wie andere Leute und mich für glücklich halten, und mit meinem Loose wohl zufrieden seyn. Aber ich muß ihnen sagen, meine gnädige Frau hat eine überaus wunderliche Art an sich, sie wird niemals etwas grade zu mit deutlichen Worten befehlen, sondern sie liebt scharfsinnige Leute, die sich auf den ersten Wink verstehen.

Sie dürfen nicht glauben, als ob sie vielleicht solche Sachen vornähme, deren sie sich schämen müsse, sie frey heraus zu sagen, denn niemand hat eine reinere Denkungsart und edlere Gesinnungen als sie. Sie hat nichts geheimes, aber sie will es nur niemals sagen, sondern allemal wird sie ihre Anordnungen in verblümten Worten und Anspielungen auf etwas ähnliches, oder eine natürliche Schlußfolge anbringen, und das aus keiner andern Absicht als ihre eigene und meine Scharfsinnigkeit zu üben.

Es ist schlechterdings unmöglich, ihnen einen Begriff von ihren Redensarten anders als durch Beyspiele beyzubringen. Als sie sich letzthin einmal Abends niedersetzte, und Briefe schrieb, bis es Zeit war sie auszukleiden, sagte sie zu mir, Mariechen, die Damens erscheinen alle Abende bey Hofe in weißen Nachtkleidern. Wenn sie haben will, daß ich die Chaise soll bringen lassen, so

spricht

spricht sie, ich dächte die Straßen wären ganz sauber, ich möchte ein wenig ausfahren. Wenn ich ihr etwas wieder an seinen Ort legen soll, so bittet sie mich, es auf den Boden zu legen. Wenn sie das Licht will geputzt haben, fragt sie: ob ich denn glaubte, daß sie Katzenaugen hätte? Wenn ich ihr mit der Chocolade zu lange geblieben, so sagte sie, daß die Enthaltsamkeit doch eine schöne Tugend sey. Und wenn ich ihr das Genähte zu geben vergessen, spricht sie gleich; ich müßte wohl etwas von jener Dame gehört haben, die gestorben wäre, weil sie sich in Finger gestochen hätte.

Ueberdies bildet sie sich ein, daß ich mich einer jeden geschehenen Sache bey einem einzigen Worte sogleich wieder erinnern soll. Wenn sie ihre Haube von der Putzmacherin wieder haben will, so sagt sie blos: ihr kennt doch die Jungfer Zwirnbandin. Und wenn sie ihren Leibschneider verlangt, so erzählt sie mir, daß der Kaufmann Taffet vorige Woche bey ihr gewesen. Vor ohngefähr vierzehn Tagen befahl sie mir, ihr bey erster Gelegenheit ein neues Coffeeservice auszunehmen; gestern erinnerte sie mich daran, als wir die Treppe hinunter giengen und sagte, ob ich nicht den Weg nach Pall-Mall wüßte.

Alles dieses würde mich noch nicht kränken, wenn sie nur, da sie meine Unruhe vermehret sich selber schonen wollte. Aber, mein lieber Herr Müssiggänger! ist es nicht eben so leichte, die Wörter Coffeeservice und Pall-Mall auszusprechen, und mir mit glatten Worten zu sagen, was ich zu thun habe, und wenn es geschehen soll, als daß sie sich selbst den Kopf erst lange darüber zerbricht, solche Grübe-

lesen zu erdenken, und dem meinigem auch damit quälet, daß ich sie nur verstehen kann.

Anfänglich als ich zu dieser Dame kam, hatte ich freylich so viel nicht gelernt als ich itzo kann. Denn sie hat viele Bücher und ich viel Zeit zu lesen, so daß ich zuletzt selten ihre Meinung verfehlte. Als sie mich das erstemal auf die Probe stellte, war ich ein dummes Mensch, und da sie, wie es gemeinhin gehet, den Mangel der Erkänntniß mit den Fehlern des Verstandes vermengte, so hätte sie beynahe alle Hoffnung aufgegeben, etwas aus mir zu machen, weil sie mir einsmals, da sie nach mir geklingelt hatte, und ich herein kam, die Frage vorlegte: ob wir in Nova Zembla lebten? und ich ihr, weil es mir nicht möglich war ihre Meinung zu errathen, bescheidentlich antwortete; daß ich es ihr nicht sagen könnte. Sie hatte aber bereits schon einmal nach mir geklingelt, und ich hatte es nicht gehöret, sie wollte mir also dadurch jenes Land zu Gemüthe führen, wovon man sagt, daß die Glocken daselbst für Kälte eingefrieren sollen.

Zu einer andern Zeit als ich sie um den Kopf machte, fieng sie auf einmal an, überaus hastig von der Medusa und ihren Schlangen zu reden, von Menschen, die in Steine verwandelt worden, und von Mädchens, die wenn sie nicht recht in Ordnung gehalten würden, ihre Frauen wie ein Scheusal würden gehen lassen. Ich sahe mich halb zitternd und ganz betäubt rund umher, bis sie endlich merkte, daß sie ihre Gelehrsamkeit vergeblich an mir verschwendete, und mir mit großem Ungestüm befahl, ihr die Frisireisen zu reichen.

Mein lieber Herr! Ich habe nicht ohne Verdruß gemerkt, daß hinter diesen listigen Ränken noch etwas schlimmers als Höhnerey oder Eigensinn verborgen sey. Ein

kleines Vergnügen an der Oberherrschaft, die schon weiß, daß sie keinen Tadel oder Widerspruch zu befürchten hat; eine grausame Freude die große Verlegenheit zu sehen, worinne sich der Geist befindet, dasjenige zu entdecken, was mit allem Fleiße verborgen wird; und eine sehr niedrige und unbillige Tadelsucht, über solche Fehler die man nicht gerne thut, und die oftmals nicht zu vermeiden sind, mit aller Strenge herzufahren, mögen wohl die meiste Ursache daran haben. Denn wenn ich einmal, wider ihr Vermuthen ihre Meinung bald errathe, so kann ich es augenscheinlich wahrnehmen, daß sie darüber entsetzlich entrüstet, und misvergnügt wird, und ich habe schon manchmal geglaubt ich werde ihre Gunst verlieren, wenn ich sie etwa zu geschwinde verstand, eben da sie mir gerade nach ihren Gedanken die schwereste Frage vorlegte.

Doch heute hat sie auf einmal meine Klugheit gänzlich überwunden, denn als sie aus ihren Putzzimmer weggieng, sagte sie weiter nichts als dieses, Ihr wißt es schon, Marie! und setzte sich geschwind in ihren Wagen. Was ich aber wissen soll, das ist für mich noch ein großes Geheimniß, wo ich es aber nicht heraus kriege, ehe sie nach Hause kömmt, und noch sehe ich keine Möglichkeit dazu vor mir, so wird sie ganz gewiß vierzehn Tage lang über meine Dummheit verdrüßlich thun, und es mir wohl hundertmal sagen, daß ich gar nicht mit denjenigen nothwendigen Eigenschaften versehen wäre, auch nur die geringste meiner Pflichten zu erfüllen, und vielleicht wird sie den nächsten Schlepprock den sie ablegt der Frau Verwalterin geben. Ich bin,

Mein Herr,

ihre ergebene Dienerin
Maria Klugin.

* *

Sieben und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 10. März.

An den Müssiggänger.

Mein Herr!

Ich bin die unglückliche Frau eines Bürgers, der für einen witzigen Kopf will angesehen seyn, und ich glaube mein Schicksal verdienet eben so viel Mitleiden, als jemandes, das sie in ihren Blättern bekannt gemacht haben.

Ich heyrathete meinen Mann, drey Monathe hernach als er seine Lehrjahre ausgestanden hatte. Wir nahmen unser Geld zusammen, und kauften uns einen weitläuftigen und ansehnlichen Kramladen, worinne er sich fünf und ein halbes Jahr sehr fleißig und ehrlich bezeugte. Die Bekanntschaft welche bey Anfängern theils aus Neugier theils aus Freundschaft errichtet wird, ward durch ein gutes Zutrauen und Hochachtung fortgesetzet. Und jeder Kundmann, der mit seiner Bewirthung und Einkaufe vollkommen zufrieden war, wieß uns einen andern zu, und wir hatten Tag und Nacht vollauf zu thun.

Jeden Tag nahm unser Vermögen und Ansehen zu. Mein Mann ward auf der Börse oft von den reichsten Kaufleuten zu Tische eingeladen, und wenn ich in Gesellschaft kam, machten mir die Rathsherren Weiber *allemal* überaus tiefe Complimente. Wir stellten Assignationen aus, und hatten immer beträchtliche Wechsel an baaren Gelde bey unserm Banquier einzuheben.

Sie

Sie können sichs leicht einbilden, daß ich vollkommen mit meinem Zustande zufrieden war, denn wer ist glücklicher, als derjenige, der alle Tage reicher wird? Und ich kann nicht leugnen, da ich mir einbildete in kurzem sehr leicht noch einmal eine Stadtrichters Frau zu werden, so brach ich meine Bekanntschaften mit einigen meiner Nachbarinnen ab, und gab meinem Manne den Rath sich gute Gesellschaften zuzulegen, und nicht mehr mit so nichtswürdigen Leuten umzugehen.

Mit der Zeit fand er, daß das Bier seinen Umständen nicht mehr zusagen wolle, daher gieng er alle Abende auf den Weinkeller, wo er unter eine Gesellschaft von Kunstrichtern gerieth, die über die Verdienste verschiedener Schauspieler sich unterredeten. Diese müßigen Herren nahmen ihn mit in die Comödie, darauf er aber das erstemal nicht sehr Achtung gab, denn er gestand mirs, daß er selten wisse was sie da machten, und daß er, weil die andern ihn alleine ließen, gemeiniglich an seine Handlungsgeschäffte dächte.

Da er einmal dahin gegangen war, so gieng er immer wieder hinein, und ob ich ihm gleich oft sagte, daß die drey Schillinge ordentlicher Weise weggeschmissen wären, wurde er endlich so begierig darauf, daß er nicht einen einzigen Abend die Comödie versäumte, und mich selbst nöthigte mit ihm zu gehen. Ich gieng mit ihm in ein Trauerspiel, welches Macbeth betittelt war, und als wir wieder zu Hause kamen, sagte ich ihm, daß ich es ohnmöglich ausstehen könnte, daß sich die Manns- und Weibspersonen selbst zu solchen Narren machten, wenn sie vorgäben, daß sie Zauberer und Geister, Feldherrn und Könige wären, und im Schlafe gehen, ob sie gleich eben so gut wachen, als ihre Zuschauer. Er gab mir zur Antwort,

daß ich mir höhere Begriffe davon machen müßte, eine Comödie sey der vernünftigste Zeitvertreib unter allen, und man könne da sein Gemüthe am allerbequemsten, nach vollbrachten Geschäfften des Tages erlustigen.

Nach und nach wurde er mit einigen Schauspielern bekannt, und wenn die Comödie vorbey war, brachte er sie sehr oft mit zum Abendessen, und dafür hatte er auch die Erlaubniß hinter den Scenen stehen zu dürfen.

Er fieng bald an, auch des Morgens einige Stunden mit solchen Thorheiten zuzubringen, und gieng mit seiner Gesellschaft fleißig in die Probierstunden, aber er ward dieser Art des Müßiggangs bald überdrüßig, und behauptete, daß die Comödien ohne Gesellschaft dabey zu haben nichts taugten.

Sein Eifer für diesen Abendzeitvertreib ward immer stärker. Er kaufte sich einen Degen, und zahlte nunmehr fünf Schillinge alle Abende für einen Platz in der Loge. Er gieng auch zuweilen an einen Ort, den er das grüne Zimmer nannte, wo alle süsse Herren seiner Zeit zusammen kommen, und wenn er einmal da gewesen ist, so thut er zwey bis drey Tage nichts als ihre artigen Scherze zu wiederholen, und ihre gehabten Streitigkeiten zu erzählen.

Er hat nunmehr an nichts weiter sein Vergnügen als an Comödien, und ladet alle Wochen dreymal einige Schauspieler zu sich auf ein Glas Wein, um sich mit ihnen von Schauspielen zu unterhalten. Seine erste Arbeit früh Morgens ist den Comödienzettul zu lesen. Und wenn er sich etwan einer Stelle aus dem vorzustellenden Trauerspiele erinnert, so tritt er für den Laden, und saget sie so *laut* und mit so seltsamen Geberden her, daß jedermann wer vorbeygehet auf der Gasse stehen bleibt.

Da

Da ich ihn geheyrathet hatte, war sein größtes Vergnügen zu hören, daß man den guten Zustand seines Gewölbes lobte, und zu sagen, wie viel Vermögen er sich durch diesen Handel erworben hätte: aber auf die letzte wurde er aller Geschäffte überdrüßig, und es ist ihm nichts lieber, als wenn man ihm saget, daß er vollkommen wie der Comödiant Mossop spricht.

Denn bey seiner neuen Gesellschaft, hat er sich eine ganz andere Sprache angewöhnt, und er redet beständig in einem solchen Tone, daß kein Mensch ihn verstehen kann. Wenn ein Kundmann länger mit ihm spricht, als er willens ist ihm zu zu hören, so beklaget er sich, daß ihm eine solche nichtsbedeutende Schwatzhaftigkeit entsetzlich beschwerlich falle. Er lacht allemal über die Briefe seiner Freunde wegen ihrer kriechenden Schreibart, und hat es schon mehr als einmal gesagt, daß er unmöglich mehr auf alle Kleinigkeiten, die in seinem Gewölbe vorkämen, Acht haben könne.

Es ist ein Glück für mich, daß ich mich ein wenig aufs Buchhalten verstehe, weil er selten mehr in den Laden kömmt. Denn seit dem ihn einer von seinen Freunden in den Kopf gesetzt hat, er habe ein gutes Genie zur tragischen Dichtkunst, so schließt er sich manchmal sechs bis sieben Stunden lang in seinem Zimmer ein, und wenn ich ihm einen Brief zu lesen oder zu unterschreiben hinaufbringe, höre ich ihn von nichts weiter reden, als daß er mit sich selbst, von Liebe, Schönheit, Freundschaft und Tugend, am meisten aber von Freyheit und Liebe fürs Vaterland spricht.

Ich möchte herzlich gerne wissen, mein Herr, was man von einem Kaufmann halten müsse, der beständig von der Freyheit spricht, denn dieses Wort hat mein Mann

seitdem er in die Gesellschaft der witzigen Köpfe gerathen ist, immer im Munde. Er steht bey aller Gelegenheit, wegen unserer Freyheit in Sorgen, und erklärt sich frey, daß er alles für die Freyheit wagen würde. Was will er mehr damit sagen? Ich dächte er hätte Freyheit genung, und es würde für mich und ihn besser seyn, wenn er nicht so viel Freyheit hätte.

Er hat einen Freund, den er einen Kunstrichter nennet, und welcher alle Wochen zweymal zu ihm kömmt, und dasjenige sich vorlesen läßt, was er geschrieben hat. Dieser Freund sagte ihm, das Stücke sey etwas unordentlich eingerichtet, doch wären einige Scenen überaus stark, und der Character des Bombulus sey besonders vorzüglich schön. Mein Mann drückt ihm sodann die Hand, nennt ihn seinen besten Freuud, dankt ihm für seine Aufrichtigkeit, und sagt, daß er alle Schmeichelen verabscheue. Selten wird sein guter Freund von ihm weggehen, daß er ihm nicht ein paar Guineen leihen sollte, und ich fürchte, daß er vor einigen Tagen gar an einem gewissen Ort Bürge für ihm geworden ist.

Bey einer solchen Lebensart ist der Credit unsrer Handlung überaus gefallen, und ich glaube schwerlich, daß die Ehre meines Mannes seitdem er ein Witzling geworden, sehr zugenommen haben mag: denn er ist in der Gesellschaft immer der letzte, und fürchtet sich seine Meinung eher, als bis die andern geredet haben, zu entdecken. Da er hinter seinen Comtoir saß, war er immer aufgeräumt, munter und scherzhaft wie ein Mann, welcher weiß was er zu thun hat, und der jedem frey ins Gesichte sehen kann. Aber unter den witzigen Köpfen und Kunstrichtern, ist er furchtsam einfältig und ein Kopfhänger geworden. Ueberreden sie ihn doch, mein lieber Herr Müssiggänger wo sie können,

daß

daß er wieder zu seiner angebohrnen Lebensart zurückkehret. Sagen sie ihm, daß der Witz niemanden reich mache, daß es aber Oerter gebe, wo die Reichthümer einen allemal zu einen Witzlinge machen können. Ich bin ꝛc.

Deborah Würzin.

* *

Acht und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 17. März.

Es ist wohl keine Art des Müssigganges, wodurch wir leichter verführt werden können, als diejenige, welche den Schein einer Beschäfftigung hat, und die dem müssigsten Menschen einbildet, er habe etwas zu thun, das er nicht versäumen dürfe, und ihn daher in beständiger Bewegung erhält, und geschwinde von einem Orte zum andern herum treibet.

Derjenige welcher immer stille sitzt, und in seinem Stuhle der Ruhe genießet, betrüget sich eben so sehr als andere. Er weiß daß er nichts thut, und kann seine Nichtswürdigkeit mit nichts anderm zu frieden stellen, als daß er, wie es die Faulen täglich und stündlich machen, sich immer entschließet eine andere Lebensart anzufangen.

Nichts zu thun scheut sich ein jeder, und gleichwohl fürchtet sich auch ein jeder für allzu vieler Arbeit. Man hat daher unzählige Mittel erdacht, wobey man sich ohne Arbeit bewegen und ohne viele Mühe beschäfftigen könnte. Der größte Haufe derjenigen, die das Glück mit hinlänglichen Mitteln versehen hat für sich selbst zu leben, und die

der Mangel nicht zur Handlung oder Handarbeit nöthiget, spielen ihre ganze Lebenszeit hindurch mit Schattenbildern die einer Beschäfftigung ähnlich sehen, ohne am Ende selbst zu wissen, was sie gethan haben.

Solche geschäfftige Müssiggänger trifft man aller Orten an. Einige laufen in alle Auctionen, ohne daß sie willens sind etwas zu kaufen; und andere erscheinen ordentlich auf der Börse, ob man sie gleich weiter nicht als nur von Person kennet. Einige machen immer Parthien Gesellschaften zu besuchen, woran sie wenig oder gar keinen Geschmack finden; und andere lassen alles stehn und liegen, wenn sie nur einen Parlementsschluß, der ihnen doch gar nicht angehet hören können.

Diese Leute kommen mir niemals lächerlicher vor, als wenn sie sich voll Verdruß beklagen, daß ihre eitlen Unternehmungen durch so viele Zufälligkeiten unterbrochen würden. Ein Tiger, den man erst neulich eingesperrt hat, ist wahrhaftig ein fürchterlicher Anblick, aber er ist bey weitem nicht so zornig als Jacob Tulpe, wenn man ihn von der Gartenlust abhält, oder Thomas Versifex, wenn er gehindert wird, die erste Vorstellung eines neuen Schauspiels zu sehen.

Die politischen Händel sind unter allen die größten und weitläuftigsten, daher wird auch ein solcher eingebildeter politischer Kannegießer weit mehrere und wichtigere Geschäffte haben, als andere die sich mit nichtswürdigen Kleinigkeiten abgeben. Herr Schwarz, der doch nicht eines Kreuzers werth besitzet, und von gar keiner Erheblichkeit ist, erkläret sich öffentlich für einen eifrigen Anhänger der Franzosen, und jeder Wind macht ihn krank, der etwa das Paquetboot aufhält, und noch mehr kränkt er sich bey jeder Nachricht, daß ein Maloischer Kaper auf seiner Kreuzfahrt

weg-

weggenommen worden. Er weiß sehr wohl, daß alles was er thut oder spricht weiter nichts als ein Gelächter verursachet; er weiß es, daß er weder das Gute dadurch beschleunigen, noch das Böse verhindern kann, und daß sich aus seiner Freude oder Betrübniß kein Mensch etwas macht; und doch ist sein Eifer und seine Neubegierde so groß, daß er barfuß bis nach Gravesande laufen würde, wenn er es nur zuerst erfahren könnte, das die Engländer eine Schlacht verlohren, und er würde wer weiß wie weit, dem Felleisen entgegen gehen, wenn er es nur eröffnen dürfte.

Die Gelehrsamkeit wird überhaupt als eine angenehme Sache angesehen: daher giebt es genung Leute, die beständig gelehrt thun wollen. Unter diesen geschäfftigen Gelehrten nimmt gewiß mein Freund **Thomas Unruhe** den ersten Platz ein. * * * * * * * * * * * * * * * *

Er hat sich schon längst für einen Mann der Wissenschaften besitzet angegeben: aber das ist eben seine Sache nicht, viel Zeit aufs Bücherlesen zu wenden, denn er ist der Meinung, daß es nur wenige Bücher werth wären, durchgelesen zu werden, sie machten einen nur noch verwirrter, verhinderten die Freyheit zu denken, und verdürben die guten Sitten, die doch zu einer angenehmen Lebensart unumgänglich nöthig wären. Daher hat er auch einen andern Weg ausfündig gemacht gelehrt zu werden. Sobald er aufgestanden ist gehet er aufs Coffeehaus, wo er sich ganz nahe zu solchen Leuten setzt, von denen er glaubt, daß sie vernünftige Discourse führen; er hört ihren Unterredungen zu, und schnappet etwas davon auf, das wenn es hernach durch sein eigenes Gehirne durchgewandert ist, einem Nichts so ähnlich wird, daß es gar nicht mehr das vorige ist. Das trägt er hernach von einem seiner Freunde

de zum andern herum, und höret wieder was diese dazu sagen; indessen kommt die Tischzeit heran, wo er Zeit hat ein wenig mit sich selber zu sprechen. Und da ein jeder großer Geist dadurch so zu sagen etwas ausruhet, wenn er sich zuweilen zu kleinen Geistern herunterläßet, so wird auch er mit solchen Leuten sich zu ergötzen suchet, die mit Erstaunen seine Weisheit und Jugend bewundern.

Des Abends hat er wieder andere Ergötzungen für seinen Verstand. Er besucht alle Disputir- und Rednergesellschaften, wo er mit halben Ohren höret, was er doch, wenn er es auch ganz hörete nur halb verstehen würde; er geht sodann mit einem frohen Bewustseyn, daß er den Tag wohl angewendet habe nach Hause, legt sich voller Ideen zu Bette, und steht des Morgens eben so leer wieder auf.

* *

Neun und vierzigstes Stück.

Sonnabends, den 24. März.

Vorgestern Abends speiste ich bey meinem Freunde William Marvell. Seine Geschäffte hatten ihn genöthiget, eine Reise nach Devontshire vorzunehmen, von der er eben zurückgekommen war. Er weiß das ich ein Liebhaber von Erzählungen bin, daher war ihm meine Gesellschaft außerordentlich angenehm, denn dies gab ihm Gelegenheit, die Begebenheiten seiner kleinen Reise umständlich auszukramen.

William gehört nicht mit unter diejenigen, welche auf Reisen gehen und wieder nach Hause kommen, ohne

etwas

etwas erhebliches erfahren zu haben. Die Geschichte seiner Reise ist so wunderbar, daß sie einen jeden der nur immer hintern Ofen brütet, schrecklich vorkommen muß. Denn er hat binnen zehn Tagen so viel Gutes und Böses ausgestanden, daß er sich kaum entschließen kann, seinen Körper oder seine Seele noch einmal solchen Gefahren und Strapazen auszusetzen.

Da er des Morgens von London weg gieng, war es helle und schien ein schöner Tag zu werden. Aber Marvell ist zum Unglücke gebohren. Denn es begegnete ihm, was vielleicht schon manchem begegnet ist, es fieng an zu regnen, als er kaum zehn Meilen gereist war. Was sollte er nun anfangen! Umzukehren hielte er sichs für eine Schande, er that also was der König in Preussen ebenfalls würde gethan haben. Er schlug seinen Hut herunter, knöpfte seinen Mantel zu, ritte getrost seinen Weg fort, und tröstete sich mit stoischer Standhaftigkeit, daß alles was zu heftig anfängt, nicht lange dauert.

Sein Muth ward nicht lange auf die Probe gestellt, denn nachdem er ohngefähr eine halbe Meile geritten war, erblickte er ein Wirthshaus, wo er naß und müde eintrat, und daselbst gute Aufnahme und Erfrischungen fand. Nachdem er sich beynahe zwey Stunden aufgehalten, sahe er, daß der Himmel sich wieder aufgeklärt hatte, er ließ daher sein Pferd satteln, und langte glücklich im ersten Nachtlager an, ohne daß sich weiter etwas merkwürdiges zugetragen hatte.

William glaubte, daß man sich auf die Arbeit auch ein Vergnügen machen, und die Kräfte, die zu einer so wichtigen Unternehmung nöthig wären, durch hinlängliche Speise müsse zu erhalten suchen. Daher ließ er sich eine trefliche Abendmalzeit zurichten, trank zwey Flaschen rothen

Wein,

Wein, und schlief die halbe Nacht ganz ruhig. Aber er erwachte noch ehe der Tag anbrach, und konnte sich im Voraus schon auf seine Fortreise freuen, denn der Regen schmiß so entsetzlich an seine Fenster an, daß er glaubte, es müßte alles zu Grunde gehen. Da er aufstand, fand er, was er befurchte, nämlich die ganze Gegend war unter Wasser gesetzt. Er setzte, mit noch einem Gesellschafter der eben auch diesen Weg nahm seine Reise fort, und kam sicher an den Ort, wo er zu Mittage speisen wollte, obgleich das Pferd immer den Koth um ihn herumwarf.

Nachmittage verließ ihn seine Gesellschaft, und er ritt ganz alleine fort. Er mußte durch viele Wasser setzen, davon er die Tiefe manchmal nicht ergründen konnte; und er kann nicht daran gedenken, ohne sich wegen seiner Unbesonnenheit einen Verweis zu geben. Aber was man sich einmal vornimmt, das muß durchgesetzt seyn. Und Marvell ist nicht feigherzig.

Nur wenige die zu Hause in ihren warmen Federbetten liegen, denken daran was andere ausstehen müssen, die vielleicht eben so zärtlich erzogen sind, und so gute Empfindungen haben als sie. Mein Freund sollte nunmehr die zwote Nacht über funfzig Meilen von seiner Heimat schlafen, in einem Hause, das er niemals gesehen, und unter Leuten, bey denen er ganz fremde war, und nicht wußte, ob er gut oder übel würde aufgenommen werden. Zum Glück ward er ein ansehnliches Wirthshaus gewahr, und ritt getrost in den Hof hinein, und da er gehört hatte, daß man sich sein Ansehen, selbst durch die Art, mit der man es fordert, erwerben müsse, übergab er dem Hausknechte sein Reisegeräthe mit trotziger Stimme, und als er ins Haus trat, rufte er in einen gebieterischen Tone nach ihm.

Den

Den dritten Tag stand Marvell mit der Sonne auf. Und da fieng sich erst die Noth und Gefahr recht an, die er keinem Menschen zu erfahren wünschte. Die Straßen waren nun nicht mehr so volkreich, und die Gegend selbst sehr dünne mit Einwohnern besäet. Er ritte manche verdrüßliche Stunde allein durch Morast und Wasser, ohne daß ihm eine Seele in vier Meilen begegnet wäre, mit dem er nur ein einziges Wort hätte reden können. Er gestand es mir offenherzig, daß ihn zuweilen recht bange geworden, und er sich wohl hundertmal wieder nach Hause gewünschet, wenn er in dieser traurigen Gegend, rund um sich her, nichts als blanke Felder, nackte Bäume, unnebelte Berge, und überschwemmte Ebenen gesehen hätte. Sein einziger Trost war aber bey alle dem noch dieser, daß niemand von seinen Freunden an seinen Beschwerlichkeiten Theil nahm, um die er sonst weit mehr als um sich selbst würde besorgt gewesen seyn. Er hatte auch zuweilen an den Müssiggänger gedacht, und gedachte wie glücklich er sey, daß er sich in bequemere Umstände gesetzt sähe, welcher sonst, wenn er dergleichen Schreckenbilder um sich sehen sollte, wie er, weiter nichts würde gethan haben, als daß er sich niedergelegt und für Gram gestorben wäre.

Mitten unter diesen Betrachtungen kam er in eine Stadt, wo er sein Mittagsmal einnahm, das ihn bald auf angenehmere Gedanken brächte. Aber die Freuden dieses Lebens sind kurz, und die Beschwerlichkeiten desselben allezeit länger. Er setzte sich auf sein Pferd, und ritt funfzehn Meilen weiter fort, durch nichts als Moräste und Wüsteneyen.

Endlich gieng die Sonne unter, und alle Schrecknisse der Finsterniß kamen über ihn. Er bereute seine Thorheit, daß er sich ein so langes Ziel seiner Ruhe gesetzt hätte,

doch

doch gieng er immer vor sich weg auf einem Fußsteige, den er nicht mehr zu sehen im Stande war. Bald kam er plötzlich ins Wasser, und bald mußte er wieder durch einen beschwerlichen Morast, ohne das er wußte wo er hinkäme, und ob nicht der nächste Schritt sein letzter.

In dieser abscheulichen Finsterniß seiner nächtlichen Reise blieb sein Pferd auf einmal ganz stille stehen. Marvell hatte vielerley Erzählungen gehört, daß die Pferde, wenn sie etwas merkten, nicht fort wollten, er wußte also nicht was ihm für eine Gefahr bevorstehen möchte. Bald bildete er sich ein, er wäre vielleicht am Ufer eines stillen und tiefen Wassers, bald glaubte er, ob etwa ein todtes Aas im Wege läge. Er saß eine Weile ganz stille, alle seine Gedanken zusammen zu nehmen: und da er absteigen und sich umsehen wollte wo er wäre, kam ein Mann mit einer Laterne und machte den Schlagbaum auf. Er nahm sich hierauf einen Wegweiser mit bis zur Stadt wo er glücklich anlangte, und ganz ruhig ausschlief.

Das übrige seiner Reise war mit lauter Gefahr verknüpft. Er kletterte Hügel auf und nieder, die man nur schon mit Grausen ansieht. Er reiste durch Moräste, die wie der Serbonische Sumpf * waren, worinne ganze Armeen versunken sind. Er setzte durch Flüsse, wo der Strom so heftig rauschte, wie der Egra in Severn, oder wagte sich auf Brücken die unter seinen Füssen erschütterten, und wo er nichts als schäumende Strudel und fürchterliche Abgründe vor sich sahe. Er wanderte durch unwirthbare Wüsten, wo ihn alle Elemente verfolgten, der Schnee ihm

ins

* Dieser Sumpf lag am Berge Casius, in dem steinigten Arabien, und soll nach Strabonis Bericht tausend Stadien im Umfange gehabt haben.

ins Angesichte getrieben wurde, und die entsetzlichsten Sturmwinde für seinen Ohren heulten.

Dieses sind die Farben, womit Marvell seine Begebenheiten schildert. Er hat es sich angewöhnt alles in hochtrabenden Worten, und alles vergrößernden Bildern zu sagen, und eine wahrhafte Beschreibung von einer Sache zu machen, stehet nicht in seiner Gewalt. Eine Straße, worauf die größten Lastwagen ohne Schwierigkeit fahren, und der Postbote alle Tage hin und her läuft, ist für ihn mit so viel Ungemächlichkeiten angefüllt, als ob er in der Siberischen Wüsten sich befände; und er wird nichts weglassen, seine Gefahren auf eine rechte romanenhafte Weise vorzustellen, als die Riesen und Drachen. Wenn man seine fürchterliche Reise, mit wenig Worten erzählen sollte, so würde nichts herauskommen, als daß der Weg wegen des Winters etwas kothig gewesen, und daß er dabey die gewöhnlichen Abwechselungen des Regens und Sonnenscheins erfahren müssen.

* *

Funfzigstes Stück.

Sonnabends, den 31. März.

Marvels Character hat in verschiedenen Gemüthern bald Vergnügen bald Verachtung erreget, weil sie nicht gnugsam überlegen, daß sie sehr oft dergleichen übertriebene Erzählungen selbst zu hören kriegen, oder wohl gar selber auf die Bahn bringen.

Denn es wird wohl unter allen Menschen, die aus jedem Stande auf dem Erdboden herumschwärmen, nicht einen

einen einzigen geben, der nicht etwas außerordentliches von sich selbst sollte zu erzählen haben; und der nicht zu einer oder der andern Zeit, seine Freunde mit seinen eigenen zufälligen Begebenheiten und Glücksveränderungen unterhalten sollte. Mit solchen Begebenheiten und Veränderungen, die sich im gemeinen Leben sehr oft, entweder auf eben diese Art, oder auch nur mit einem geringen Unterschiede zutragen, die dem Befehlshaber einer Armee, dem Autor an seinem Schreibepulte, dem Schiffer der sich dem Winde und Wellen Preis giebt, eben sowohl als dem Landmanne dessen längste Reise bis in die Stadt zu Markte ist, begegnen können.

Wie die Welt itzo beschaffen ist, wandert wohl mancher durch Schackespears sieben Schauplätze des Lebens, ohne daß ihm etwas sonderliches oder wunderbares begegnet. Aber die Menschen sind nun schon so beschaffen, daß dasjenige, was sie zu der Zeit, wenn sie es blos an andern sehen, als ganz gemein und gleichgültig betrachten, ihnen doch sogleich sonderbar und merkwürdig wird, wenn sie es selbst zu fühlen bekommen.

Es ist jedermann bekannt, daß nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, Leute krank und wieder gesund werden, daß dem einen sein Anschlag gelingt und dem andern mißräth, daß Freunde einander verlassen und wieder sehen können. Es ist nichts sonderbares, daß einige unwillig werden, wenn man ihnen doch zu gefallen bemühet ist, und andere gefallen, eben da sie sich am wenigsten um Beyfall bewerben. Es ist ganz natürlich, daß Manns- und Weibspersonen zuerst von ohngefähr zusammen kommen, eben sowohl wie andere die Bekanntschaften zu machen suchen; daß sich die Bekanntschaft in Liebe verwandelt, und diese durch eine Heyrath entweder vermehret oder vermindert

dert wird; daß man Kinder hat, die ganz verschiedene Gemüthsarten und entgegen gesetzte Tugenden besitzen, daß einige davon noch vor ihren Eltern sterben, andere aber sie überleben können.

Aber nun lasse man einmal jemanden seine eigene Historie erzählen; gewiß, nichts von allem diesen wird ihn nach der gemeinen Ordnung der Dinge betroffen haben: überall wird er etwas haben, das seine Ruhe stöhret, und eine ungewöhnliche Verbindung gewisser Umstände, wird ihn sogleich zum glücklichsten oder elendesten unter allen Sterblichen machen. Denn wenn es aufs Vergnügen oder Unglück ankommt, wird ein jeder, wenn sie auch noch so gemein wären, sich doch blos mit der seinigen trösten, oder beunruhigen.

Es ist gewiß, wenn die Kunst nicht das ihrige beytrüge, viele von den Ergötzlichkeiten des Lebens zu vermehren, so würde bald alles Annehmliche dabey zu Grunde gehen. Wenn es nicht Menschen gäbe, die von mehr Vergnügen zu sagen wüßten, als sie wirklich fühlen, so würden diejenigen, die am meisten davon empfinden, sehr selten beneidet werden. Wenn die Reisenden die Werke der Kunst so beschreiben wollten, wie sie dieselben gesehen und betrachtet hätten, so würde alle Lust zu reisen mit einem male aufhören. Die treflichsten Gemählde eines Raphaels würden ohnbemerkt dahängen, und die Gärten zu Versailles würden einer Eremitage gleichen. Alles Vergnügen das man empfunden hat, ist am Ende nichts weiter als eine prächtige Lügen, man will gerne bekannt werden, darum macht man weitläuftige Erklärungen von Schönheiten, wobey das Auge wohl selbst überdrüßig war, sie zu betrachten, und erzählt Histörchen von glücklichen Auftritten des Lebens, davon vielleicht, wenn mans recht sagen sollte, der letzte der glücklichste gewesen ist.

Der Ehrgeiz eine höhere Empfindung und höhere Denkungsart zu besitzen, macht es auch manchmal, daß die Liebhaber der Künste zuweilen in Entzückung gesetzt werden, die sie andern hernach mittheilen, und jeder ist bemühet, zuerst sich selbst zu hintergehen, und sodann den Betrug weiter fortzupflanzen.

Der Schmerz ist dergleichen wunderseltsamen Redensarten nicht so sehr ausgesetzt, als das Vergnügen. Die Schmerzen einer Krankheit, und die Empfindung eines unvermeidlichen Unglücks sind manchmal von solcher Art, daß man sie nicht sowohl durch Worte, sondern blos durch Aechzen, Seufzer und abgebrochene Wehklagen ausdrücken kann. Der Mensch hat schon von Natur eine gewisse Sprache für den Schmerz, aber für das Vergnügen fehlt ihm dieselbe, denn er genüßet es allemal in einem solchen Grade, daß keine ordentlichen Redensarten gefunden werden, die demselben nur gleich kommen, geschweige denn, daß sie es noch übertreffen sollten.

Nichts destoweniger ist es auch gewiß, daß manche schmerzhafte Zufälle eben sowohl als die freudigen Begebenheiten durch rednerische Zierrathen erhaben werden, und das Gemählde davon meistentheils größer ausfällt, als das Urbild.

Wenn wir unsere Empfindungen des Beyleids gegen einen andern zu erkennen geben wollen, es mag nun aus Freundschaft geschehen, oder als ein bloßes Compliment anzusehen seyn, so erlaubet die Mode der Welt nicht dabey die strenge Wahrheit anzuwenden. Ja vielleicht würden wir auch zuweilen den besten Freund wohl eher damit erzürnen, als ihn trösten, wenn wir bey dieser Gelegenheit allemal die Gedanken unsers Herzens aufrichtig sagen wollten. Daher erlauben es auch die strengsten Moralisten,

der-

dergleichen Formeln in unsern Complimenten zu gebrauchen, ohne dabey auf ihren buchstäblichen Verstand Achtung zu haben, wenn sie entweder unsere Hochachtung oder Freundschaft, die wir gegen den andern tragen, erfordert, weil ohnedem schon jedermann weiß, daß man dadurch nicht die Grade, sondern blos die sinnliche Vorstellung unserer Empfindungen zu erkennen geben wolle.

Aber dergleichen Nachsicht kann man denjenigen nicht verstatten, welche die Gefahren und den Kummer, daran sie selbst Schuld gewesen, vergrößern wollen, weil sie dadurch die Aussicht in die Zukunft verdunkeln, und die Pein die wir in unserm eigenen Zustande empfinden, durch dergleichen unnöthige Schrecknisse vermehren. Diejenigen, welche das Vergnügen größer machen, als es ist, sind ohnstreitig weniger gefährliche Betrüger, aber sie erregen doch gleichwohl solche Hoffnungen in uns, davon man sicher seyn kann, daß sie zuletzt fehlschlagen. Am besten wäre es also, wenn wir ein jedes Ding uns so vorstellten, und so erzählen hörten, wie es an sich selbst ist, damit man sich dafür nicht allzu ängstlich fürchten, oder es allzuhitzig nachzumachen suchen dürfe.

* *

Ein und funfzigstes Stück.

Sonnabends, den 7. April.

Man hat gemeiniglich angemerkt, daß die größten Leute am wenigsten groß sind, wenn sie zu Hause seyn; daß der schönste Character vieles von seinem Glanze verlieret, wenn man sie etwas näher betrachten kann, und daß mancher, der in der Welt einen großen

Ruhm vor sich hat, sich sehr wenig Hochachtung in seinem eigenen Hause zu erwerben weiß.

Einen tadeln oder verachten ist sehr leicht und natürlich. Wenn die That am Tage liegt, und die Ursachen derselben außer Zweifel gesetzt sind, so wird es allemal einer Nachläßigkeit oder Bosheit schuld gegeben. Diese Ungleichheit zwischen dem öffentlichen und häuslichen Ansehen, wird daher sowohl der Verstellung, als der übeln Gewohnheit zugeschrieben, daß man sich insgeheim allemal dasjenige nachsiehet, was man für den Augen der Welt sorgfältig zu verbergen sucht.

Das Laster bleibt allemal verächtlich. Selbst die Hoheit des großen Alexanders, obgleich Nationen sich für ihm demüthigten, ward doch gewiß sehr wenig von seinen Freunden geachtet, welche Zeugen von seinen nächtlichen Ausschweifungen abgaben; die ihn in der Trunkenheit seinen Freund ermorden, und den Persianischen Pallast blos auf Anstiften einer Hure hatten anzünden sehen. Und man wird sich unter uns noch sehr wohl erinnern, daß der Geiz eines Marlborough, ihn zum Sclaven seiner eignen Frau machte, da ganz Frankreich ihn als seinen Sieger fürchtete, und der Kaiser ihn als seinen Beschützer ehrte.

Ob nun gleich allemal wo das Laster ist, sich auch ein Mangel der Hochachtung findet, so ist es doch im Gegentheile falsch, daß da wo der Mangel der Hochachtung sich zeiget, allemal ein Laster zum Grunde liegen müsse. Die Ehrfurcht, welche große Thaten und Verdienste einflößen sollten, wird schlechterdings durch den beständigen Umgang um ein merkliches vermindert, ob man gleich nichts ungereimtes und strafbares darinne wahrnehmen sollte.

Die Menschen sollten wir, wie jede andere Sache, niemals anders, als nach unserer Erkänntniß beurtheilen.

Wenn

Wenn wir daher von einem Helden allein seine Schlachten, oder von einem Schriftsteller seine Bücher ansehen, so werden wir freylich nichts antreffen, was in unsern Gedanken seine Größe vermindern könnte. Wir betrachten den einen als den Beschützer des Vaterlandes, und den andern als einen Lehrer der Menschen. Wir haben weder Gelegenheit noch Ursachen vor uns, die kleinen Umstände ihres Lebens, und die weniger kenntlichen Eigenschaften ihres Characters zu untersuchen: daher nennen wir sie allezeit mit der gewöhnlichen Hochachtung, und vergessen dabey, daß sie auch sterbliche Menschen sind, wie wir alle.

Dem ohnerachtet geht es doch in der Welt nicht anders, als daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige, die meiste Zeit ihres Lebens auf einerley Weise zubringen müssen. Die Menschen, sie mögen nun durch äußerliche Umstände, oder innerliche Vorzüge unterschieden seyn, wie sie wollen, haben alle einerley Bedürfnisse, einerley Sorgen, und in Absicht auf das blos sinnliche, auch einerley Vergnügen. Die kleinen Sorgen und kleinen Pflichten hat jedermann in einem jeglichen Stande gemein, und alle Stunden haben wir Gelegenheit eine allgemeine Gleichheit wahrzunehmen. Wir müssen uns alle ankleiden, und wenn wir hungrig sind essen, und der Sieg eines Feldherren, die Vorlesung eines Weltweisen, endiget sich eben sowohl, wie die beschwerliche Arbeit eines Schmidts oder Ackermanns, entweder mit einer Mahlzeit oder mit dem Schlafe.

Diese Betrachtungen aber, welche die Vernunft in diesem Falle den Sinnen entgegen setzen sollte, behalten nur selten die Oberhand in unserer Seele, sondern wir heben sie blos in unserm Gedächtnisse als einen Schatz auf, den man bey Gelegenheit, wenn es nöthig seyn möchte,

wieder hervorsucht. Wenn daher gleich jemand etwas geschrieben oder gethan hat, seine Lehren oder Thaten mögen noch so gut seyn, so werden wir uns kaum überreden können, die unerhebliche Gleichheit, die er in seinem gewöhnlichen Bezeigen äußert, dabey aus der Acht zu lassen. Wir werden uns niemals denjenigen als groß denken, von dem wir es doch mit unsern Augen sehen können, daß er sehr klein ist. Wir können uns auch nicht leicht überwinden, uns die verborgene Hoheit des Geistes in einem Menschen vorzustellen, der alle unsre Schwachheiten, und eine Menge unserer Thorheiten mit uns gemein hat: der sich eben so wie wir an schlechten Zeitvertreibe erlustiget, mit Kleinigkeiten beschäfftiget, und über die geringste Sache gleich böse wird.

So kann auch ein großes Ansehen nicht allezeit erzwungen werden, es sey denn, daß eine unüberwindliche Nothwendigkeit uns dasselbe gleichsam abnöthige. Aber dieser Zwang wird nur in wenig Fällen möglich seyn. Daher bleiben denn diese vorzüglichen Eigenschaften, welche nach unsern Gedanken die Hochachtung aller Menschen nach sich ziehen sollten, für denen meisten verborgen, so wie die unterirrdischen Schätze, über die jedermann, als über gemeines Erdreich hinweggehet, nicht eher geachtet werden, als bis die Noth uns dazu bringet, diese Goldgruben aufzuthun.

In den alten Zeiten, da die Siegesgepränge noch im Brauch waren, gab ein Sclave, welcher an den Triumphwagen an der Seiten des Feldherrn gefesselt war, ihm mit kurzen Worten die Erinnerung, daß er noch ein Mensch wäre. Aber in so großer Gefahr auch ein Sieger bey seinem Einzuge ins Capitolium stehen mag, die Schwachheiten seiner Natur zu vergessen, so war gewißlich an diesem Orte eine solche Erinnerung nicht nöthig. Die Bezauberung

würde

würde nicht lange gedauert haben, denn so bald er nur nach Hause gekommen, würde er wenige Stunden drauf seine Größe vergessen, und es ihnen selbst gezeiget haben, daß er ohnerachtet seines Lorbeerkranzes immer noch ein Mensch sey.

Es haben daher einige den Versuch gemacht, dieser häuslichen Verächtlichkeit zu entgehen, und sie bemühen sich allezeit weise und groß zu scheinen. Aber es wird vergeblich seyn, der Natur hierinne zu widerstreben. Eine ernsthafte Mine und langsame Sprache an sich zu nehmen, immer sauer zu sehen, und mit Zurückhaltung zu reden, das ist etwas sehr leichtes; aber es würde sehr lächerlich herauskommen, wenn man seine Weisheit da wollte sehen lassen, wo niemand dran zweifelt, und seine Tapferkeit da beweisen wollen, wo doch nichts zu fürchten ist.

Ein Mensch also, der seinen Stand darinn er sich befindet gehörig überleget, wird sich geduldig in den Lauf der Welt schicken, und da kein besonders Ansehen zu erlangen trachten, wo es ihm nicht viel helfen würde, bey wichtigen Gelegenheiten aber, da es ihm frey stehet, größer als andere zu seyn, wird er darauf zu sehen haben, daß er in gemeinen Vorfällen, es nicht zu wenig sey.

* *

Zwey und funfzigstes Stück.

Sonnabends, den 14. April.

Responsare cupidinibus. HORAT.

Die Uebung der Selbstverläugnung, oder Enthaltsamkeit von einem erlaubten Vergnügen, ist von den ältesten Zeiten her, beynahe unter allen Völ-

kern, als die höchste Staffel der Tugend, zu der nur immer ein Mensch gelangen könne, angesehen worden. Jedermann vereinigte sich, denen die größte Ehre und Hochachtung zu bezeigen, die denen Vergnügungen des Lebens entsagten, ob sie gleich anderntheils, diejenigen eben nicht verachteten, welche sich an dem Genusse derselben ergötzten.

Es ist die allgemeine Sprache der Völker, sie mögen gesittet oder ungesittet seyn, daß der Körper und die Seele in einem beständigen Streite gegen einander stehen, und keines von beyden im Stande sey, sich aus eigenen Kräften glücklich zu machen, wenn sie nicht beyde das Ihrige dazu beytrügen; und daß ein allzu sehr verzärtelter Leib den Geist schwäche, ein allzuerleuchteter Geist aber hinwiederum den Körper zu sehr abmatte. Und gleichwohl unterlässet man es nicht, diejenigen für andern hoch zu schätzen, die den Verstand dem Sinnlichen vorziehen, ihre höhern Seelenkräfte den niedern entgegen stellen, und für lauter Nachdenken und Heiligkeit, die Mängel und Begierden des thierischen Körpers aus der Acht lassen.

Man wird nicht leicht ein Land auf dem ganzen Erdboden antreffen, das es in der Policeyordnung so weit gebracht hat, seine Unterthanen in gewisse Classen einzutheilen, worinne sich nicht zugleich einige männliche und weibliche Orden durch eine freywillige strenge Lebensart unterscheiden sollten, und wo nicht der Ruhm ihrer Heiligkeit in Vergleichung mit ihren strengen Regeln, und der genauen Beobachtung derselben, allezeit größer seyn sollte.

Wenn eine Meinung, wozu man eben nicht aus Eigennutz angetrieben wird, sich weit ausbreitet und lange erhält, so ist es höchst wahrscheinlich, daß dieselbe entweder von Natur eingeflößt, oder durch Vernunftschlüsse herausgebracht worden sey. Aber ich habe auch schon ofte gesehen,

hen, daß dergleichen betrügliche Erdichtungen und leere Schattenbilder gar bald mit der Zeit verschwinden und die Probe nicht aushalten, und daß nichts fester gegründet sey, als die Wahrheit, welche durch neue Beweisgründe täglich mehr Macht und Eindruck gewinnt.

Doch eine Wahrheit, wenn sie zur Ausübung soll gebracht werden, kann gar leicht aus Eigensinn oder närrischer Einbildung zu manchen ungereimten Handlungen Anlaß geben, ob gleich ihr Hauptgrundsatz ganz richtig ist. Man kann daher nicht läugnen, daß eine richtige Ueberzeugung von der so nöthigen Einschränkung der Begierden viele ausschweifende und unnatürliche Casteyungen, und solche Einrichtungen hervorgebracht habe, die wenn man sie auch noch so glimpflich beurtheilen wollte, dennoch am Ende die Kräfte der Natur schwächen, ohne daß dadurch die Gottseligkeit eben sehr befördert würde.

Bey dem allen aber gehet der Lehre von der Selbstverleugnung an sich selbst nichts ab, wenn sie gleich übel verstanden oder angewendet wird. Man bemerket täglich und stündlich den heimlichen Kampf der Begierden wider unsere Vernunft, und jedermann weiß es, daß derjenige, welcher sich durch seine Lüste beherrschen lässet, der allerverächtlichste und elendeste Mensch sey.

Diese Furcht für einer so schimpflichen Knechtschaft muß allerdings viel Unruhe erregen, und die Klugheit erfordert es, sich für dergleichen Gefahren sicher zu stellen. Man kann auch sehr wohl durch eine baldige Vorsicht und Wachsamkeit diese Begierden unterdrücken, die, wenn man ihnen nur im geringsten etwas nachsehen wollte, gar bald eine unumschränkte Herrschaft über uns gewinnen würden. Diese Feinde müssen überwunden werden, weil sie sonst, wenn man sie einmal obsiegen lässet, nicht leicht wieder zu bändigen seyn möchten.

Nichts ist daher für unsere Glückseligkeit oder Tugend gefährlicher, als dasjenige Zutrauen, welches uns mit einer allzugroßen Meinung von unsern Kräften schmeichelt, und indem es uns versichert, daß wir uns unser selbst vollkommen mächtig wären, stürzet es uns ins Unglück. Manche werden sich daher sicher genung, und weiter als andere, in die Gränzen des Vergnügens wagen, sich mehr der glänzenden Freude überlassen, und näher an die Residenz der Sirenen machen; aber wer sich am allerbesten mit Standhaftigkeit und Vernunft bewaffnet zu seyn dünket, ist doch immer auf einer oder der andern Seite leicht zu verwunden, und es giebt einen gewissen Punkt, wovon man, wenn er einmal überschritten ist, nicht so geschwind wieder zurück kann. Es ist aber gewiß allemal weiser gehandelt, und man geht viel sicherer, wenn man sich lieber gleich anfangs etwas im Zaume hält, denn jeder Schritt, den man sodann thut, wird uns anreizen immer mehr und mehr vorwärts zu gehen, bis man endlich so tief in den Abgrund der Wollüste geräth, daß man zu träge und kleinmüthig wird, den Weg von selbst wieder herauszufinden.

Eine frühzeitige und strenge Uebung in der Verleugnung seiner selbst, ist daher das einzige, wodurch man seine ungestümen Leidenschaften zähmen, und die Ruhe und Unschuld behaupten kann. Auch die unschuldigsten Ergötzlichkeiten muß man sich zuweilen versagen; denn wer einmal alles erlaubte Vergnügen mit macht, wird gar bald der Herrschaft über sich selbst verlustig werden, und in kurzen entweder die Vernunft den Sinnen unterwerfen, oder ihr gar als einer verdrüßlichen Sache, die nur immer den Meister spielen will, den Abschied geben, und alles mögliche, was sich nur seinen Wünschen darstellet begierig ergreifen, ohne lange zu untersuchen, ob es recht oder nicht recht sey.

Niemand der sich von seinen Affekten beherrschen läßset, kann seine Pflichten mit gehöriger Genauigkeit und Ordnung erfüllen, und wer über die Macht der äußerlichen sinnlichen Gegenstände die Oberhand behalten will, muß zuvor Herr über seine eigenen Leidenschaften geworden seyn.

Wenn daher jener Römische Feldherr, bey seiner Schüssel Rüben saß, und ihm große Versprechungen gethan wurden, seine Treue zu verletzen; so fragte er die Gesandten, ob es sich wohl für einen Mann, dessen Mahlzeit aus Rüben bestünde, schicken möchte, sein Vaterland zu verkaufen. Hier sieht man, wie derjenige, der seine Sinnen zum Gehorsam gebracht hat, über alle Versuchungen hinaus, und im Stande ist, seine Tugend unparteyisch zu erhalten, und ihre Befehle ohne Anstoß zu befolgen.

Seine Seele über die Begierden zu erheben, ist also der Endzweck der Verläugnung, wovon ein alter Kirchenlehrer behauptet, daß sie nicht sowohl eine Tugend, sondern vielmehr die Grundfeste aller Tugend zu nennen sey. Wenn wir uns daher angewöhnen, uns desjenigen zu enthalten, was doch zu thun erlaubt ist, alsdenn werden wir stündlich unserer Standhaftigkeit neue Stärke geben, und uns dahin bringen, daß wir alle dem was auch nur das Vergnügen, oder der Eigennutz zu unserm Verderben darbieten möchte, widerstehen und es überwinden können.

Ende des ersten Theils.

Inhalt
derer im ersten Theile vorkommenden Betrachtungen und Abhandlungen.

I. Stück. Beschreibet den Character des Müßiggängers, und zeiget die Absicht dieser Schrift. Seite 1
II. Eine Einladung des Verfassers, daß man ihm doch mit einem Briefwechsel beystehen möchte. 5
III. Ursachen welche ihn zu schreiben bewogen haben. 10
IV. Betrachtung über die Hospitäler und milden Stiftungen. 14
V. Vorschläge zu einer Armee von Weibspersonen. 19
VI. Nachricht von einer Wette eines Frauenzimmers, die in tausend Stunden tausend Englische Meilen geritten. 23
VII. Unterricht für die Zeitungsschreiber. 28
VIII. Ein Plan zu besserer Einrichtung der Kriegszucht. 33
IX. Betrachtungen über den Fortgang des Müßiggehens. 38
X. Von der politischen Leichtgläubigkeit. 42
XI. Wetter Discourse. 47
XII. Von der öffentlichen Bekanntmachung der Heyrathen. 52
XIII. Die eingebildete kluge Hauswirthin. 56
XIV. Von der Verschwendung der Zeit. 61
XV. Klagen eines Kaufmanns über seine Frau. 65
XVI. Druggets Lebenslauf. 68

XVII. Stück. Mittel den Müssiggang zu unterhalten. S. 72
XVIII. Vertheidigung des Druggets 76
XIX. Whirlers Character. 80
XX. Geschichte der Eroberung von Louisbourg. 85
XXI. Ein Brief über die lange Weile. 90
XXII. Von Gefangennehmung der Schuldleute in England, ihren Ursachen und Folgen. 95
XXIII. Ungewißheit der Freundschaft. 99
XXIV. Daß die Menschen nicht allezeit denken. 104
XXV. Von Schauspielern. 108
XXVI. Seltsame Geschichte eines Dienstmädchens Elisabeth Broom. 112
XXVII. Macht der Gewohnheit. 118
XXVIII. Briefe von verschiedenem lächerlichen Inhalte. 122
XXIX. Fortsetzung der Geschichte Elisabeth Brooms. 127
XXX. Ueber die Zeitungsschreiber. 132
XXXI. Verschiedene Gestalten des Müssiggangs. Sobers Character. 136
XXXII. Betrachtung über den Schlaf. 140
XXXIII. Tagebuch eines Cambridger Studenten. 145
XXXIV. Vergleichung des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Puntsch. 151
XXXV. Welches eine sonderbare Art des Müssiggangs erläutert. 155
XXXVI. Von der wunderbaren und abscheulichen Schreibart. 160
XXXVII. Eisen und Gold. 164
XXXVIII. Fortsetzung von der Gefangennehmung der Schuldleute, und ihrer Schädlichkeit. 168

XXXIX. Stück. Von einer ganz neuen Art Frauenzimmerarmbänder. S. 174
XL. Von einer neuen Kunst Zeitungen zu schreiben. 179
XLI. Brief über den Tod eines Freundes. 184
XLII. Brief, welcher Klagen einer Tochter über ihren Vater enthält. 188
XLIII. Erinnerungen wegen der Flüchtigkeit der Zeit. 194
XLIV. Nutzen der Gedächtnißkunst. 198
XLV. Vertheidigung der Gemählde. 202
XLVI. Schreiben eines Kammermädchens, das sich über ihre wunderliche Frau beklaget. 207
XLVII Ueber die witzigen Köpfe und süßen Herren. 212
XLVIII. Der geschäfftige Müssiggang. 217
XLIX. Marvells seltsame Reise. 220
L. Anmerkungen über das vorige Stück. 225
LI. Von der Unmöglichkeit in seinem eigenen Hause groß zu seyn. 229
LII. Von der Selbstverläugnung. 233

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Johnson, Samuel, 1709-1784

Der Müssiggänger, eine Sittenschrift, der Vernunft und Tugend gewiedmet In zween Theilen. Aus dem Englischen übersetzt

Bd.: 1.

Zittau ; Leipzig (1764)

Per. 68 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10612950-2
VD18 80022677-001